



Ann. 1860

100 20 00, 20 00 00



UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK WEN



816A

cf La Lumbilla P. Paraguayan p. 178



Atque jam tempus fuit, cum prima pariter proleceris.

Waller.

4. 1. 1. 1.

Geschichte der Abiponer,

einer berittenen und kriegerischen Nation

in

Paraguay.

Bereichert

mit einer Menge Beobachtungen über die wilden Völkerschaften, Städte, Flüsse, vierfüßigen Thiere, Amphibien, Insekten, merkwürdigsten Schlangen, Fische, Vögel, Bäume, Pflanzen, und andere Eigenschaften dieser Provinz.

Berfaßt

von Herrn Abbe Martin Dobrizhoffer,
sechzehn Jahre lang gewesenen Missionär in Paraguay.

Aus dem Lateinischen übersezt

von

M. Kreil.



Erster Theil.

W Z E N,

bei Joseph Edlen von Kurzbeck k. k. Hof-
buchdrucker, Groß- und Buchhändler 1783.

**Pluris est oculatus testis unus, quam auriti
decem;**

**Qui audiunt, audita dicunt, qui vident, plane
sciunt.**

**Ein Augenzeuge gilt mehr, als zehn Ohren-
zeugen.**

**Der etwas höret, sagt blos, was er gehöret
hat; der es sieht, weiß es gewiß.**

Plautus (in *Truculentio* 2.6.)



V o r r e d e

a n

d e n L e s e r.

Während meines zwey und zwanzigjährigen Aufenthalts in Amerika war Europa; und seit meiner Rückkehr in Oesterreich Amerika der Gegenstand der vielen Fragen, die man von allen Seiten an mich stellte. Andern nun die Mühe diese Fragen an mich zu stellen, und mir die, sie zu beantworten, zu ersparen; theils auch Män-



nern vom ersten Range ein Genüge zu thun, schrieb ich gegenwärtige Nachrichten. Eine Unternehmung von dieser Art kann für mich nicht anders, als äußerst bedenklich, und mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden seyn, wenigstens in unserem Zeitalter, da eine Menge Aristarchen sich zur Gewohnheit gemacht haben, nichts zu loben, als was von ihrer, oder ihrer Anhänger Feder herrühret, und alles übrige als litterarische Auswüchse zu verachten.

Uiber Paraquay ist bekanntermassen von Vielen Vieles geschrieben worden; von Wenigen, denen die Wahrheit am Herzen lag, aufrichtig; von Keinem Alles. Man glaube nicht, daß ich schon einmal gekaute Dinge aufwärme. Meine Geschichte beschäftigt sich mit den Abiponern einem wilden, kriegerischen, und berittenen Volke, das beinahe keinem Schriftsteller, der von Amerika handelt, selbst nicht einmal dem Namen nach bekannt ist. Dessen ungeachtet ist diese Nation für Paraquay eine der furchtbarsten. Eingenommen für ihre alte Freyheit, und mächtiger als alle andere nicht sowohl durch die Anzahl ihrer Krieger als durch ihre Mordkünste verbreitete sie weit um sich herum Furcht, und Schrecken. So sehr der Spanier alle übrigen europäischen Nationen an Größe des Geistes, und dem Kriegsglücke

de



er übertraff; so sehr erwarb er sich, sobald er den Fuß in Amerika setzte, bei allen Völkerschaften der Antipoden durchgängig den Ruhm eines fürchterlichen Siegers. Kaum waren noch Indianer übrig, die Gewalt mit Gewalt abzutreiben sich getraueten; denn wider die spanische Tapferkeit hielt kein amerikanisches Heer aus, so zahlreich dasselbe auch seyn mochte. Wagten es einige den Feuer spendenden Schlünden ihre Kolben, Spieße, Pfeile und Schleudern, das ist, dem Eisen, und dem Metalle, Holz, Steine und Rohre entgegenzusetzen; so sahen sie dennoch am Ende ein, sie könnten nichts Besseres thun, als sich ergeben, sobald sie es mit den celtiberischen Ankömmlingen aufzunehmen hätten. Oft rieben diese mit einem kleinen Haufen ganze Heere der Wilden auf, und oft war der Sieg entschieden, ohne daß ein Treffen gewaget wurde. Ungeachtet nun nach der Eroberung von Mexiko, Peru, Chili, Quito, Paraquan, Tufuman und anderer ungeheuern Provinzen, und Inseln beinahe alle Nationen dem spanischen Szepter gehuldigt hatten; so retteten dennoch die Abiponer dadurch, daß sie bald listig flohen, bald siegreich kämpften, bis auf unsere Zeiten ihre Freiheit. Sie machten sogar die spanischen Kolonien durch ihre vielfältige Uibersälle und blutige Niedermegellungen mehrere Jahre hindurch, leider! oft genug zittern, bis sie



endlich im Jahre 1747, um Menschlichkeit und Religion zu lernen von unsern Leuten in Pflanzörter gebracht wurden, und sich dem spanischen Monarchen, dem ganz Paraquan gehöret, wie sie längst hätten thun sollen, zu unterwerfen anfangen.

Da ich mich sieben Jahre in den vier Kolonien der Abiponer aufhielt, so beobachtete ich nahe genug ihre Sitten, Gebräuche, Kriegszucht, ihren Aberglauben, die Niederlagen, die sie erlitten, und die sie anrichteten, ihre politischen und ökonomischen Verfassungen, und die Schicksale der neuen Pflanzungen. Ich habe nun dieses alles mit mehr Aufrichtigkeit, als Geschmack niedergeschrieben, und glaube hierinnfalls Nachsicht zu verdienen. Denn wer wird wohl von mir das Zierliche des Livius, Sallust, Cäsar, Strada, oder Rassei fodern können, nachdem ich so viele Jahre hindurch alles Umganges mit den Musen, und aller Übung im Lateine entbehren mußte: wiewohl ich übrigens sehr darauf gesehen habe, daß, da mein Werk von den Wilden handelt, selbes nicht auch in einer rohen, und fehlerhaften Sprache zum Vorschein käme. Ich werde glauben alles gethan zu haben, wenn man von meiner Wahrheitsliebe überzeugt ist. Die Aufrichtigkeit des Geschichtschreibers war immer der glänzendste Schmuck



Schmuck der Geschichte. Wahrheiten; und so viel es möglich war, gewisse Wahrheiten zu schreiben lag mir vorzüglich am Herzen. Ich fodere nicht, daß man mich lese, bewundere, lobe: aber das glaube ich mit Recht fodern zu können, daß man mir Glauben beimeße. Manches wird manchem unglaublich, oder übertrieben scheinen, wenn er nicht zum Voraus weiß, daß der Unterschied zwischen einem amerikanischen Wilden, und einem gesitteten Europäer nicht kleiner ist, als der Abstand zwischen Amerika und Europa.

Ich habe in die Erzählung der abiponischen Merkwürdigkeiten manchmal Beispiele aus dem Alterthume, und manchmal Kernsprüche miteinander gestreuet (so ungefehr, wie wir unsere Speisen zu würzen pflegen) keineswegs in der lächerlichen Absicht den Ruhm eines Philologen dadurch zu erhaschen, sondern um deutlich darzuthun, daß die Gebräuche und Meinungen der Abiponer bei andern Völkern in Europa und Asien schon in den ältesten Zeiten üblich waren. Die kriegerischen Vorfälle der Abiponer, bei denen gemeiniglich mehr gelärmet, als Blut vergossen wurde, habe ich ziemlich umständlich beschrieben ohne aber darum ins Weitschweifige verfallen zu seyn. Ich glaubte hierinnfalls dem Beispiele des Titus Livius folgen



gen zu müssen, welcher nicht nur die blutigen Schlachten bei Cannä, dem See Trasymenus, Trebia, Thermopilä, sondern auch die Balgerenen einiger Haufen des angehenden Roms mit den Albanern, Sabinern, Fidenaten, Vejentern, und andern benachbarten Völkerschaften einer weitläufigen Erzählung würdigte. Ubrigens machten die Abiponer, ob sie gleich bei ihren Streifereien in den spanischen Provinzen mehr plünderten und verwüsteten, als ordentlich Krieg führten, in ihren in so vielen Jahren so vielmal wiederholten Einfällen eine unglaubliche, ich möchte fast sagen, unzählige Menge Menschen nieder. Den Zeitpunkt einer jedweden Ereigniß habe ich selten angemerkt, theils weil ich mich nicht der Gefahr zu irren aussetzen wollte; theils auch um der Kürze willen: und es ist mir überhaupt lieber, daß meine Leser Sachen von minderm Belange gar nicht wissen, als daß sie selbe unrecht wissen. Stets war mein vorzüglichstes Augenmerk hierauf gerichtet; und ich habe mir es zum Gesetze gemacht, nichts Zweifelhafte oder Unzuverlässiges für zuverlässig auszugeben. Fügte es sich aber zuweilen, daß ich aus bewährten Schriftstellern einiges, was mir selbst nicht hinlänglich bekannt war, erzählte; so waren es solche, denen ich eben so gut als meinen eigenen Augen trauen konnte. Vielmals habe ich auch bei Gelegenheit von dem, was ich



ich selbst gethan, oder erduldet habe, Meldung gemacht um der Vollständigkeit der Geschichte willen. Wer mir dieses verargen wollte, müßte auch auf den Julius Cäsar, und Paulus den Apostel (wenn man anders kleine Dinge mit großen vergleichen darf) übel zu sprechen seyn; weil sie ebenfalls ihre Thaten, und ihre Leiden selbst aufgezeichnet haben. Bis hieher habe ich meine Leser mit dem Inhalte, den Beweggründen und dem Plane meiner Schrift bekannt gemacht; noch habe ich einiges zu erinnern, damit sie sich nicht an meiner Geschichte irgendwo stoßen, oder mir unrecht thun.

Bemerket man zuweilen, daß andere Schriftsteller, welche die Geschichte von Amerika bearbeitet haben, einiges verneinen, was ich behauptete, oder behaupten, was ich verneine; so wünschte ich, daß man sich in seinem Urtheile nicht übereilen, und mich oder die andern, denen ich zu widersprechen scheine, alsogleich eines Irrthums, oder einer Unrichtigkeit beschuldigen möchte. Wie! Wenn wir alle zusammen recht hätten? Die andern, wenn bei ihnen von Mexiko, Peru, oder Kalifornien die Rede ist, und ich, der ich blos Paraquay vor Augen habe? Denn was von einem Lande äußerst richtig ist, ist es vielmal von einem andern nicht. So wie diese Provinzen un-

erz



ermesslich weit von einander entlegen sind, eben so sind selbe in Ansehung des Himmelsstriches, des Bodens, der darinn sich befindlichen Dinge, und ihrer Eigenschaften unendlich von einander unterschieden. Lieber Gott! welche entsetzliche und mannichfaltige Verschiedenheiten der Landschaften, Nationen, Sprachen, Sitten, und Erzeugnisse habe ich nicht mit meinen Augen beobachtet! Auf keinem Boden wächst alles. Peru, Mexiko, Chili, Quito &c. haben Ueberfluß an Gold, Silber, Edelgesteinen, und Perlen. Paraquay hat von allem dem nichts; aber Vieh sieht man darinn von allen Arten in einer erstaunlichen Menge. Die Abiponer, Mocobis, Tobas, Quaycurus, Aucas &c. sind am meisten kriegerisch, und sehnen sich nach dem Gefechte: die Vilelas, Lules, Chunipies, Quayakies &c. hingegen lieben besonders die Ruhe, und den Frieden. Sogar in einer und eben derselben Provinz sind die Einwohner nach den verschiedenen Strichen gar sehr von einander unterschieden. Wie sich doch Paraquay nirgends gleich sieht! Hier öffnet sich eine unermessliche Ebene von Feldern auf 200 Meilen weit nach allen Seiten hin, ohne daß man auch nur einen einzigen Baum, oder einen Tropfen Wasser, es sei denn daß es regnet, entdecken könnte. Dort heben sich steile Berge empor, und ungeheure Wälder verlieren sich ins Unabsehbliche, ohne daß es möglich



lich wäre, darinn den kleinsten Fleck ebenes Land gewahr zu werden. An einem andern Orte, z. B. bei den Abiponern würde man sowohl auf der Oberfläche, als auch in den Eingeweiden der Erde das geringste Steinchen vergebens suchen; da man hingegen wieder an einem andern Orte weit und breit schroffte Steinwege, und die höchsten Felsengebirge allenthalben erblicket. Oft kann man mehrere Tage in einem fort reisen, ohne auch nur einen Tropfen Wasser, woran sich ein Vogel laben könnte, zu finden. Oft wird man an den Strömen, Flüssen, Seen, und entsetzlichen Morästen die größten Schwierigkeiten zu überwinden haben. Sollte also jemand Paraquay als ein ebenes, offenes, morastiges oder nasses Land; ein anderes dasselbe als ein trocknes, bergichtes, waldichtes oder steinichtes schildern, so darf man beiden sicher glauben, da ein jedweder einen andern Strich im Gesichte gehabt zu haben scheint. Wenn man diese Vorsicht nicht unterläßt, wird man manche Schriftsteller von dem Verdachte einer Unwahrheit lossprechen, — wenn gleich nicht alle.

Denn in der That lachte ich vielfmals, und vielfmals ärgerte ich mich über die Schmierereien, welche dem Leser die ungereimtesten Märchen von Amerika für Geschichte, Erdichtungen für Thatfachen, Meinungen, Mutmassungen, und ich darf wohl



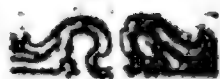
wohl sagen, Träume für Wahrheit aufbringen. Indessen werden sie dennoch gut bezahlt, von vielen gesucht, und gemeiniglich nicht ohne Beifall gelesen. Es wird sich daher meines Erachtens der Mühe lohnen, wenn ich die Quellen der Irrthümer, die sich in die Geschichte von Amerika eingeschlichen haben, aufdecke. Viele ergreift die Feder, nachdem sie kaum die Küsten von Amerika erblicket haben. Die Wißbegierde der Europäer zu sättigen, haschen sie in ihren Erzählungen mehr nach dem Wunderbaren und Seltsamen als nach dem Wahren. Sie hören jedem Spanier, Indianer oder Schwarzen, der ihnen in dem Wege kömmt, aufmerksam zu, und zeichnen alle die Sagen auf, die sie von Indiens Beschaffenheit und der Indianer Gebräuchen zusammenbringen können. So werden sie hintergangen, und hintergehen wieder andere. Denn da sie der spanischen oder amerikanischen Sprachen entweder gar nicht mächtig sind, oder selbe doch nur oberflächlich inne haben, so können sie die Landesbewohner weder gehörig befragen noch ihre verkehrten Antworten verstehen, indem sich diese mehr durch gewisse Winke, und Zeichen als durch Worte auszudrücken pflegen. Die Erzählungen unwissender Schiffer, Kaufleute, und anderer, welche die amerikanischen Seeplätze mehr durchgeflattert, als untersucht haben, sind also die unglücklichen Kanäle, durch welche



welche sich so viele Märchen und Unwahrheiten in die historischen und geographischen Wörterbücher eingedrungen haben. Kaum liest man darinn irgend einen Namen einer amerikanischen Provinz, oder Stadt, eines Volkes, oder Flusses, der nicht durch Buchstabenzusätze, oder Verstümmelungen jämmerlich verunstaltet, oder wenigstens in einem seiner Theile verhunzet wäre. Die Sammler der Encyklopedien, und Wörterbücher, raffen ihren Vorrath vom Wunderbaren aus den sogenannten Reisebeschreibungen so vieler Unwissenden ohne Unterschied zusammen; vermengen alles ohne Wahl und Ordnung; setzen in die Stelle des Wahren das Falsche hin; und bringen ein Flickwerk oder vielmehr ein Chaos zum Vorschein, welches alle, die mit Amerika näher bekannt sind, im höchsten Grade lächerlich finden müssen.

Aber keine Klasse von Schriftstellern ist giftartiger, als die, welche theils von dem Neid, und dem Hasse beseelet, und theils aus Parthenlichkeit ihre Schriften mit den schändlichsten Lügen, und abscheulichsten Verläumdungen unverschämt anpfropfet, verdienstvolle Leute tadelt, und Tadelnswerthe lobet. Wer mag alle die Skartecken von Amerika her zählen, welche nicht nur nie an das Licht hätten öffentlich treten sollen, sondern auch nach dem Urtheile jedes vernünftigen Mannes des Verbre-

bren.



Urennens werth wären? In keinem Lande vort Amerifa hat das Chriftenthum fo herrliche Fortfchritte gemacht als in Paraquan bei den Quaranianern, den Bewohnern von 32 Flecken, die fie fich felbft gebauet haben. Nirgends ift die Frömmigkeit in einem blühenderen, nirgends find der Gottesdienft und die Kirchen in einem glänzenderen Zustande, in einer ordentlicheren und zufammenftimmenderen Verfaßung: nirgends find die Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens auf einem dauerhafteren Fuße: nirgends werden die nützlichften Künfte fleißiger getrieben; und ich müßte mich sehr irren, wenn irgend ein amerifanisches Volk in dem königlichen Heer häufigere und nützbarere Dienfte geleistet hätte, als eben dieses bereits in das zweite Jahrhundert leistet. Hieran zweifelt niemand, der von Paraquan nur die geringsten Kenntniffe hat. Und dennoch haben die unermüdeten Priester, die dieses alles mit ihrem Schweiß, und mit ihrem Blute zu Stande gebracht haben, immer mehr Verläumder und Verfolger, als Penelope Freyer erzählt. Um den Neid wider fie anzufachen hörten diese niemals auf Erdichtungen auszuhecken. Allein das herrlichste Lob, daß ihnen so viele spanische Monarchen, so viele Bischöfe, und so viele königliche Beamten, und Statthalter im reichen Maaße beigeleget haben, muß ohne Zweifel bei den klügeren, und gesün-



gesünderdenkenden Europäern von einem größeren Gewichte, als die fahlen Schmähungen der Uibelgesinneten gewesen seyn.

Es ist schon sehr lange, daß mir eine französische Schrift von den Flecken der Quaranier von ungefehr in die Hände gerieth. Ich hatte kaum drey Blätter durchgelesen, als ich darinn 26 entseßliche und ganz unverzeihliche Lügen wahrnahm, und mit der Feder anmerkte. Allein am Ende warf ich, des Zählens müde, den ganzen Quark, der so zu sagen von Verläumdungen stroßte, mit Unwillen weg. Der lügenhafte Plauderer will Paraquan gesehen haben! Vielleicht auf einer Landkarte? Mich wenigstens wird er so was nie bereden können. Seinem Vorgeben nach soll der Winter daselbst im August anfangen, in welchem Monate doch gerade derselbe aufhöret, und der Frühling eintritt; die Bäume wieder ausschlagen, und die Vögel ihre Nester bauen. Das weiß doch jeder Paraquaner. Und dennoch ist dieser Beschreibung, die man nicht anders als eine Schwindgrube von Lügen und Verläumdungen betrachten kann, eine rühmliche Stelle in der berühmten und weitläufigen Sammlung der Reisebeschreibungen zu Theil geworden; und man hält sie für die Sonne von Paraquan, ungeachtet selbe blos in der Absicht geschrieben zu seyn scheint, Blind-

))((

heit



heit und Finsterniß in dem Geiste der Europäer zu verbreiten. Ich habe auch noch eine andere französische Beschreibung von Paraquay, in welcher gleichfalls die Wahrheit auf das unerträglichste mißhandelt wird, vor vielen Jahren durchgeblättert. Ich erstaunte über die Unverschämtheit des unredlichen Geschichtschreibers, der schon lange auf das nachdrücklichste widerlegt worden ist, nicht weniger als über den unglaublichen Beifall, womit er von vielen gelesen wurde, hauptsächlich aber von denen, welche für eine blendende Schreibart eingenommen sind, und die Schale höher, als den Kern schätzen. Ein wichtiger Engländer schrieb vor kurzem von diesem Schriftsteller: Dieser Mann ist mit aller möglichen Unverschämtheit und dummen Verwegenheit vollständig ausgerüstet. Seiner Reisen sind viele, aber auch viele seiner Lügen. u. Innig verehere ich den Pinsel dieses Britten, der den dreusten Schriftsteller, der in Europa auch in andern Rücksichten sehr wohl bekannt ist, mit so lebhaften und treffenden Farben geschildert hat. Außer diesen gehen noch andere Schriften von Paraquay in Europa herum, welche das, was ihnen an Wahrheit gebricht, durch grobe Lasterungen ersetzen sollen. Gleichwie aber manchmal das Falsche stärkere Gründe als die Wahrheit selbst für sich zu haben scheint, wie Aristoteles anmerkt; eben so



so geschieht es sehr oft, daß von den Unwissenden die unredlichen Schriftsteller den wahrheitsliebenden und aufrichtigen vorgezogen werden. Ich begreife dieses sehr wohl. Ziehen denn nicht auch die Fledermäuse die nächtlichen Finsternisse dem Tageslichte vor?

Ich erinnere mich hier einer zu meinem Vorhaben ganz dienlichen Stelle des Lurenburger Rezensenten in seinem Journal historique, & critique, vom 15. Julius 1782, da in Frankreich von den Lettres édifiantes, & curieuses écrites des missions étrangères, welche von den gelehrtesten Männern, als Fontenelle, Blüfson, Mayran, Montesquieu, Le Franc &c. sehr gerühmet, von einer gewissen Art Leute hingegen auf das Bitterste gelästert worden sind, eine neue Auflage in 22 Bänden veranstaltet wurde. Man liest, sagt dieser Kritiker, daß die Missionarien in auswärtigen und jenseits des Meeres gelegenen Provinzen den Sitten, Gebräuchen, und Einrichtungen verschiedener Völker, und auch den Künsten, und Wissenschaften nachgespürer haben. Man schätzet ihre weisen Bemühungen, wodurch sie die Wahrheit zu entdecken, und sich von den gemeinen Irrthümern und Meinungen loszumachen suchten. Wie! Sollte man diesen Männern, welche sich selbst

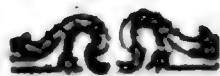


mehrere Jahre in den entferntesten Ländern aufgehalten, welche alles selbst mit einem untersuchenden Auge, redlichen Herzen, und einem durch vielerlei Wissenschaften aufgeklärten Verstande beobachtet haben, nicht mehr Glauben beismessen, als jenen herumziehenden einbildischen Reisenden, welche ohne das Innere der Provinzen selbst gesehen zu haben, und ohne in der Landessprache bewandert zu seyn, von ganzen Nationen bloß nach dem, was ihnen an dem Orte, wo sie an das Land stiegen, in die Augen fiel, ihr Urtheil fällen; und die Missionarien, die ihren vorgeblichen Beobachtungen oder vielmehr Einbildungen zu widersprechen scheinen, der Welt als schwärmerische, abergläubische und unwissende Leute darstellen? So spricht dieser in allen Fächern der Gelehrsamkeit wohl bewanderte Mann. Wer fühlt nicht die überzeugende Kraft seiner Worte? Nichtsdestoweniger werde ich allemal glauben, daß man großmüthig mit mir umgehe, wenn der gelehrte Pöbel, der nie einen Schritt aus seinem Vaterlande weggekommen ist, von Paraquan nicht alles wird besser wissen wollen, als ich, der ich es mit meinen Augen so lang mit angesehen habe. Es giebt viele, die je unwissender sie sind, desto unüberlegter der Versuchung zu tadeln nachgeben; und denen mit aller Nieswurz von ganz Anticyra nicht mehr zu helfen ist.

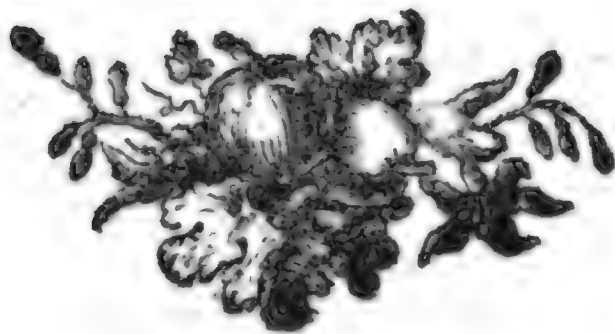
Was



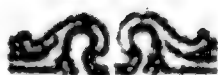
Was ich durch meinen zwen und zwanzig-jährigen Umgang mit den Paraquayern erfahren; was ich in den spanischen und indianischen Kolonien, und auf meinen vielen und langwüßrigen Reisen durch Berge und Wälder, über Felder und Flüsse selbst gesehen habe; das habe ich alles, wenn gleich nicht in einer schimmernden und rednerischen Sprache, dennoch, so viel es möglich war, genau und aufrichtig erzählt, so daß ich allerdings auf das Ansehen eines bewährten Geschichtschreibers mit Recht Ansprüche zu machen glaube. Indessen halte ich mich dennoch eben so wenig für untrüglich, als ich mich gern zurechtweisen lasse. Ich werde meinen Irrthum in dem Augenblicke wiederrufen, als ich dessen überzeugt bin. Das Wachs unter den Fingern kann hierinnfalls nicht biegsamer seyn als ich. Zwar wünschte ich auch, daß man sich nicht übereilen möchte; denn so gut ich im Schreiben irren kann, sogut kann es jeder andere im Urtheilen. Weit entfernt meinem Werke die Vollkommenheit zuzutrauen, dachte ich vielmehr dasselbe, ehe es noch dem Drucke übergeben war, sorgfältig auszubessern, und auszufeilen. Allein in meinem Alter, dessen fünf und sechzigstes Jahr bereits seinem Ende sich naht, fand ich dennoch nicht für rathsam noch länger darüber zu brüten; weil ich befürchten mußte, dessen Ausgabe nimmer



mehr zu erleben. Dieses ist nun alles, was ich zum Voraus zu erinnern habe. Lebe wohl, wer du auch immer bist, lieber Leser, und habe Rücksicht mit den Druckfehlern, und auch mit meinen; denn ich nehme mich von nichts aus, was menschlich ist.



Kur



Kurze Anmerkung,

wie einige spanische und indianische Wörter,
die in diesem Werke vorkommen, ausgesprochen
werden müssen.

Ch wird von den Spaniern ausgesprochen wie
sch von den Deutschen. So lautet mucho, viel,
wie muscho, Chili wie Tschili.

X und J klingt wie Ch mit einem etwas geschärft
ten Laut; z. B. Mujer ein Weib, wie Mucher; Xi-
menez wie Chimenez.

Ç hat den Laut unseres Z. z. B. Çevallos wie
Zeballos.

LL und Ñ werden mit einem angeschlossenen J
ausgesprochen, wobei man zugleich etwas mit der Zunge
an den Gaumen anstößt. So lautet España fast wie
Espanja, Colmillo wie Colmiljo.

Z muß man im Spanischen gelinder als im Deut-
schen und fast wie ein s aussprechen. z. B. Rodríguez
wie Rodriges; denn das u, welches wohl zu bemerken
ist, wird im Spanischen nach dem g gar nicht gebildet.

Qu klingt wie das deutsche K. z. B. Quemo,
ich brenne, wie Kemo.

In den quaranischen Wörtern wird das y, wenn
ein u darauf folgt, wie ein deutsches Tsch, wiewohl
etwas gelinder, ausgesprochen, als: Ayù, ich komme,
wie Aischù.

Das Zeichen eines halben Mondes mit hinaufrau-
genden Spitzen bedeutet, daß man den damit bezeichneten
Buchstaben mit einem geschärften Hauch, fast wie Ch aus-
sprechen muß. z. B. Y das Wasser, wie Ych.
Regen



Kagen aber die Spitzen abwärts, so muß der Selbstlauter, worauf dieses Zeichen steht, durch die Nase gesprochen werden. Z. B. Peti der Toback. Ist endlich auf einem Buchstaben ein griechischer Circumflex ~ angebracht, so muß man diesen durch die Kehle und die Nase zugleich aussprechen. Z. B. Gÿ der Pfeffer.

Je nachdem ein Wort mit diesem oder jenem Accente bezeichnet ist, je nachdem hat es auch verschiedene Bedeutungen. Z. B. Tupa ohne Tonzeichen bedeutet bei den Quaraniern einen Sessel, oder Beth; Tupã hingegen mit dem Zeichen heißt Gott; Ytà, ein Stein; Ytã eine Mischel; Tata, das Feuer, Tata stark.

In der abiponischen und motobischen Sprache hat das R mit dem Tonzeichen einen aus dem r und g zusammengesetzten Laut. So z. B. muß Naetarat, ein Sohn fast so gesprochen werden, wie einige Deutsche aus einem Naturfehler das r stammelnd aussprechen. Allein die ächte Aussprache läßt sich besser mündlich zeigen.

Von diesen Buchstabenzeichen sind manche zu sehen vergessen, und manche unrichtig gesetzt worden. Dieses statt einer vorläufigen Nachricht und zu meiner Entschuldigung in den Augen des Sprachkenners.





Innhalt des ersten Theiles.

Vorläufiges Buch über die Beschaffenheit von Paraquay.

- V**on der Länge und Breite dieses Landes.
Von den Landkarten von Paraquay und deren Fehlern.
Von der Eintheilung der ganzen Provinz.
Von der Stadt Buenos Ayres, ihrem Hafen, und
ihren Einwohnern; wie auch von dem Ursprun-
ge ihrer Benennung.
Von der einst portugiesischen, ist spanischen Kolonie
S. Sakrament.
Von den zwischen den Spaniern und Portugiesen im letz-
ten Friedensschluß verglichenen Gränzen von
Paraquay.
Von der Stadt Monte video, ihrem Hafen, Citta-
dell, und ihren übrigen Festungswerkern.
Von der Bay Maldonado, und wie man selbe mita-
telst der dabei gelegenen Insel der Seewölfe
befestigen könnte.
Allerlei Nachrichten von den Städtchen Santa Fé,
und Corrientes.
Von den dreyßig unter dem Statthalter von Bue-
nos Ayres stehenden Flecken der Quaranier.
Von dem Aufstand, den die Uruquayer erregten,
weil sie ihre sieben Flecken an die Portugiesen
abtretten mußten.
Von dem erdichteten König Nikolaus und dem Ur-
sprunge dieses Märchens.
Von dem vortrefflichen General und Statthalter zu
Buenos Ayres, Petrus Zevalkos.



- Das Merkwürdigste von Tufuman und den darinn
gelegenen Städten Corduba und S. Jakob.
Von Santa Cruz de la Sierra und den Kolonien
der Chiquiten.
Von den Jesuiten, welche der Bischof von Tufuman
Franz Viktoria in seinen Kirchensprengel verief.
Von der Statthalterschaft Paraguay und ihrer Haupt-
stadt Assuncion.
Von den neuen Kolonien der Indianer aus dem Volks-
stamme der Ytatinguas, nämlich S. Joachim
und Stanislaus.
Von dem Wilden in Mbaeverà und an dem Fluß
Empalado, welche der Verfasser entdeckt hat.
Von der Kolonie, die der Verfasser für sie erbauen
wollte, woran er aber von einem gottlosen
Manne gehindert wurde.
Von der den Mbayas (berittenen Wilden) erbauten
Kolonie Belèn.
Von den natürlichen Erzeugnissen dieser Provinz.
Von dem paraquayischen Thee, dessen Ursprung, Zubereit-
ung, Kommerz und andern Merkwürdigkeiten.
Von der Zubereitung des Tobacks auf brasilianische
Art.
Von den wilden Payaguas, Quaycurus, den
Abiponern, und Mokobiern, welche diese Pro-
vinz beunruhigen.
Von der Provinz Chaco, dem Schlupfwinkel einer
Menge wilder Völkerschaften.
Von den übrigen indianischen Nationen, welche außer
Chaco herumstreifen, und besonders von denen,
die sich mehr gegen Süden zu aufhalten.
Von der besondern Treue und Willkährigkeit, womit
die Quaraner zu allen Zeiten in dem spa-
nischen Heere gedienet haben.

Von

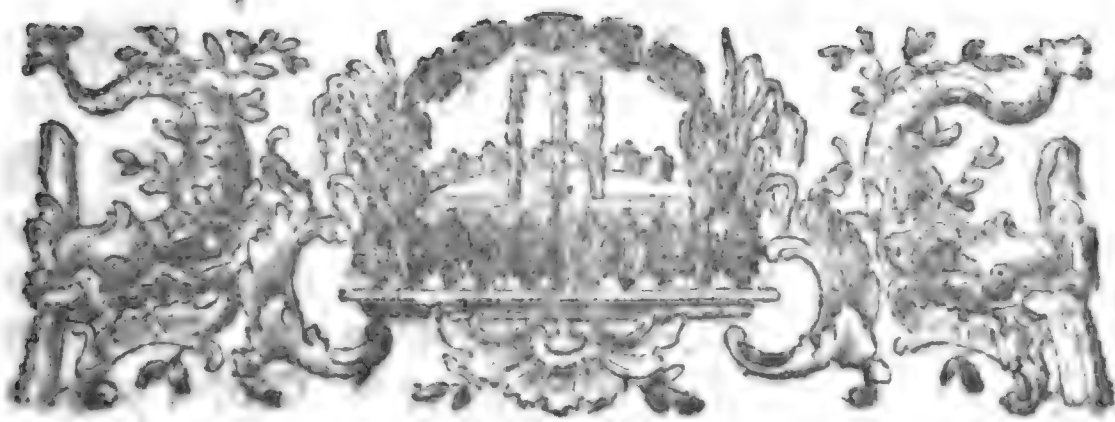


- Von den Kolonien, welche wir für die Indianer des magallanischen Landes angelegt hatten, und deren Schicksale.
- Von der Seereise dreyer Jesuiten, welche sie auf Befehl König Philipp des V., die magallanischen Küsten zu besichtigen, unternommen haben.
- Von dem Schiffbruche der Spanier bei der Feuerinsel. Einiges von ihren Einwohnern.
- Von der anfänglich von den Franzosen in Besitz genommenen, nachmals aber den Spaniern verkauften Insel Maloina.
- Von den Mameluken aus Brasilien, welche die quarantänen Flecken zerstörten, und die Indianer wegschleugten.
- Von der Dienstbarkeit der Indianer, welche durch königl. Gesetz: theils verboten, theils eingeschränket wurde.
- Von den vornehmsten Flüssen, der Parana, dem Paraguay und Uruquay und anderen kleineren, die sich in die vortigen ergießen.
- Von dem schaudervollen Wasserfall des Flusses Parana, und einem anderen kleineren.
- Von dem Ursprunge neuer Inseln, dem Untergang der alten, ferner von einigen schwimmenden Inseln.
- Von den zweyen jährlichen Überschwemmungen.
- Von der Größe, den Häfen und Untiefen des Silberflusses, welchen Namen die Parana bei der Stadt Buenos Ayres annimmt.
- Von den vielen Gefahren, womit die Schifffahrt auf diesem Flusse verbunden ist.
- Von dem Mangel an Mineralien und Edelgesteinen in Paraguay.
- Von den verschiedenen Versuchen und Märchen der Spanier und Portugiesen, welche Metalle hinein träumten.

Von



- Von der unglaublichen Meng: Pferde, Maulthiere, Ochsen und Schaafse in diesem Lande.
 - Von der freyen Jagd des wilden Hornviehes.
 - Von der Gefräßigkeit der Indianer.
 - Von der Gestalt, Manchfaltigkeit, dem Unterricht, den Krankheiten und Kuren der paraquayischen Pferde.
 - Von der künstlichen Erzeugung und den Eigenschaften der Maulthiere.
 - Von der Schaafzucht.
 - Von dem Klima und anderen Eigenschaften des paraquayischen Himmelsstriches.
 - Von einigen besonderen vierfüßigen Thieren, als: dem Lieger, Löwen, Elendthier, Ameisenbären, verschiedene Affen, Huenacken, &c. &c.
 - Von einigen Amphibien, als: dem Krokodil, Seewolf, Fischotter, Wasserschwein, Yguana, &c.
 - Von seltenen Vögeln, als: dem Straußen, Papager, Tunkà, Kardinalvogel, &c.
 - Von allerlei Gattungen der Fische, welche in Europa unbekannt sind, und den verschieden Arten des Fischfanges.
 - Von den merkwürdigsten Bäumen, als: dem Lignum sanctum, Quayacán, Ceder, Cupay, &c.
 - Von einigen Arzneypflanzen, als: der Virga aurea, Rhabarbar, Vaynilla, Fieberrinde, Sassafras, Zarza parilla, &c.
 - Von amerikanischen Früchten, dem Zuckerrohr, der Baumwolle, der Wurzel Mandioca, dem Indigo, der Cochenille, &c.
 - Von warmen Bädern.
-



Vorläufiges Buch
über die
B e s c h a f f e n h e i t
v o n
P a r a q u a y.

Da meine Schrift die Abiponen ein berittenes Volk von Paraguay zum Gegenstande hat, so will ich gleich im Eingange derselben meinen Lesern ein Bild von der ganzen Provinz im Grundrisse vor Augen legen. Die Geschichte selbst wird dadurch um so viel verständlicher; indem die Kenntniß eines Landes zu einem vollständigen Begriffe von der Beschaffenheit seiner Einwohner ungewein viel beiträgt, und manches, was sonst dunkel, und
unwahr

unwahrscheinlich scheinen dürfte, dadurch in ein helles Licht
gesetzt wird. Paraguay, dieses ungeheure Land des mit-
tägigen Amerika, erstreckt sich von allen Seiten auf eine
unermessliche Weite hin. Von Brasilien bis Peru, und
Chili werden gemeiniglich 700 spanische Meilen angege-
ben, von der südlichen Mündung des Silberflusses hinger-
gen bis zum nördlichen Amazonenlande eilfhundert.
Ein ungenannter Engländer setzt in seiner bei der topo-
graphischen Gesellschaft in Hamburg 1768 herausgekoma-
menen Beschreibung von Paraguay die Breite dieser Pro-
vinz von Aufgang nach Niedergang auf mehr als 1000,
die Länge hingegen von Süden nach Norden auf mehr
als 1500 englische Meilen an. Einige zählen mehr, an-
dere weniger, je nachdem sie nach deutschen, spanischen,
oder französischen Meilen gerechnet haben. Etwas gewis-
ses läßt sich hierin falls nicht angeben, noch auch ausma-
ßen. Die größten der von den Kolonien am meisten
entlegenen Striche Landes sind noch nicht gehörig unter-
sucht worden; und wie! wenn sie es auch nie werden
sollten?

Wespkünstler sind daselbst etwas Seltnes. Und hat-
ten auch einige Lust, und Kenntnisse genug. Messungen in
den dortigen Gegenden vorzunehmen, so mangelte es ih-
nen dennoch an Muth sich hinzubegeben; theils aus Furcht
vor den Wilden, und theils auch, weil ihnen die unge-
bahnten Wege das Reisen beschwerlich machten. Jeders-
mann weiß, daß die Karten von Paraguay meistens
nach den Beobachtungen unserer Leute gestochen sind, die
da, um Gott und dem katholischen Könige Wilde zu ge-
winnen, die tiefsten Wälder, die Gipfel der Gebirge,
und die Gestade der entlegensten Flüsse ausgiengen, und
das ganze Land weit und breit durchwanderten: niemals
ohne Gefahr des Lebens, und vielmal mit dessen Verlust.
Bekanntermassen haben in Paraguay 24 Jesuiten in ihrem
apostol



apostolischen Verrichtungen durch die Hände der Wilden ihr Leben eingebüßet. Wie sie hießen; wann, und auf welche Art sie ankamen, werde ich an einem andern Orte aneбен. Im reichen Chili, und Peru giebt es keinen Winkel, den nicht die Europäer um Gold auszuspiiren durchwühlet hätten. Paraguay hingegen reizte sie nicht, weil es gar kein Metall hervorbringt. Darum ist uns noch heut zu Tage ein grosser Theil unbekannt: und was man davon weiß, hat man unwidersprechlich den Augen und Füßen der Missionarien zu danken. Es wäre zu wünschen, daß sie die Strecken, die sie durchgingen, die Flüsse, über die sie gesetzt haben, und den Abstand der Duschafsten mit eben so viel Genauigkeit, und Kunst, als Aufrichtigkeit angemerket hätten. Nach ihren Bemerkungen kamen sowohl zu Madrid, als auch in Rom verschiedene Karten von Paraguay heraus. Sie sind aber alle durch die Hand fehlerhaft; und eine solche, an der sich gar nichts aussetzen ließ, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Die, welche unser P. Joseph Quiroga vor wenigen Jahren zu Madrid stechen ließ, ist noch unter allen die richtigste, wenigstens in Ansehung derjenigen Orter, die er selbst als ein Mathematikverständiger beobachtet hat. Er gieng so weit als er konnte. Besonders hoch schätze ich die Karte des königlichen Geographen Herrn D'Anville schon aus dem Grunde, weil er auch die zerstörten spanischen, und indianischen Kolonien fleißig, so wie das meiste Ubrige angemerkt hat. Indessen ist sie dennoch nicht ganz fehlerfrey. Ich eile zu sehr zu meinen Abiponen, als daß ich mich mit der Anzeige der Fehler der Landkarten abgeben könnte. Ich glaube, es wird sich der Mühe lohnen, meine Leser mit Paraguay näher bekannt zu machen.

Paraguay gehört ganz dem König von Spanien; welcher auch dasselbe durch drey Statthalter und eben so



viele Bischöfen regieren läßt. Jeder hat eine besondere Provinz unter sich. Die erste ist die Provinz des Silberflusses, an dessen Ufern Buenos Ayres die Hauptstadt derselben, und der Sitz des königlichen Statthalters, und eines Bischofes liegt. Buenos Ayres hat eine Akademie, Klöster von beiderlei Geschlecht, einen Hafen, und ein nach neuer Art mittelmäßig befestigtes Citadel, das zwar wider die Anfälle der Wilden, und die Aufstände der Bürger eine vortreffliche Schutzwehre abgiebt, sich aber wider das schwere europäische Geschütz nicht halten kann, ungeachtet regelmäßige Truppen darinn zur Besatzung liegen. Der Fluß, der an den Mauern desselben vorbeifließt, bedeckt ihre Schwäche: denn da sich die Kriegsschiffe, der Sandbänke wegen, denselben nicht nähern dürfen, so sind diese vor ihren Kanonen sicher. Mauern, Gräben, Thore, oder eine andere Einfassung hat diese Stadt nicht, so wenig als jede andere in der ganzen Provinz, ungeachtet diese jener weder an der Zahl, und der Pracht ihrer Gebäude, noch an der Grösse des Handels und der Reichthümer, noch an der Menge ihrer Einwohner auch nur von weiten gleichkommen. Dieser letzteren zählt man bei 40000; Häuser hingegen bei 3000, die zwar meistens aus Ziegeln gebaut, und mit Ziegeln gedeckelt, aber niedrig sind, einige von zweien Stockwerken ausgenommen. Den Kirchen mangelt es daselbst nicht an Pracht, selbst nach dem Urtheile der Europäer. Sie werden aber alle von den zweien, die Primoli von Rom, unser Papbruder, ein schon vormals berühmter Architekt in Rom, ausgebaut hat, ohne Widerspruch übertroffen. Öffentliche Brünne, Denksäulen, und Bildsäulen der Heiligen, wird man dort auf keinem Plage gewahr werden. Wäen wird man zu Wien in einer Stunde und in einer Stasse mehr zählen, als hier im ganzen Jahre, und in der ganzen Stadt. Hingegen sieht man hier immerzu eine Menge Reitende. Es ist also kein Wunder, daß



daß alle auch mittelmässig Begüterte auf spanisch Caval-
lereros (Ritter) heißen. Marquisen, Grafen und Baro-
nen findet man daselbst nicht. Die Befehlshaber der
Truppen, die obrigkeitlichen Personen der Stadt, und die
sonst ihrer Würde, oder ihres Reichthumes wegen in Aus-
sehen stehen, machen den vornehmsten Adel von Buenos
Ayres aus. Das Vermögen der Bürger wird hier mehr
nach der Menge ihres Viehes, als nach dem baaren
Gelde geschätzt. Die Gegend um die Stadt herum ist
nach der Seite sowohl von Terra Magellanica, als auch
von Lufuman zu, auf 200 Meilen weit eben, meistens
theils ohne Bäume, und auch oft, wenn es nicht sehr
erziebig regnet, ohne Wasser; aber nichts destoweniger
sehr fruchtbar an Getreide. Man sieht hier sehr schöne Wie-
sen, auf welchen unzählige Heerden Hornvieh, Pferde,
und Maulthiere weiden. Wo man sich immer hinwen-
det, stossen einem ganze Heere von wilden Pferden auf,
die dem ersten, der sich ihrer bemächtigt, gehören. Au-
ßer den Weidenbäumen, welche auf den Inseln des Flu-
ses in grosser Menge wachsen, bediehet man sich täglich
zur Feuerung der Pfirsiche. Sie reisen hier zu Lande
sehr frühzeitig, wenn man sie mit den Händen an-
pflanzt.

Man halte nur, daß Buenos Ayres unter den
wichtigsten Handelsplätzen von Amerika allerdings eine
Stelle verdiene, sowohl in Rücksicht auf den spanischen
Waarenhandel, als auch in Betracht des Schleichhandels
mit den benachbarten Portugiesen. Die Vermöglicheren
ziehen aus dem Handel mit Maulthieren, und dem para-
guarischen Thee, welche Artikel sie nach Peru, und Chili
versühren, einen ansehnlichen Gewinn. Die Luft ist in
diesem Lande sehr feucht, und der Donner eben so furcht-
bar, als die Stürme und Wirbelwinde. Ungewitter to-
ben daselbst in allen Jahreszeiten ohne Unterschied des Mo-
nats



nats sehr heftig; und es donnert oft Tag und Nacht in einem fort. Diese Wüsterung ist ganz Paraguay gemein. Die bald donner- und bald wasserträchtigen Gewitterwolken sind nicht bloß fürchterlich, sondern auch oft Vieh und Menschen tödlich, nicht allein des Blitzstrahles, sondern auch des Hagels wegen, der hier in einer unaläuslichen, und in Europa schwerlich noch gesehenen Größe fällt. Die Stadt Buenos Ayres hat ihren Namen einem Zufalle zu danken. Nämlich als die Flotte unter dem Petrus Mendoza den Silberfluß hinaussagelte, so fuhr Sancius del Campo, einer seiner Verwandten, in einer Chaluppe mit unter den ersten an das Land. Hier müssen ihm nun, ich weiß nicht, welche Zephyre entgegen geweht haben; denn er konnte sich nicht enthalten aufzurufen: Que buenos Ayres son estos? O wie ist diese Luft so gut? Die Erfahrung hat nachmals die Wahrheit dieser von ungefähr gesprochenen Worte bestätigt. Die Stadt liegt unter dem 34 Grade 36 M. der Südbreite, und unter dem 32sten 3 M. der Länge.

Auf der andern Seite des Flusses, Buenos Ayres gegenüber, liegt gegen Uruguay die Kolonie von Sakrament, welche die Spanier, weil sie die Portugiesen auf jener ihrem Boden erbauet, und befestigt haben, vielmal wegnahmen, und fast eben so vielmal beim Friedensschlusse ihren ersten Besitzern zurückgaben: zur innigen Freude der Einwohner von Buenos Ayres, welche aus dem Schleichhandel mit den Portugiesen nicht wenige Vortheile zu ziehen wußten; so sehr auch der königliche Schatz durch diese Privatvortheile in Aufsehung der Zölle beinträchtigt wurde. Dieses Städtchen, der Zankapfel so vieler Mißthelligkeiten, liegt an dem Ufer des Flusses, auf einer Art von Anhöhe, besteht nur aus wenigen und niedrigen Häusern, und gleicht mehr einem Dorfe, als einer Stadt. Indes-

sen



sen ist es nichts desto weniger ein beträchtlicher Ort. In den elenden Hütten wohnen die reichsten Kaufleute, und ganze Magazine von Waaren, Gold, Silber, und Diamanten sind darinnen aufgehäufet. Die Stadt ist bloß mit einer einfachen und dünnen Mauer umgeben; außerdem aber mit einer Besatzung, Kanonen, Mund- und Kriegsvorrath auf alle Fälle hinlänglich versehen. Sie hat übrigens weder ein schönes noch ein festes Ansehen. Ich berufe mich diesfalls auf das Zeugniß meiner eignen Augen. Denn da wir im Jahr 1749 auf einem portugiesischen Schiffe aus Europa hier einliefen, so konnten wir im Vorbeigehen alles sehr bequem übersehen. Das portugiesische Gebiet ist von einem so kleinem Umfange, daß es auch der schlechteste Fußgeher in einer halben Stunde ausgehen kann. Die portugiesischen Schiffe segeln mit englischen und holländischen Waaren, und mit Sklaven aus Afrika, deren Handel in Amerika besonders einträglich ist, haufenweise nach diesem Hafen; woraus sie dann die Portugiesen weiter in Paraguai, Chili, und Peru heimlich verführen, und die Zollwächter entweder umgehen oder bestechen. Es ist unglaublich, wie viele Millionen dieser Schleichhandel den Portugiesen eingetragen, und den Spaniern entzogen hat. Dadurch wird es ganz begreiflich, warum jene auf die Erhaltung dieser Kolonie alles verwendet; diese aber selbe, so bald als möglich zu zerstören allemal getrachtet haben.

Wir, der ich mich zweien Tage daselbst aufgehalten habe, kam der Ort so wenig haltbar vor, daß ihn meines Erachtens eine Compagnie regelmäßiger Truppen auf den ersten Angriff ohne große Schwierigkeit wegnehmen könnte. Allein ich zweifle nicht, daß man nicht in der Folge, da man den Ausbruch eines Krieges vermuthete, in der Eile neue Werke aufgeworfen habe; weil die Belagerung dieses Platzes dem seiner militärischen Talente und Siege



wegen berühmten spanischen General Petrus Zevallos so viele Mühe und Zeit gekostet, und sich die Stadt nicht eher ergeben hat, als bis der spanische Feldherr, nach geschossener Breche, zum Sturm sich anschickte: da sie dann ihrer zahlreichen Besatzung und Kanonen ungeachtet am 31. Oktober, 1762 kapitulirte. Die verschossenen Mäuren waren noch nicht hergestellt, als schon eine, wenn ich mich noch recht erinnere, aus 12 englischen und portugiesischen Schiffen kombinierte Flotte davor erschien, um ihre neuen Herren wieder herauszufragen. Allein das Glück war den Feinden nicht so günstig, als das Getös, mit dem sie zu Werke giengen, groß war. Sie feuerten bei 3000 Kugeln aus ihren Schiffen nach der Stadt ab; wiewohl meistens ohne Erfolg. Die Spanier bezahlten sie mit gleicher Münze. Der Kampf, welcher einige Stunden gedauert hatte, wurde durch einen Zufall entschieden; denn als das englische Admiralschiff verbrannt war, so flüchteten sich die übrigen um so eilfertiger nach den brasilianischen Häfen. Die Engländer warfen nachmals den Portugiesen ihre Feigheit, diese hingegen jenen ihre Verwegenheit vor; weil die ersteren um die Wirkung ihres Geschüßes desto sicherer zu machen, in der Nähe; die letztern aber, um nicht jeder feindlichen Kugel bloßgesetzt zu seyn, von der Ferne gekochten haben. So machten sie sich wechseltweise Vorwürfe, Petrus Zevallos aber schrieb den Ruhm der Eroberung und Vertheidigung seiner Kolonie der Vorsicht zu, die über ihn gewachet hat. Indessen dauerten für Paraquay die Früchte seiner Siege nicht lange: indem die Spanier bei dem Friedensschlusse in Europa, um von den Engländern ihre Havana auf der Insel Kuba und Manilla, den vornehmsten Platz auf den philippinischen Inseln, wieder zu erhalten, die Kolonie von Sakrament den Portugiesen gern zurückgaben. Als aber der Krieg einige Jahre hernach von neuem ausbrach, so nahm sie Zevallos, nachdem er sich vorher der Karharineninsel bemächtigt hatte, obernals



ma's weg. Damals blieb die Kolonie bei dem Schlusse des Friedens zwischen Portugall und Spanien, dem katholischen Könige. Dieser Verlust muß den Portugiesen empfindlich gefallen fern: indessen können sie ihn dennoch verschmerzen; weil ihnen zwar ein Kanal, durch welchen ihnen unermessliche Schätze zufließen, versiegt; aber dagegen durch die Abtretung neuer Ländereyen, und Flüsse neue eröffnet wurden. Sie erhielten nämlich das goldreiche Luyaba, Matogrosso, die Roschance (la Estacada) und andere von ihnen errichtete Kolonien. Vielen kömmt diese grosse Nachbarschaft der Portugiesen mit Peru bedenklich vor, und für die Spanier eben so nachtheilig, als für diese vortheilhaft: weil sie sich niemals schädlich weisen, so bald es um die Erweiterung ihrer Gränzen zu thun ist. Von der Jugend auf in den Waffen geübt, und der rauhen Wege gewohnt, möchte sie wohl in Kriegszeiten der Gedanke anwandeln, dem Bergwerke Potosi, das eben so silberreich als arm an Vertheidigern ist, einen Besuch zu machen. Das Andenken an das Vergangene hat für die Zukunft Besorgnisse erregt. Noch in den vorigen Jahren, als ich in Paraguay war, vertheidigten sich eine Handvoll Portugiesen in dem Fort S. Rosa (La Estacada) sehr heldhaft wider ein zahlreiches Korps von Indianern und Spaniern, von denen sie bestürmet wurden; und zwangen ihre Angreifer schändlich abzuweichen. Fast um eben diese Zeit bemächtigte sich ein Detachement Portugiesen aus eben dieser Schanze des peruvianischen von christlichen Indianern, oder sogenannten Moros bewohnten Städtchens S. Michael durch einen nächtlichen Ueberfall, und führten zween unserer Priester, welche daselbst die Seelsorge über sich hatten, als Gefangene mit sich weg. Der eine, der schon bereits bei Jahren war, starb auf dem Wege; der andere wurde in ein öffentliches Gefängniß gebracht. Die Indianer, welche sich nicht durch die Flucht gerettet hatten, wurden vertrieben, und zerstreuet. Die Plünderung



war allgemein. Aber weg, mit dergleichen tragischen Schilderungen! Wer mag die frischen, kaum geheilten Wunden wieder aufrißen, und traurige Ereignisse für die Zukunft vorhersagen? Jeder Rechtschaffene wünschet und hoffet vielmehr, daß durch den letzten Frieden für die blühende Wohlfahrt beider preiswürdigsten Nationen auf das Beste gesorget seyn möchte. Ubrigens habe ich mich nur darum mit der Beschreibung der Kolonie von Sacramento, deren Namen unter den öffentlichen Kriegs- und Friedensangelegenheiten sehr oft vorkommt, etwas länger abgegeben, damit sie nicht etwa Unwissende an Größe mit Paris, und an der Stärke ihrer Festungswerke mit Luxemburg vergleichen.

Auf eben diesem Ufer ungefähr 50 Meilen unterhalb dieser Kolonie liegt südwärts Monte video eine kleine Stadt. D. Bruno Moriz Savalla Statthalter zu Buenos Ayres hat sie im Jahre 1726. gebaut. In der Folge wurde sie, um die Portugiesen im Zaum zu halten, ansehnlich befestiget, und mit Mauern, einer Citadelle und verschiedenen Batterien durch Rathun der Quaranier versehen. Ihre Einwohner bestehen theils aus der ordentlichen Besatzung, theils aus Spaniern, und zum Theil auch aus solchen, die man aus den kanarischen Inseln herüberversetzt hat. Das Erdreich ist hier allenthalben sehr fruchtbar: und man findet weitläufige Meyerhöfe, Pferde, und Hornvieh in unglaublicher Menge um die Stadt herum. Den Kolonisten mangelt es niemals an der bequemsten Gelegenheit ihre Erzeugnisse, als Getreide, Vieh und Ochsenhäute an den Mann zu bringen, indem die Schiffe, deren viele aus diesem Hafen unter Segel gehen: sich auf mehrere Monate ihre Lebensbedürfnisse anschaffen müssen. Selten verläßt ein Schiff den Hafen, welches nicht mit 20 oder 30000 Ochsenhäuten nach Europa befrachtet wäre. Es ist zu bedauern, daß
man



man bei allen Annehmlichkeiten dieses so fetten Bodens vor den Ueberfällen der berittenen Wilden beständig in Furcht seyn muß. Es geschieht sehr oft, daß sie aus ihrem Hinterhalte, wenn ihnen die Gelegenheit bequem scheint, haufenweise hervorspringen, rauben und morden: doch bleibt es öfters bei'n bloßen Schrecken. Bis auf diese Stunde hat man noch kein Mittel ausfindig machen können, ihren Streifereien Einhalt zu thun; und alle Freundschaftsbezeugungen, sie zum wahren Glauben oder zu einem guten Vernehmen mit den Spaniern zu bewegen, waren vergebens. Wilder als das Vieh, vereiteln sie schon in das zweite Jahrhundert die Bemühungen der Priester und Soldaten. Die Stadt liegt unter dem 34 G. 48 N. der Breite, und dem 322 G. 30 W. der Länge. Ihres Havens werde ich weiter unten mit Mehrerem erwähnen.

Beiläufig 30 Meilen davon ist der Meerbusen Maldonati, der auch für grössere Schiffe einen ungemein bequemen Ankerplatz abgiebt. Außer einigen Küstenbewachtern trifft man hier nichts, als wenige Bauernhütten an, in denen das Elend zu Hause ist; so sehr man auch gewünscht hat, daß man diesen schon von Natur vortrefflichen Haven auch durch die Kunst, es koste nun, was es wolle, befestigen möchte. In der Nähe sieht man eine Insel, die bloß von Seewölfen bewohnet wird. Da diese auf puren Felsen, und fast in der Mitte des Silberflusses liegt, so würden zwei Batterien darauf ungemein viel beitragen, die Feinde von Paraguay hindanzuhalten. Denn sie könnten sich nicht mit ihren Schiffen, um den Kanonen auszuweichen, westwärts halten; weil sie besürchten müßten auf die englischen Sandbänke (Banco inglés) zu gerathen, und in den Fluthen ihr Grab finden.



Zur Statthalterschaft von Buenos Ayres gehören noch die Städte Santa Fe, und Corrientes, deren die erste an dem östlichen, die zweyte aber an dem westlichen Ufer der Parana erbauet ist. Jene ist ungleich schöner und auch reicher. Sie findet in ihrem mannichfaltigen Handel, und in der Viehzucht von allen Gattungen eine sehr reichhaltige Quelle ihres Ueberflusses. In den vorigen Jahren gerieth sie durch die Streifereyen der Wilden, als der Abiponen, Mokobis, Tobias, und Charruas beinahe in den äußersten Verfall, und wurde zusehends entvölkert. Die besten und entlegendsten Mayereyen waren zerstöret: und mitten auf dem Plaze, und am hellen Mittag wurden Mordthaten verübet. Man machte daher die Verordnung, daß kein Bürger ohne Schießgewehr in die Kirche gehen sollte. Endlich fieng sich dieser Ort wieder zu erholen an, nachdem wir die Kolonien S. Xavier, S. Hieronymus, S. Petrus und Paulus, und Conception erbauet; und die Wilden gesittet, und zu Christen gemacht hatten. So hat also diese so lang bedrängte Stadt ihre Aufnahme und Sicherheit unseren Bemühungen zu danken. Sie ist vor, und rückwärts und auf den Seiten mit Flüssen umgeben, die ihr, so oft sie aus den Ufern treten, allemal den Untergang drohen; so sehr sie sich auch derselben außer dem Zeitpunkte der Uberschwemmung zu ihrem Vortheile zu bedienen weiß. Sie liegt unter dem 31 G. 46 N. der Breite. Von Buenos Ayres soll sie 100 Meilen entfernt seyn; ich habe sie öfters gesehen, und auch vielmal darinnen gewohnet.

Die andere Stadt, welcher die Spanier den Namen de las siete Corrientes beiaeleget haben, hat denselben von den 7 Ecken des Gestades, die in den Fluß Parana hinausragen, und an welchen sich die Wellen mit Ungestümn zerstoßen, erhalten. Die Schiffe, welche aufwärts segeln, werden von dem reißenden Strom abwärts o-



ben, wenn sie selbst nicht mit vollen Segeln hinauffahren. Ein Boot, welches mit Rudern getrieben wird, muß, wenn es über den Fluß setzt, verschiedene Umwege nehmen, um der hinreißenden Gewalt des Wassers auszuweichen, wie ich selbst vielmal erfahren habe, als ich mich noch bei den Abiponen und Aukauigas in dem Flecken S Ferdinand aufhielt. Dieß ist sehr leicht zu begreifen, indem sich der grosse Fluß Paraquay ebendasselbst, wo die Stadt steht, mit dem noch grösseren dem Parana vereinigt, doch so, daß dieser seinen Lauf, und jener seinen Namen ändert. Denn da der Fluß Parana sonst von Osten nach Westen floss, so richtet er von der Stelle an, da er mit dem Paraquay zusammenfließt, seinen Lauf nach Süden. Der Paraquay hingegen heisst, von seiner Verreinigung mit dem Parana an, durchgängig Parana. Es ist unglaublich, welch eine ungeheure Menge Wasser beide Hauptflüsse, so bald sie in ein Mündsal zusammentreten, vor sich herwälzen. Man würde sie für ein Meer ansehen, wenn man nicht ihrer Ufer gewahr würde. Corrientes, worinn alle Häuser aus Leimen zusammen geknetet, und mit Palmen bedeckt sind, ist bloß dem Namen nach eine Stadt, und verdienet denselben nicht. Die Einwohner sind meistens von einer sehr einnehmenden Gestalt, weswegen sich auch sehr viele Europäer, wenn sie hieherkommen, in sie verlieben, und in Heurathsverbindungen einlassen: Ein reichhaltiger Stoff zur Reue für ihr ganzes Leben! Die Weiber arbeiten sich daselbst fast zu Grunde. Ihre Beschäftigung besteht im Weben oder im Sticken der Ponchos (einer Art Kleider) worinn sie eine ganz besondere Geschicklichkeit beweisen. Die Männer hingegen sind von Natur leicht, fröhlich, und im Reuten sehr geschickt. Ihre Neigung zur Trägheit, und zum Müßiggang macht, daß sie mit der Armuth ringen, unerachtet sie an allem Ueberflusse haben könnten, wenn sie sich der Vortheile der Lage, die ihnen der fruchtbare Boden, und die Flüsse anboten,



bieten, zu bedlenen wästen. Die Abiponen verheereten auch diese Gegend viele Jahre hindurch mit Mord, und Raube, so daß man bereits die Stadt verlassen wollte. Nachdem man sie aber zuletzt zur Ruhe, und in die neue Pflanzung S. Ferdinand gebracht hatte, so fiengen sich die Bürger wieder zu erholen an, und sie konnten wieder von den Wiesen und Wäldern jenseits des Flusses Gebrauch machen. Die letzteren bieten die schönsten Gränne zu Fuhrwägen und zum Sifsbau an: die ersteren sind hingegen zur Viehzucht besonders bequem. Beides trägt den Pflanzern nicht wenig ein: und bloß die Furcht vor den Wilden, die ihnen stets auflauerten, hinderte sie so lange vor Erbauung des Fleckens S. Ferdinand diese Vortheile zu nutzen. Die Stadt liegt unter dem 27 G. 43 Minuten der Breite und dem 318 G. 57 W. der Länge.

Unter dem Statthalter von Buenos Ayres stehen gleichfalls die 30 Flecken der Quaranier, die um die Flüsse Parana, Uruquay, und Paraquay herumliegen. Die Erdbeschreiber pflegen sie unter dem allgemeinen Namen Doctrinas oder Terra Missionum zusammen zu fassen. Nur Uibelgesinnte, oder Unwissende haben die Unverschämtheit sie in ihren Schriften mit der gehäßigen Benennung: das Reich der Jesuiten, oder der wider den König von Spanien aufrührische Staat zu belegen, und mit den schwärzesten Farben, die ihnen der Meid oder die Schmähsucht an die Hand giebt, zu schildern. Wie leicht käm es mir an, diese Lasterungen zu widerlegen, wenn es nicht wider mein Vorhaben wäre, Satyren oder Apologien meiner Geschichte einzuschalten? Indessen will ich diese Materie dennoch nur ein wenig berühren, um der Lüge der Schmähsüchtigen die Larve abzuziehen. Jedermann weiß, daß der König von Spanien die Missionarien der Jesuiten auf seine Kosten, um
dies

The first part of the paper discusses the importance of the study of the history of the English language. It is a branch of linguistics which deals with the changes in the language over time. The second part of the paper discusses the importance of the study of the history of the English language. It is a branch of linguistics which deals with the changes in the language over time. The third part of the paper discusses the importance of the study of the history of the English language. It is a branch of linguistics which deals with the changes in the language over time. The fourth part of the paper discusses the importance of the study of the history of the English language. It is a branch of linguistics which deals with the changes in the language over time. The fifth part of the paper discusses the importance of the study of the history of the English language. It is a branch of linguistics which deals with the changes in the language over time. The sixth part of the paper discusses the importance of the study of the history of the English language. It is a branch of linguistics which deals with the changes in the language over time. The seventh part of the paper discusses the importance of the study of the history of the English language. It is a branch of linguistics which deals with the changes in the language over time. The eighth part of the paper discusses the importance of the study of the history of the English language. It is a branch of linguistics which deals with the changes in the language over time. The ninth part of the paper discusses the importance of the study of the history of the English language. It is a branch of linguistics which deals with the changes in the language over time. The tenth part of the paper discusses the importance of the study of the history of the English language. It is a branch of linguistics which deals with the changes in the language over time.



regierten sie nach den spanischen Gesetzen; und der Nutzen fiel davon auf die Monarchie zurück.

Zwey Jahrhunderte haben wir gearbeitet, um die Quaranier aus einem herumziehenden Volke, aus Menschenfressern, und den hartnäckigsten Feinden der Spanier zu Menschen, zu Christen, und zu Unterthanen des katholischen Königs umzubilden. Wie viel Schweiß und Blut diese Arbeit den Jesuiten gekostet habe; und wie sehr sich diese 30 Flecken an der Menge ihrer Einwohner, einem christlichen Lebenswandel, der Pracht ihrer Kirchen, ihrer Ergebenheit gegen die spanischen Monarchen, in der Geschicklichkeit in den Künsten und in der Mechanik, und in der Fertigkeit in den Waffen vor allen übrigen amerikanischen Völkern ausgezeichnet haben: kann man sich, wenn man will, aus dem Schreiben der Könige, und ihrer Statthalter, wie auch aus denen der spanischen Bischöfe, welche allenthalben gedruckt zu haben sind, belehren. Zu eben dieser Absicht dienen auch die Werke des Doktor Franziskus Xarque Dechant's von Alabarazie eines Augenzeugen, ferner die Schrift des gelehrten Abts Anton Muratori, und endlich die eines ungenannten Engländer's, welche 1768 zu Hamburg in das Deutsche übersetzt worden ist. Den letzten hab ich, ob er sich gleich in einigen Stücken irrt, mit Vergnügen, und vielmal nicht ohne herzlich zu lachen, durchgesehen, besonders da, wo er sagt: wir Europäer sind nicht klug, daß wir die Jesuiten in Paraguay tadeln. Laßt uns lieber darauf denken, wie wir auch das in Europa zu Stande bringen, was sie ohne Zwang und ohne Geld bei den Quaraniern bewerkstelliget haben. In diesen Flecken arbeitet ein jeder für alle; und alle für einen. Ohne etwas kaufen, oder verkaufen zu müssen, hat ein jeder alles, was zu einem bequemen Leben gehört, als Nahrung, Kleider, Wohnung, Arznei und Unterricht.

hins



hinlänglich. Nach dem Sprichworte der Europäer gebricht es dem an allem, dem es an Geld gebricht. Die Quaranier haben kein Geld, und kennen keine Münze. Sie erfahren täglich die Wahrheit des Sprichwortes der Alten, daß den Göttern alles um die Arbeit feil ist. Sie sind immerdar beschäftigt, so wie es ihr Alter und ihre Kräfte zulassen, ohne aber auch unter der Last ihrer Arbeit zu unterliegen. Von den Ueppigkeiten des Lebens wissen sie nichts; ersparen sich auch keinen Ueberschuß, und sind dennoch weit glücklicher als unsere Reichen; weil sie sich mit Wenigem begnügen. Denn glücklich ist — nicht der, der viel besitzt, sondern der, der wenig braucht. Uebrigens haben die Jesuiten nicht bloß für den Geist, und das Herz der Quaranier, sondern auch für ihre körperliche Wohlfahrt gesorget. Da diese von dem Könige von Spanien und ihren Statthaltern allein abhingen; und da sie nicht, wie die übrigen Indianer, das fürchterliche Loos getroffen hatte, in die Privatflaverie der Spanier zu gerathen; so baueten sie sich immerzu neue Flecken, und die Anzahl derselben nahm, so wie die Menge ihrer Einwohner, unter unserer Aufsicht jährlich in einem bewundernswürdigen Grade zu. Im Jahre 1762 wurden in den 30 Kolonien der Quaranier 141252 Köpfe gezählet. Allein eine schreckliche Pockenseuche, die bald hernach unter ihnen wüthete, raffte bei 30000 derselben weg. Nach einigen Jahren brach sie abermal aus; und obwohl ihre Wirkungen minder zerstörend waren, so tödtete sie dennoch bei eilftausend. Die Kinderflecken welche für die Amerikaner eben so gefährlich, als die Pocken sind, richteten gleichfalls unglaubliche Verwüstungen an. Beides weiß ich aus eigener Erfahrung; denn ich habe mehrere Monate den Kranken, welche an den Pocken oder Kinderflecken darniederlagen, Tag und Nacht meinen geistlichen Beistand geleistet. Auch der Hunger, der eine Folge der großen Trockenheit, und des daraus entstandenen

B

Miß-



Mißwachses war, rief eine Menge Quaranier auf. Hierzu füge man noch die, welche im Kriege in den Diensten des Königes, aus welchen manchmal 4 bis 5000 mehrere Jahre hindurch nicht entlassen wurden, umkamen. Man darf sich also nicht wundern, daß die Weiber der Quaranier, ihrer besondern Fruchtbarkeit ungeachtet, die große Anzahl derjenigen nicht ersetzen konnten, die durch so vielfältige Bedrängnisse, deren immer eines auf das andere folgte, ausgerieben wurden. Man zählte daher im J. 1767, in welchem wir Amerika verließen, in allen ihren Flecken nicht über hundert tausend. Ich kenne viele bestimmte Spanier, deren einziger Wunsch war, ihr Leben bei den Quaraniern zubringen zu können. Und Muratori, der diese Flecken ganz gut kannte, hat nicht unricht, da er ihre Bewohner in seinem Buche glückliche Christen nennt, und, daß sie es sind, beweiset.

Wer immer in das Werk dieses berühmten Schriftstellers: Das beglückte Christenthum von Paraguay, oder in andere der obenerwähnten Denkmale der Gelehrsamkeit einen aufmerksamen Blick wirft; der muß wahrhaft die Lügen mit Händen greifen, welche die Unverschämten aus Wahn oder Schmähsucht von Paraguay aussprühen. Ich lachte vielmals und zwar von ganzem Herzen, als ich von umgekehr die verschiedenen Wörterbücher, und andere historische und geographische Sammlungen durchging. Es kam mir vor, als wenn die Verfasser derselben allemal, so oft sie von den Städten der Quaranier Meldung thun, im Traume, oder in einer Fieberhitze geschrieben hätten. So äußerst unrichtig ist alles. Wenn ich diese Schriftsteller lese, so wechseln allemal verschiedene Empfindungen in mir ab. Bald dauert mich ihre Unwissenheit, und bald ärgere ich mich über ihrer Unverschämtheit, mit welcher sie, vom Parteygeiste, dem Haß und dem Neide verblindet, ihre erdichteten und abgelegenen

Mär.



Märchen den Europäern für Wahrheit ausbringen. Oß aber erstaune ich über die unbegreifliche Leichtgläubigkeit, womit einige den Fabelkrämern, und Verläumdern einen unbeschränkten Glauben beimessen, den sie hingegen redlichen Geschichtschreibern versagen. In wessen Händen ist nicht das hübnertische Zeitungslexikon, in welchem man doch, so bald von den Flecken der Quaranier in Paraguan die Rede ist, nichts als unerträgliche Unwahrheiten, und Verläumdungen antrifft? So wie jener Künstler keinen Tag ohne Linie vorbeigehen ließ, so findet man hier keine Linie ohne Lüge. Das gilt von dem Artikel über Paraguan. In Aufsehung des Uibrigen mögen die urtheilen, die darinn besser unterrichtet sind. Auch die zweyte Auflage, die der Sohn des Verfassers veranstaltet hat, erweckte in mir Unwillen, als ich sie zu Lissabon im J. 1748 durchgieng. Denn nachdem er alle die Fabeln, die sein leichtgläubiger Vater zusammengerafft hat, abermal ohne die geringste Veränderung hatte abdrucken lassen, so setzte er dennoch am Ende diese Worte hinzu: Allein heut zu Tage haben wir von diesen Missionen andere Nachrichten. Aber warum hat er das, was man zu seiner Zeit für falsch erkannte, nicht ausgemerzet, und verbessert. Ob die spätern Auflagen von diesen Ungereimtheiten gereinigt sind, ist mir unbekannt.

Das Buch des Herrn von Bougainville: Voyage autour du monde, welches zu Neuschatel 1772 herauskam, ist sehr hinterlistig geschrieben, und muß daher mit vieler Vorsicht gelesen werden. Anfangs überhäuft er die Jesuiten mit den herrlichsten Lobsprüchen; aber gleich daraufbürdet er ihnen hunderterlei eben so offenbar unrichtige als uns und den Quaraniern unrühmliche Dinge auf. Tacitus sagt in dem Leben des Agrikola: Die fürchterlichsten Feinde wären die lobenden. Dies



se fangen mit dem Lobe desjenigen an, den sie herabsetzen
 wollen, damit man ihnen ihre Lasterungen desto eher glau-
 be, mit denen sie nachmals wider ihn losziehen. Indes-
 sen kann ich mich dennoch nicht bereden, diesen in so vie-
 leri- Ricksichten berühmten Mann, der sich als Krieger,
 als Seemann, als schöner Geist in allen Fächern der schö-
 nen Litteratur, wenn ich mich nicht irre, hervorgethan
 hat, in diese Klasse der Doppelzüngigen zu versetzen. Er
 hat von uns und den Quaraniern übel geschrieben, nicht
 weil er fremden Verdiensten abhold ist, sondern weil ihn
 unglücklicher Weise fremde Erzählungen irre führten. Die
 Flecken der Quaranier hat er in seinem Leben auch nicht
 von Weitem gesehen. Aber hätte er sie doch gesehen!
 Ohne Zweifel würde er sich zu dem Gemälde, das er von
 den Indianern, und ihren Missionarien entwarf, anderer
 Farben bedienet haben. Er hielt sich zu Buenos Ayres,
 das ist im Haven, und im Eingange von Paraguay nur
 eine sehr kurze Zeit auf. Dort schöpste er aus den trüb-
 sten Quellen die schlimmsten Nachrichten, die er in der
 Folge in Europa für Wahrheit ausgab. Leider! geschah
 das in Zeiten, da auch die Bestgefinnten nicht ohne Ge-
 fahr am besten von uns sprechen durften. Meistens lobt
 man nur die aufgehende Sonne, nicht die untergehende.
 Wir befanden uns dazumal in diesem Falle. Aber genug
 hiervon. Ein allerdings glaubwürdiger Spanier drückt sich
 über diese Schrift also aus: wenn alles Uibrige, was der
 Herr von Bougainville von den verschiedenen Provinzen ge-
 schrieben hat, eben so falsch ist, als das, was er von
 Paraguay schrieb; so gehört seine Schrift in die Gewürzbu-
 de zum Pfeffereinmachen, oder in eine noch schlechtere
 Offizin. Ich konnte daher unmöglich gelassen bleiben,
 als man mir sagte, daß dieses von so vielen und so groß-
 sen Unwahrheiten vollgepfropfte Buch auch bei grossen
 Männern Glauben und Beifall gefunden habe. Meine
 Freunde vermochten mich schon vor einigen Jahren die
 unge-



angereimtesten Irrthümer desselben in einem paar Bogen zu widerlegen. Ich würde diese Widerlegung hier einschalten, wenn es mir nicht um die Kürze zu thun wäre.

Das Reich der Jesuiten in Paraquay ist ein Hirn gesplust, und eine Träumerei des Bernard Joannez eines Spaniers, den wir zweimal aus unserer Gesellschaft verfloßen haben. Wer kann nun von einem rachgierigen Manne seines Selichters Wahrheit, oder das Lob der Jesuiten erwarten? Bei den Quaraniern, von denen er geschrieben hat, war er nie Missionar. In ein lautes Gelächter brach ich aus, als ich las, daß dieser Mann von einem sonst würdigen Schriftsteller in Spanien als ein glaubwürdiger und gesunddenkender Geschichtschreiber gerühmet wurde. Alle vernünftigen Spanier verabscheuen seinen Namen so, wie seinen Unsinn. Das Buch *Il pasajero Americano* hab ich nur obenhin durchgeblättert, und alsdann aus der Hand geworfen. So sehr hat mir auf den ersten Anblick vor dem fahlen und lächerlichen Geschwätz des Verfassers bei Beschreibung der Kolonien der Quaranier geekelt. Seinen Namen weiß ich noch bis auf diese Stunde nicht. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich aller derjenigen Erwähnung thun müßte, welche die Flecken und Missionarien der Quaranier in giftigen Brochüren gelästert haben. Ich könnte ihnen, um sie zu widerlegen, die Geschichte des P. Nikolaus del Techo, des P. Antonius Ruiz de Mantoya *la conquista espiritual*, den P. Petrus de Lozano, die vertrauten Briefe des P. Anton Sepp an seinen Bruder, die des P. Franz Xavier Charlevoix im Französischen (denn in der deutschen Uebersetzung wurden sie jämmerlich verstümmelt, und an vielen Stellen verfälschet,) und endlich die jährlichen Berichte der Provinz von Paraquay, welche zu Rom gedruckt sind, entgegensetzen. Allein ich müßte befürchten, daß man mir wider die Unparthei-



lichkeit, und Glaubwürdigkeit dieser Schriftsteller als Zeugen in ihrer eigenen Sache Einwendungen machte. Als wenn Julius Cäsar keinen Glauben verdiente, da er von seinen Feldzügen und Siegen schrieb. Er hat uns hintergehen können, ich läugne es nicht; aber auch niemand konnte die Begebenheiten besser und vollständiger wissen, als er. Will man aber unsern Schriftstellern durchaus kein Vertrauen schenken: so lese man mit Aufmerksamkeit die königlichen Briefe Philipp des V. und seine 2 Schreiben, die er an unsere Missionarien in Paraguay den 25 December 1743 aus dem Schlosse Buen Retiro erlassen hat. Man lese das denselben eingeschaltete Schreiben des erlauchten Bisthofs von Buenos Ayres Josephs de Veralta aus dem berühmten Orden des heil. Dominikus, in welchem er eben diesem Könige als ein Augenzeug über den Zustand der Kolonien der Quaranier Bericht erstattet. Diese Urkunden, welche für uns von der größten Wichtigkeit sind, kamen in einer lateinischen Uebersetzung 1745 heraus, und sind allenthalben anzutreffen. Man wird im Durchlesen derselben innen werden, daß die Quaranier nicht nur gegen den König von Spanien stets einen unverbrüchlichen Gehorsam, sondern auch gegen Spaniens Feinde einen besonderen Eifer gewiesen haben, und überhaupt ihren Monarchen nützlicher als alle andere Völker von Amerika gewesen sind.

Man wird sich vielleicht auf den Aufstand berufen, den die Quaranier am Uruguay eines königlichen Befehles wegen 1753 erregt haben. Vermöge dieses Befehles sollten sie sieben der besten Flecken in Paraguay den Portugiesen räumen; die 30000 Einwohner aber in eine unbesetzte Gegend, oder zu andern Kolonien der Parana sich hinziehen. Die Indianer widersetzten sich der Vollziehung desselben aus allen Kräften — keineswegs aus Haß wider den Monarchen, der sie verbannen wollte, sondern aus



schonten hiebei weder unseres Bluts, noch unseres Lebens. Und nun soll uns der katholische Monarch unsere Verdienste um seine Provinzen mit der bittersten aller Strafen, dem Verluste unseres Vaterlandes, unserer prächtigen Kirchen, unserer Häuser, Aecker und schönsten Meyereyen, kurz mit der Verbannung vergelten wollen? Wer kann sich so etwas als glaublich vorstellen? Wenn dieses wahr ist, was soll man noch für unglaublich ansehen? In dem Schreiben, welches Philipp der V. an uns ergehen, und in unseren Kirchen von den Kanzeln öffentlich ablesen ließ, wurde uns zu wiederholtenmalen eingeschärft, wir sollten die Portugiesen auf keinerlei Weise unseren Gränzen nähern lassen; sie wären seine ärgsten Feinde, und auch die unsrigen. Und nun ruft man uns immer zu, es sey des Königs Wille, daß wir den schönsten und besten Strich Landes, den uns die Natur, Gott und die spanischen Monarchen zum Eigenthum gegeben haben, den wir bereits in das zweyte Jahrhundert mit so vielem Schweisse anbauen, den Portugiesen abtreten sollen. Wem soll das wahrscheinlich vorkommen, daß Ferdinand, der würdigste Sohn eben dieses Philipps uns gerade dasjenige gebiete, was sein bester Vater uns so vielmal verboten hat? Sollten aber die Portugiesen und Spanier, wie es in dem Wechsel der Zeiten und der Gesinnungen leicht geschehen kann, sich mit einander ausgesöhnet haben, und diese nun sich gegen jene gefällig zeigen wollen, so mögen sie ihnen von den ungeheuren Ländereyen, die noch unbewohnt, und unangebauet überall in Menge angetroffen werden, einige einräumen. Warum sollen denn gerade wir unsere Flecken den Portugiesen räumen, deren Vorfahren so viele hundert tausende von uns theils niedergemacht, theils in die schrecklichste Sklaverey in Brasilien geschleppt haben? In der That ist dies eben so unglaublich als unerträglich. Als wir den christlichen Glauben annahmen, so schwuren wir Gott und dem katholischen Könige unsere Treue; und die

Prie



Priester und königlichen Statthalter versicherten uns ihrerseits einstimmig die Gnade des Königs, und seinen Schutz auf immer zu. Und nun sollen wir ohne des geringsten Verbrechens schuldig zu seyn, und nach so vielen Verdiensten um die spanische Nation unser Vaterland auf den Befehl ihres Königes mit dem Rücken anzusehen gezwungen werden? Das Bitterste und Unleidentlichste, was uns je widerfahren könnte! Man mügte seinen Verstand verloren haben, wenn man die Spanier in ihrer Freundschaft für so leichtsinnig und wankend, und in Erfüllung ihres gegebenen Wortes für so unzuverlässig halten sollte! — — — So schrieben die vornehmsten aus den Indianern an den königlichen Statthalter, der, so wie er für seinen Herrn, und für die Indianer aufs Beste gesinnt war, sich bei Durchlesung des Briefes der Thränen kümmerlich enthalten konnte. Allein der strenge militärische Gehorsam unterdrückte in ihm die Empfindungen des Mitleids, und er fuhr fort auf die Vollziehung des königlichen Befehles zu dringen, und den sich Weigernden das Aeußerste anzudrohen.

Es gab sogar unter den Spaniern (wer soll das glauben?) Leute von einer so verruchten Denkart, daß sie den Indianern heimlich in die Ohren flüsterten, der König hätte die Räumung der Flecken keineswegs befohlen, sondern die Jesuiten hätten sie bloß den Portugiesen verkauft. Die Quaranier kannten den guten Willen ihrer Seelenhirten zu wohl, als daß sie dieser Erdichtung hätten Glauben beimessen können; obgleich bei den Blödsinnigen immer eine Art von Verdacht zurückblieb. In der That liefen viele Missionarien, welche die Auswanderung aus den Flecken zu eifrig, und um es kurz zu sagen, zu unbehutsam betrieben, Gefahr, ihr Leben durch die Hände der Indianer, welche der Verlust ihres Vaterlandes beinahe rasend gemacht hatte, zu verlieren. Ich wür-

The first of these is the fact that the
the second is the fact that the
the third is the fact that the
the fourth is the fact that the
the fifth is the fact that the
the sixth is the fact that the
the seventh is the fact that the
the eighth is the fact that the
the ninth is the fact that the
the tenth is the fact that the
the eleventh is the fact that the
the twelfth is the fact that the
the thirteenth is the fact that the
the fourteenth is the fact that the
the fifteenth is the fact that the
the sixteenth is the fact that the
the seventeenth is the fact that the
the eighteenth is the fact that the
the nineteenth is the fact that the
the twentieth is the fact that the
the twenty-first is the fact that the
the twenty-second is the fact that the
the twenty-third is the fact that the
the twenty-fourth is the fact that the
the twenty-fifth is the fact that the
the twenty-sixth is the fact that the
the twenty-seventh is the fact that the
the twenty-eighth is the fact that the
the twenty-ninth is the fact that the
the thirtieth is the fact that the
the thirty-first is the fact that the
the thirty-second is the fact that the
the thirty-third is the fact that the
the thirty-fourth is the fact that the
the thirty-fifth is the fact that the
the thirty-sixth is the fact that the
the thirty-seventh is the fact that the
the thirty-eighth is the fact that the
the thirty-ninth is the fact that the
the fortieth is the fact that the
the forty-first is the fact that the
the forty-second is the fact that the
the forty-third is the fact that the
the forty-fourth is the fact that the
the forty-fifth is the fact that the
the forty-sixth is the fact that the
the forty-seventh is the fact that the
the forty-eighth is the fact that the
the forty-ninth is the fact that the
the fiftieth is the fact that the
the fifty-first is the fact that the
the fifty-second is the fact that the
the fifty-third is the fact that the
the fifty-fourth is the fact that the
the fifty-fifth is the fact that the
the fifty-sixth is the fact that the
the fifty-seventh is the fact that the
the fifty-eighth is the fact that the
the fifty-ninth is the fact that the
the sixtieth is the fact that the
the sixty-first is the fact that the
the sixty-second is the fact that the
the sixty-third is the fact that the
the sixty-fourth is the fact that the
the sixty-fifth is the fact that the
the sixty-sixth is the fact that the
the sixty-seventh is the fact that the
the sixty-eighth is the fact that the
the sixty-ninth is the fact that the
the seventieth is the fact that the
the seventy-first is the fact that the
the seventy-second is the fact that the
the seventy-third is the fact that the
the seventy-fourth is the fact that the
the seventy-fifth is the fact that the
the seventy-sixth is the fact that the
the seventy-seventh is the fact that the
the seventy-eighth is the fact that the
the seventy-ninth is the fact that the
the eightieth is the fact that the
the eighty-first is the fact that the
the eighty-second is the fact that the
the eighty-third is the fact that the
the eighty-fourth is the fact that the
the eighty-fifth is the fact that the
the eighty-sixth is the fact that the
the eighty-seventh is the fact that the
the eighty-eighth is the fact that the
the eighty-ninth is the fact that the
the ninetieth is the fact that the
the ninety-first is the fact that the
the ninety-second is the fact that the
the ninety-third is the fact that the
the ninety-fourth is the fact that the
the ninety-fifth is the fact that the
the ninety-sixth is the fact that the
the ninety-seventh is the fact that the
the ninety-eighth is the fact that the
the ninety-ninth is the fact that the
the hundredth is the fact that the



bracht worden seyn. Allein sie waren taub gegen unsere Erinnerungen. Man stellte daher auf dem Plage, um sie auf andere Gedanken zu bringen, öffentliche Bittgänge an; und ein Priester mit einer dörnernen Krone auf dem Haupt ermahnte von der Kanzel herab die Umstehenden mit klaglicher Stimme, mit Seuffzern und Drohungen ihren Abzug zu beschleunigen. Seine Ermahnung wirkte so viel, daß ihm die meisten zu willfahren versprachen. Sie thaten noch mehr; sie tratten auch des andern Tages unter der Anführung der Missionarien die Reise an, um sich Plätze zu neuen Pflanzungen auszuwählen. Allein sie unterbrachen selbe, als sie sich wieder an ihre Geburtsflecken erinnerten. Die Liebe zum Vaterlande, die, wie Ovid klagt (l. 1. eleg. 4) mächtiger als alle Gründe wirkt, vermochte alle, wieder nach denselben zurückzukehren. Hier fühlten unsere Väter, wie schwer es ist, einen Stein den Berg hinauf zu wälzen, oder wider den Strom zu schwimmen. Man hält es für ein Meisterstück der Kunst, wenn unsere Beredsamkeit, wie sie auch immer beschaffen seyn mag, über die Triebe der Menschen sieget.

Indessen verbreitete sich das Gerücht, daß der Statthalter von Rio Janeiro in Brasilien Gomez Freyre de Andrade, welcher der Urheber der ganzen Trauergeschichte war, mit seinen Leuten in das Gebiet von Uruguay eingedrungen sey. Hierauf griff nun alles zu den Waffen, indem einer den andern in der ersten Hitze wie ein Strom mit sich nicht fortzog, sondern fortriß. Man hätte glauben sollen, ein neuer Hannibal stünde vor den Thoren. Da nun die Quaranier um ihren Heerd, und ihre Kirchen zu vertheidigen Gewalt mit Gewalt abtrieben, so wurden sie für Aufrührer erklärt. Im Grunde aber verdienten sie mehr Mitleid als Strafe. Bloß ihr angeborener Haß gegen die Portugiesen, und ihre Vaterlandswuth verleiteten sie zu allen den Unordnungen, in die sie



sie sich blindlings stürzten. Keiner von ihnen dachte jemals daran, sich von der spanischen Herrschaft loszumachen, oder den beuachbarten spanischen Kolonien einen Schaden zuzufügen, wie es doch in ihrer Macht stand. Ihre vorige Ergebenheit gegen ihre Monarchen war in ihrer Brust nichts weniger als verlöschen; allein sie konnten doch ihre Sehnsucht nach ihrem Geburtsorte nicht überwiegen. Sehr richtig ist die Bemerkung des Ovid, da er sagt: Ich weiß nicht, durch welch einen geheimen Reiz unsere Geburtsstätte uns alle an sich zieht, und sich in unserem Herzen unvergesslich macht. So groß der Ruhm war, den sich Ulysses durch seine Weisheit erworben hatte, so heftig soll auch seine Sehnsucht nach seinem Vaterlande gewesen seyn. Nachdem er weit und breit herumgereiset war, wünschte er sich den Rauch von einem vaterländischen Heerde zu sehen. Und worin bestand denn endlich sein so innig geliebtes Ithaka? In einer kleinen Insel, sagt Cicero (l. de Orat.) auf dem jonischen Meere, die auf die schroffesten Felsen, wie ein Nest angeflammt ist. Wem soll es also sonderbar vorkommen, daß die wenig gebildeten Indianer nichts unversucht gelassen haben, um nicht aus ihrem Vaterlande vertrieben zu werden, welches außer der angenehmen Lage, der gesunden Luft, und einer ansehnlichen Größe, auch noch mit Kirchen und Gebäuden pranget, welche selbst den spanischen den Rang streitig machen; mit Wäldern, Flüssen, den fettesten Fluren, und allen Lebensbedürfnissen bis zum Ueberflusse versehen ist; und also ihrer so warmen Anhänglichkeit allerdings werth war? Joachim della Viana Befehlshaber zu Montevideo, welcher um die Gegend zu besichtigen aus dem spanischen Lager mit einem Geschwader Reiter vorausgeschickt wurde, stieg auf einer Anhöhe beim Ausblicke von S. Michael, einem Flecken von 7000 Einwohnern, von dem Pferde ab; und betrachtete ihre herrlichen Tempel und die schönen Reihen ihrer Häuser mit einem

Ferna



Kernrohre. Erstaunt über die Größe dieses Ortes brach er gegen die herumstehenden Reiter in folgende Worte aus: Hört ihr, in den Köpfen unserer Madriter muß es nicht richtig zugehen, da sie diesen Flecken den Portugiesen abtreten wollen. Das sagte dieser Mann, der sonst, um sich bei der spanischen Königin Barbara beliebt zu machen, Portugalls Interesse aus allen Kräften unterstützte. Den andern 6 Flecken als zu den h. h. Engeln, S. Johann der Tauffer, S. Alons, S. Borgia, S. Nikola, und S. Laurenz mangelte es eben so wenig an einer zahlreichen Bevölkerung, an geschmackvollen Kirchen, und an andern Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens. Aber Mauern, Thore, Gräben, oder Pallisaden hatten sie keine, sondern sie standen jedermann von allen Seiten Tag und Nacht offen.

Um sie nun zu vertheidigen rotteten sich die Indianer von Uruquay von allen Seiten zusammen. Allein dieser Schwarm war weiter nichts als ein unordentlicher, und unförmlicher Haufen — weniger zum Siege als zur Niederlage gemacht: indem es demselben an einem des Krieges auch nur mittelmäßig kühnigen Anführer mangelte; und die Indianer mit zu ungleichen Waffen auf den Kampfplatz traten. Den europäischen Truppen kamen sie mehr lächerlich als furchtbar vor. Ich glaubte, sagte ein portugiesischer Soldat zu mir, ich sähe einen Haufen Ameise an einem Pomeranzenblatte zerren, als ich die Indianer mit ihren Pfeilen und hölzernen Spießen dahertreiben sah. Indessen wissen wir dennoch, daß die Reiter der Quaranier den Portugiesen vielmal Furcht eingefaget, und nicht selten sehr zu schaffen gemacht hat. Diese fürchteten sich allemal und allenthalben vor ihnen, so oft sie in ganzen Geschwadern angeritten kamen, ihrer Entschlossenheit wegen mit der sie alles unternommen haben würden, ein tüchtiger Anführer an ihrer Spitze gesochten hätte.



So las ich zu Corrientes sehr oft in dem Tagebuche, welches von dem Feldlager des Gomez Freyre an die zu Bestimmung der Gränzen abgeordneten Portugiesen eingeschicket wurde. Zuweilen machen auch die kleinsten Thierchen, wenn sie zahlreich genug sind, den Löwen zittern. Nach langem Hin- und Herziehen beider Partheyen, und verschiedenen Scharmüßeln, wobei sie mit abwechselndem Glücke gekochten hatten, wurde das Loos der Streitenden entschieden, und der Krieg geendiget. Gewiß ist hiebei auf beiden Seiten mehr Lärm gemacht, als Blut vergossen worden: und es findet auch hier statt, was Livius im 7 B. von dem macedonischen Kriege sagt: „Biele aber waren der Meinung, von diesem Kriege sey das Gerücht grösser, als die dabei obwaltende Gefahr gewesen.“ Darinn aber sind alle einig, daß die Europäer durch so viele Wälder, und enge Felsenpässe, wo ein kleiner Haufen einer grossen Anzahl den Durchgang verwehren kann, zu den 7 Flecken nimmermehr durchgedrungen wären; wenn die Quaraniere von allen 30 Kolonien denen von Uruquay Beistand geleistet hätten. Allein den Bemühungen der Jesuiten gelang es, die Anwohner der Parana, ungeachtet sie sehr geneigt waren, ihren Brüdern am Uruquay Hilfe zu leisten, in Ordnung zu erhalten, und glücklicher Weise ihre Vereinigung mit den Auführern zu hintertreiben. Hieraus mag man abnehmen, was von denjenigen zu halten ist, die uns als Urheber des Aufstandes, und als Auführer der Widerspenstigen frech und unverschämte der Welt darstellen. Ihre Schriften sind eben so gefährlich als zahlreich, weil sie, wie wohl man nichts als Erdichtungen, und Verläumdungen darinn antrifft, dennoch durch einen Anstrich von Wahrheit, den sie ihren Gründen zu geben wissen, und das Ansehen der Gewährsmänner, auf deren Aussagen sie sich berufen, den Leser zu überreden, und seinen Beifall zu erschleichen suchen. Ganz gewiß würden sie von ganz Europa ausgeflatschet; wenn alle so
gut



gut, wie wir wüßten, wer diejenigen waren, deren Zeugnisse sie anführen. Es ist kein Geheimniß mehr, daß von vielen vieles wider uns und die Wahrheit geschrieben wurde; weil sie entweder einen von den beiden Höfen fürchteten, oder bei einem derselben eine Beförderung hofften; oder auch um sich der Gnade gewisser Leute, um die sie buhlten, zu versichern. Ich könnte ihren Namen, Charakter, ihre Kunstgriffe, und tausend Schlingen, die sie uns legten, anführen; allein es ist sicherer, dieses der Zeit, die alles aufdeckt, zu überlassen.

Indessen will ich meinen Lesern dennoch etwas ins Ohr raunen. Wären die widerspenstigen Quaranier von den Jesuiten angestiftet, oder unterstützt worden, so hätten sie ohne Zweifel den königlichen Völkern mehr zu thun gemacht. Da sie aber des Raths, und des Beistandes dieser Väter entbehren mußten, so haben sie ihre Sache dumm, wie gewöhnlich, und unglücklich ausgeführt, zum augenscheinlichen Vortheil der Spanier, und Portugiesen, deren Sieg jener ihrem Unverstande zugeschrieben werden muß. Gleich im Anfange ihres Aufstandes wählten sie sich einen gewissen Joseph (seinen Geschlechtsnamen weiß ich nicht) Markthauptman in S. Michael, was die Spanier Corregidor oder Capitan nennen, zu ihrem Anführer wider die Portugiesen. Er besaß viele Behendigkeit des Körpers und Unerfrorenheit der Seele: und betrug sich daher bei allen Gelegenheiten als ein rechtschaffener Soldat, aber als ein schlechter General, weil er die Strategie so wenig kannte, als ich die schwarze Kunst. Nachdem er aber in einem Scharmügel blieb, so erwählten die Indianer an seine Stelle den Markthauptmann zu Conception Mikolans Neenquirü, der sich aber auf die Musik besser, als auf den Krieg verstand, und selben daher nicht auf das Weiseste führte. Dadurch sank den Unquayern allgemach der Muth, und ihre Sache nahm eine
schlim-



schlimme Wendung. Die 7 Flecken wurden endlich dem königlichen Truppen übergeben. O du, wer du auch immer bist, der du dieses liest, entblöße dein Haupt, und sprich den Namen Nikolaus, nicht anders als mit gebeugten Knien aus — oder lache vielmehr, wenn du klug bist, aus allen deinen Kräften. Denn das ist der berufene Nikolaus, den die Europäer den Paraguayanern, ohne daß diese das geringste davon wußten, zum König gegeben, und so sehr gefürchtet haben. Aus vollem Halse haben wir alle gelacht, als wir in Paraguay die europäischen Zeitungen und Märchenjournale zu Gesicht bekamen. Zu eben der Zeit, da alles von Seiner Majestät dem eingebildeten Könige in Paraguay redete und schrieb, habe ich den Nikolaus Neenquirü, in dem Flecken Conception mit bloßen Füßen, wie die übrigen Indianer bald reiten, bald eine Herde Ochsen in das Schlachthaus des Fleckens treiben, oft auch auf dem Plaze Holz spalten gesehen; ihn betrachtet; und über ihn gelacht. Er trat zu mir hinzu, um nach der Gewohnheit der Indianer mir die Hand zu küßen. Er drang auch in mich, ich möchte ihm Musikalien und Symphonien für die Violine, auf der er sehr gut spielte, zum Abschreiben geben. Es war ein Glück für den armen Amerikaner, daß er sich auch im Traume die Königswürde nicht vorstellte, die ihm die Völker jenseits des Meeres beilegte. Hätte er sich diese in den Kopf gesetzt, so würde er sich gewiß nicht bis zur Arbeit eines Knechtes, und bis zu einem Handkuße erniedriget, sondern vielmehr mir seine Hand zum Küßen dargereicht haben.

Man erlaube mir ohne Rückhalt zu sagen, was an der Sache war. Der König Nikolaus wurde nur in dem Gehirne desjenigen ausgebrütet, der schon lange gewünschet hat, uns, als die eifrigsten Vertheidiger der spanischen Herrschaft, aus ganz Paraguay vertrieben zu sehen, um



um den ganzen grossen Strich vom Uruquay dem benachbarten Brasilien einverleiben zu können. Wirklich rückten die Portugiesen in dem letzten Kriege, nachdem sie die Spanier am Rio grande gählings überfallen, und zurückgetrieben hatten, bis in die Gegend von Montevideo, weil sie nirgends einen Widerstand fanden: und verheerten alles unterwegs. So was unterfiengen sich die Portugiesen nicht, so lange die Quaranier unter unserer Aufsicht standen: sie durften auch nie daran denken. Unsere Abwesenheit hat sie so kühn gemacht; bis sie endlich Petrus Zevallos, der mit den spanischen Truppen herbeieilte, wieder zurückschlug. Mit der Erhebung des Königs Nikolaus auf den Thron gieng es folgendermassen zu. Um den Betrug zu verhehlen, und die boshafte Erdichtung mit einem Scheine der Wahrheit zu überkleistern, wurde ein könialicher Münzmeister in Quito durch außerordentliche Belohnungen dahin verleitet, im Namen und mit dem Gepräge des Königs Nikolaus Geld auszuprägen. Diese unächte Münze wurde in der alten und neuen Welt ausgestreuet: wiewohl ich aufrichtig gestehe, daß ich keine gesehen habe. Kein Mensch zweifelte, daß sie nicht in Paraquay von dem vorgegebenen König Nikolaus ausgeprägt worden wären; da doch der König in Spanien selbst in Paraquay keine Münzstätte hat, weil dieses Land gar kein Metall erzeuget. Allein am Ende ward der Betrug dennoch offenbar; und der falsche Geldmünzer D. E. schrieb im Jahre 1760 den 20. März selbst an den König, daß ihn geheime Gewissensbisse antrieben, seine Missethat kund zu machen. Me veo forzado, sind die Worte des Spaniers, por unos secretos remordimientos de Conciencia à descubrir esta iniquidad. &c. Durch diesen Brief deckt sich nun der Mann von feilem Gewissen, und lockerer Ehrlichkeit auf, von dem jener, im Namen des Königs Nikolaus Münze zu schlagen, verführt wurde. Seinen Tauf- und Geschlechtsnamen



P. F. M. M. will ich hier, ungeachtet er in ganz Spanien bekannt ist, mit Stillschweigen übergehen, um seinen Standesgenossen keinen Schandfleck anzuhängen. Er hielt sich im J. 1768 in Cadix auf, eben als ich und meine Mitbrüder nach unserer Rückreise aus Amerika in dem nahen Haven S. Maria eine Zeit lang vor Anker lagen.

Der Ruf von dem König Nikolaus, und das in seinem Namen geschlagene Geld erregten bei dem Madrider Hofe Besorgnisse. Allein dies war nur ein panischer Schrecken, wie Petrus Zeballos, der mit Truppen in Paraguay zur Rettung dieser Länder abgeschickt wurde, nachmals mit Augen sah, und in seinem Schreiben an den König zu verschiedenenmalen einberichtete. Wosern man aber noch an meiner Aufrichtigkeit in diesem Punkte zweifelt, so lese man die Madriderzeitung (Gazettas de Madrid) wenn mir recht ist, vom Oktober 1768. Man wird darin der Worte gewahr werden: Man weiß nun, daß alles, was von dem König Nikolaus verbreitet wurde, ein Märchen und eine Erdichtung war. Wie konnte man sich kürzer und deutlicher ausdrücken, und die Lüge nachdrücklicher widerlegen? Ich habe dieses Blatt, welches von der Hofcensur zu Madrid durchgesehen wird, und mit ihrer Genehmhaltung herauskommt, selbst mit meinen Augen gelesen. Will man noch stärkere Gründe, hier sind einige. Nachdem die Unruhen am Uruquay gestillet, und die verlangten Flecken abgetreten waren, verfügte sich Nikolaus Neenquiru, selbst in das spanische Lager, und stellte sich freiwillig vor dem königlichen Statthalter Joseph Andronacqui, um von allem, was vorgegangen war, Rechenschaft zu geben. Man hörte ihn freundlich an, und entließ ihn nicht nur ohne die geringste Strafe, sondern man bestättigte ihn sogar in dem Richteramte, das er vorher schon

1875

1875

1875

1875





gen, mit denen ich ißt schreibe, gesehen; und es fehlte nicht viel, daß ich sie nicht für die Megära gehalten hätte. Ihr Mann Nikolaus hingegen war lang und hager, von einer sehr ehrlichen Physiognomie, aber einem ernsthaften Blicke. Er redete sehr wenig, und trug eine große Narbe im Gesichte. Hieraus urtheile man, welche einen ungereimten Zusatz diejenigen zur ersten Fabel gemacht haben, welche den eingebildeten König Nikolaus für unsern Laybruder ausgaben. In allen Kolonien der Quarantier befanden sich dazumal von unsern Laybrüdern nicht mehr als fünf. Zween davon besorgten als Wundärzte die Kranken; der dritte unsere Kleider. Der vierte beschäftigte sich mit Kirchenausmahlen. Der fünfte war vom Alter und den Krankheiten ganz angezehret, und übte sich und uns in der Gedult. Alle aber waren Europäer, und keiner hieß weder dem Tauf-, noch Geschlechtsnamen nach Nikolaus. Außerdem nahmen wir in Paraguay keinen, der von indianischen Vätern herkam, weder als Priester noch als Laybruder in unsere Gesellschaft auf. Ich läugne nicht, daß die Indianer eben keine hellsehenden Köpfe sind; aber so thöricht würden sie dennoch nicht zu Werke gegangen seyn, daß sie, wenn sie auf den Unsern sich einen König zu wählen versallen wären, sich lieber einen Laybruder als einen Priester gewählt hätten, sie, die den Priestern so viele Weisheit zutrauen, und ihre Würde so tief verehren. Sehen wir noch, daß auch die Jesuiten der Schwindel ergriffen hätte, jemals nach einer königlichen Krone zu streben, so würden sie selbe wohl nicht einem Laybruder, sondern einem Priester aufgesetzt haben, der sich durch seine Rechtschaffenheit, Tugheit und Verdienste vor andern derselben würdig gemacht hätte: wie ein ungenannter Franzose in einer 1759 herausgegebenen Schrift: *Nouvelles pieces interessantes & necessaires* mit vieler Einsicht anmerkt. Ich werde nun von der lächerlichen Erdichtung des Laybruders und Königs Nikolaus eine eben so lächerliche Quelle anzeigen.

Es geschah einst, daß sich einige Spanier auf dem Lande, um sich die Zeit zu vertreiben, von verschiedenen Gegenständen, so wie sie ihnen einfielen oder in den Mund kamen, unterhielten. Von ungesehr erwähnte einer der Unruhen, die vor kurzer Zeit am Uruquay ausgebrochen waren. Wenn die Jesuiten flug wären, sagte hierauf ein anderer, so sollten sie ihren Laybruder Joseph Fernandez über die Indianer setzen, und ihm das Kommando übergeben. Neben dem daß er ein gebobrner Spanier ist, hat er auch als Lieutenant unter den königlichen Dragonern gedienet, und sich durch seine Kriegskenntnisse allgemeine Achtung erworben. So wie alle Gerüchte in der Verbreitung zunehmen, so gieng auch der zufälligste Gedanke, und unbedeutendste Einfall vom Laybruder, der den Aufträgen zum General gegeben werden sollte, von Ohren zu Ohren; und wuchs dergestalt an, daß dasjenige, was die einen als thunlich sich vorstellten, die andern schon als geschehen ausgaben; es öffentlich und dreuste behaupteten; und die übrigen zuversichtlich glaubten. So entsteht aus einem Nichts die größte Geschichte. Die meisten hielten sie für eine ausgemachte Wahrheit: in der That aber war sie bloß ein abgeschmacktes und für uns sehr gefährliches Märchen; indem dadurch der Indianerführer Nikolaus Neenguiru zum König von Paraguay, und Joseph Fernandez unser Laybruder, der vom Uruquay wenigstens 400 Meilen entfernt lebte, durch die lächerlichste Verwandlung zum König Nikolaus umgestaltet wurde. Ich kenne den erwähnten Laybruder Fernandez sehr gut; er stand zu Cordoba im Zukuman einer öffentlichen Schreib- und Leseschule für die spanischen Kinder, während des Aufstaus am Uruquay, vor; und man würde ihn gewiß vermisst haben, wenn er in dieser volkreichen Stadt auch nur einen Tag nicht in die Schule gekommen wäre. Nachdem er mehrere Jahre sein Lehramt versehen hatte, so nahm er die Aufsicht über die nahe bei der Stadt gelegene



ne Meyeren Jesus und Maria eine Zeitlang über sich, also zwar, daß er von der Zeit seines Eintritts in die Gesellschaft an das Gebiet der Quaranier, für deren König man ihn ausgegeben hatte, nicht einmal von Weitem gesehen hat. Dieß ist der Ursprung eines Märchens, welches von so vielen schändlichen Schriften ausgebreitet worden, an sich aber so abgeschmackt, und ungereimt ist, daß ihre Verfasser mehr ausgeklatschet, als ernsthaft widerlegt zu werden verdienen. Ich erstaune oft, und kann mich kaum bereben, daß es in unserem so aufgeklärt seyn wollenden Zeitalter so viele und so grosse Männer gegeben habe, welche diese äußerst ungeschickt ausgedachte Fabel vom Lanbruder, und König Nikolaus als eine glaubwürdige Geschichte so be gierig verschlangen: wie Kinder, die sich mit Lust an den Märchen und Erzählungen ihrer Wärterinnen weiden, und freudig nach allen Klappern, und Spielwerken die Hände ausstrecken. Man halte mir es zu gute, wenn ich die Sprache des französischen Schriftstellers spreche, da er über die kindische Leichtgläubigkeit so vieler Europäer in diesem Punkte, welche sich nicht etwa aus Gründen der Wahrscheinlichkeit, sondern aus Geizigkeit gegen uns ihres Verstandes bemeistert hat, loszieht. Ich zweifle kaum, daß viele in ihrem Glauben auf den König Nikolaus sterben werden; aber das sind bloß solche, welche entweder aus Gewohnheit alles für baar Geld annehmen, oder aus hartnäckiger Beharrlichkeit im Irrthume ihre Augen freywillig verschliessen, und am hellen Mittage auch das nicht sehen wollen, was sonst jedem scharfsichtigeren Forscher weder dunkel noch zweifelhaft vorkommen kann. Nach meiner Rückreise aus Amerika bin ich in verschiedenen Ländern von Europa mit Leuten von allen Klassen umgegangen: und ich habe gefunden, daß den gründlosen Gerüchten vom König Nikolaus bei allen die Berachtung zu Theil geworden ist, welchen ihre Geburt, Kenntnisse, Würde, und Tugend einen höhern Rang unter



unter den Menschen anweisen. Im Gegentheile habe ich immer beobachtet, daß diejenigen, welche noch jetzt für die faule Posse des Königs Nikolaus eingenommen sind, unter die unbedeutenden, und unberühmten Leute gehören, deren Ansehen so gering wie ihr Verstand ist, und die sich überhaupt durch Partheylichkeit und Mißgunst gern verblenden lassen. Wer wird sich aber um solcher Leute Urtheile bekümmern?

Damit meine Leser nicht irgend worinn dem grossen Haufen der Irrenden beitreten, werde ich hier mit ihrer Erlaubniß noch einige Zusätze beifügen, welche zur Bestätigung alles dessen, was ich bisher in Absicht auf diese Materie gesagt habe, ungemein viel beitraagen. Aus den 7 Flecken am Uruquay, in welche nach erfolgter Uebergabe eine spanische Besatzung gelegt wurde, zogen über 30000 Indianer ab. Der Anblick so vieler unschuldigen Vertriebenen, so vieler Greise und Unmündigen preßte beinahe jedermann Thränen aus. Fünfzehntausend der Ausgewanderten wurden in den Flecken an dem Flusse Parana aufgenommen, und in Hütten von Stroh verlegt, nachdem sie in ihrem Vaterlande ihre zierlichen und bequemen Häuser von Stein verlassen hatten. Beinahe eben so viele tausende zerstreueten sich in den entfernten Ländern am Uruquay, um weil dort alles vom Viehe wimmelt, ihre Nahrung gleich an der Hand zu haben. Weder durch Bitten noch durch Befehle konnten sie dahin gebracht werden, daß sie über den Uruquay gesetzt, und ihrem Vaterlande den Rücken gewendet hätten, um wie Bettler in fremden Wohnplätzen der Gnade anderer zu leben, sie, die zuvor an allem so grossen Überflusse hatten, daß sie Vieh und Baumwolle alle Jahre den Anwohnern an der Parana zuführen konnten. Nachdem nun aus den 7 Flecken die Einwohner herausgezogen waren, bot sie der spanische Stadthalter vermög des getroffenen Vergleichs den Portugiesen an



ihre Häuser entweder verbrannt oder von den spanischen Besatzungstruppen ganz verwahrloset, und hier und da von Schlangen bewohlet. Den Jesuiten bestätigte Karl die Aussicht über die Kolonien der Quaranier, ohne das geringste darin abzuändern, oder den Wunsch der portugiesischen Parthey, die ihre Entsezung und Vertreibung gern gesehen hätte, zu erfüllen. Hätten wir aber nach der Meinung des Königs den vorigen Krieg angesponnen, wie uns einige Uibelgesinnte beschuldigten; so würde er ohne Zweifel die zahlreiche Nation der Quaranier nicht unserer Obforge und Treue anvertrauet haben. Zu eben dieser Zeit wurde der Marches Zeno de la Ensenada durch ein königliches Schreiben aus dem Orte seiner Verbannung nach Madrid zurückberufen. Dieser erste Minister hatte sich durch seine Talente, und vieljährige Erfahrung berühmt, und um ganz Spanien besonders verdient gemacht; und sich dadurch die Gnade des König Ferdinands zu einem vorzüglichen Grade erworben. Allein zu dem mit den Portugiesen verglichenen Ländertausch, der von allen patriotisch gesinnten Reichsräthen, und Statthaltern von Amerika stets widerrathen und verworfen worden ist, gab er seine Stimme nie: er schrieb sogar deswegen an Karl König von Neapel als künftigen Erben der Krone; weil ihm die Wohlfahrt des Reichs weit mehr als die Gnade der Königin Barbara am Herzen lag. Dieses soll man dem Marchesen de la Ensenada, wenn man anders dem allgemeinen Gerüchte in ganz Spanien trauen darf, zur Last gelegt, um ihn deswegen gefangen gesetzt, seiner Würden beraubt, und vom Hofe verwiesen haben. Denn so glücklich war man dazmal in Spanien noch nicht, daß man denken konnte, wie man wollte, und reden, wie man dachte.

Gleich nach Ferdinands Tod willigte Karl nicht nur nicht in den Vergleich ein, den sein Bruder mit den
Por.



Portugiesen getroffen hatte; sondern er erneuerte sogar den Krieg wider dieselben, in welchem 6000 Quaranier in dem königlichen Heere und unter der Anführung des Petrus Zevallos unverdrossen Dienste thaten. Dieser nahm Anfangs die portugiesische Kolonie weg, drang hernach als Ueberwinder in Brasilien ein; und nur die Nachricht, daß der Friede in Europa geschlossen wäre, unterbrach den Lauf seiner Siege. Daß die Quaranier zu dem glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen nicht wenig beigetragen haben, bezeugte Zevallos selbst in verschiedenen seiner Briefe denn er dachte immer edel und billig. Aber darum unterließ der Reid, und der Eigennuz dennoch nicht, ihm Feinde zuzulehen. Wie gerne möchte ich dem grossen Mann das Lob sprechen, zu welchem mir das Andenken an ihn einen so unerschöpflichen Stof anbietet? Ich genoss eine Zeit lang seines freundschaftlichen Umganges. Nie habe ich ihn ansehen können, ohne ihn zu bewundern, und innig zu verehren; mit so vielen und so grossen Gaben hatte ihn die Natur ausgerüstet. Man verarge es mir nicht, daß ich der Reigung meines Herzens nachgebe, und bei dieser Gelegenheit im Vorbeigehen die Grundzüge zu dem Gemälde des unsterblichen Mannes entwerfe. Ein glücklicherer Pinsel mag es in Spanien vollenden. P. Zevallos stammt von einem adelichen Geschlechte in Spanien her. Sein Vater war königlicher Statthalter in den kanarischen Inseln, und starb bei einem Aufstande, den die Einwohner erregt hatten, schon lange für seinen König den Tod der Helden. Zevallos hatte eine so einnehmende Gestalt, und einen so schlanken Wuchs, daß ich ihn ohne Anstand unter die schönsten Männer rechne, die ich jemals gesehen habe. Seine angenehme Körperbildung verschönerte er noch ungemein durch das Feine und Artige seines Betragens; und erhöhte dadurch ihren Werth wie ein Brillant den Werth eines Ringes. Pomp, Prahlerei, und Stolz waren nie seine Sache. Seine kriegerische
Strenge



che seines Heeres ersetzte. Mit seiner besondern Gottesfurcht vereinigte er durch das edelste Band alle die grossen Eigenschaften, die wir jedem Feldherrn wünschen, aber nur an den wenigsten wahrnehmen. An der Bastardestrast, Schärfe im Urtheilen, Entschlossenheit, raslosem Bestreben, vieljähriger Erfahrung im Kriege, unverleglicher Treue gegen sein Vaterland und seinen Monarchen ward er gewiß von niemanden übertroffen. Er bestrebt sich immer, mehr seinem Könige zu nützen, als zu gefallen. Er erreichte beide Zwecke, ungeachtet es auch zuweilen seinen Feinden gelungen ist, ihm durch gewisse Kunstgriffe die Gnade des Königs zu entziehen. Dieß ist weder ungewöhnlich, noch sonderbar: und er hat dieses Loos mit allen verdienstvollen Patrioten gemein. Wird denn nicht auch die Sonne, dieses wohlthätige Gestirn, durch das Daywischenkommen des Mondes eine Zeitlang verdunkelt, wiewohl sie bald wiederum in ihrem vollen Lichte glänzet, das sie nur verbarg, nicht verlor. Nachdem man endlich zu Madrid die Rabalen, die der Meid wider das Verdienst und die Fähigkeit des Zevallos geschmiedet hatte, einsah, so wurde er vom K. Karl in den wichtigsten Geschäften nach den Höfen von Neapel und Parma abgeordnet. Eben so beredsam als siegreich gieng er mit der Rede und dem Dezen gleich geschickt um. Unstreitig hatte er selbst nach dem Zeugnisse der Engländer und Portugiesen alle Theile der Kriegswissenschaft auf das vollkommene inne. Nie unternahm er etwas, was er nicht lange vorher schon reif überdacht hatte. Um seine Entwürfe mit einem glücklichen Erfolge gekrönt zu sehen, mußte er die auserlesensten Anstalten zu treffen, die geschicktesten Befehlshaber, auf deren Treue und Kriegskenntnisse er sich verlassen konnte, zu wählen, die Hindernisse zu heben, die Schwierigkeiten zu überwinden, die Gefahren vorherzusehen, und sie theils mit List und theils mit Gewalt aus dem Wege zu räumen. Nie verschob er etwas auf
den

1. *Содержание*
 2. *Введение*
 3. *Глава I. Общие сведения о предмете исследования*
 4. *Глава II. Методология исследования*
 5. *Глава III. Результаты исследования*
 6. *Глава IV. Заключение*
 7. *Список литературы*
 8. *Приложение*
 9. *Сводная таблица*
 10. *Дополнительные материалы*
 11. *Сводная таблица*
 12. *Дополнительные материалы*
 13. *Сводная таблица*
 14. *Дополнительные материалы*
 15. *Сводная таблица*
 16. *Дополнительные материалы*
 17. *Сводная таблица*
 18. *Дополнительные материалы*
 19. *Сводная таблица*
 20. *Дополнительные материалы*
 21. *Сводная таблица*
 22. *Дополнительные материалы*
 23. *Сводная таблица*
 24. *Дополнительные материалы*
 25. *Сводная таблица*
 26. *Дополнительные материалы*
 27. *Сводная таблица*
 28. *Дополнительные материалы*
 29. *Сводная таблица*
 30. *Дополнительные материалы*
 31. *Сводная таблица*
 32. *Дополнительные материалы*
 33. *Сводная таблица*
 34. *Дополнительные материалы*
 35. *Сводная таблица*
 36. *Дополнительные материалы*
 37. *Сводная таблица*
 38. *Дополнительные материалы*
 39. *Сводная таблица*
 40. *Дополнительные материалы*
 41. *Сводная таблица*
 42. *Дополнительные материалы*
 43. *Сводная таблица*
 44. *Дополнительные материалы*
 45. *Сводная таблица*
 46. *Дополнительные материалы*
 47. *Сводная таблица*
 48. *Дополнительные материалы*
 49. *Сводная таблица*
 50. *Дополнительные материалы*
 51. *Сводная таблица*
 52. *Дополнительные материалы*
 53. *Сводная таблица*
 54. *Дополнительные материалы*
 55. *Сводная таблица*
 56. *Дополнительные материалы*
 57. *Сводная таблица*
 58. *Дополнительные материалы*
 59. *Сводная таблица*
 60. *Дополнительные материалы*
 61. *Сводная таблица*
 62. *Дополнительные материалы*
 63. *Сводная таблица*
 64. *Дополнительные материалы*
 65. *Сводная таблица*
 66. *Дополнительные материалы*
 67. *Сводная таблица*
 68. *Дополнительные материалы*
 69. *Сводная таблица*
 70. *Дополнительные материалы*
 71. *Сводная таблица*
 72. *Дополнительные материалы*
 73. *Сводная таблица*
 74. *Дополнительные материалы*
 75. *Сводная таблица*
 76. *Дополнительные материалы*
 77. *Сводная таблица*
 78. *Дополнительные материалы*
 79. *Сводная таблица*
 80. *Дополнительные материалы*
 81. *Сводная таблица*
 82. *Дополнительные материалы*
 83. *Сводная таблица*
 84. *Дополнительные материалы*
 85. *Сводная таблица*
 86. *Дополнительные материалы*
 87. *Сводная таблица*
 88. *Дополнительные материалы*
 89. *Сводная таблица*
 90. *Дополнительные материалы*
 91. *Сводная таблица*
 92. *Дополнительные материалы*
 93. *Сводная таблица*
 94. *Дополнительные материалы*
 95. *Сводная таблица*
 96. *Дополнительные материалы*
 97. *Сводная таблица*
 98. *Дополнительные материалы*
 99. *Сводная таблица*
 100. *Дополнительные материалы*



samkeit des Generals und die Folgsamkeit der Soldaten seyn die sicherste Schutzwehre des Heeres, und der Sieges-Mütter. Daß er wahr redete, haben wir mit Frohlocken an ihm erfahren.

Da er nun mit diesem Gefolge der Feldherrntugenden in das Lager trat, so ist es kein Wunder, daß ihm meistens alles nach Wunsch ausfiel. Wir sagten immer, daß das Glück, dieses Geschenk des Himmels zu seinen Fahnen geschworen habe. Im letzten Kriege, den die Spanier in Italien führten, hatte er schon mit Ruhm gedienet, ob als Hauptmann oder Oberster, weiß ich nicht. Was er da Ruhmwürdiges ausgerichtet hat, war ein Vorspiel von demjenigen, was er nachmals in den zweien Kriegen wider die Portugiesen in Südamerika vollführte. Auch ließ es der Hof den so wichtigen Verdiensten des Zevallos nicht an Belohnungen mangeln. Er erhielt das Kommandeurekreuz vom Ritterorden des h. Jakobs, den S. Januarius Orden, und die Kommandantenstelle zu Madrid. Nach einigen Jahren gab ihm K. Karl den goldenen Schlüssel, ein besonderes Hofschrenzeichen. Als sich in Spanien das Gerücht von den Unruhen in Paraguan verbreitete, sah man erst, in welchem Ansehen Zevallos bei dem Könige stand, und welch ein Vertrauen dieser auf seine Talente setzte. Er machte ihn zum Statthalter von Buenos Ayres, und ließ ihn, um die Unruhen bei den Quaraniern zu dämpfen, und die Uebergabe der sieben Flecken zu beschleunigen, mit 500 Reutern, die man aus allen spanischen Dragonerregimentern ausgehoben hatte, nach Paraguan einschiffen. Hierzu kamen noch, wenn ich mich nicht irre, 7 Kompagnien Fußgänger, die ein spanischer Oberster aus deutschen, französischen, welschen, einigen polnischen, und, wer sollte es wohl glauben? auch russischen Ueberläufern zu Parina mit grossen Kosten kurz vorher angeworben hatte. Die meisten



meisten von diesen waren alte versuchte Leute von einer trostigen Soldatenseele, die bereits in Europa in verschiedenen Kriegen mitgekämpft hatten. Sie wehrten sich auch in Paraguay allemal aus allen Kräften, so oft mit dem Feinde angebunden wurde. Ubrigens äußerte die Neigung zur Freizügigkeit, die Folge einer in Europa angenommenen Gewohnheit, auch bei den Antipoden so viele Gewalt über sie, daß sie allemal, so oft sich eine Gelegenheit anbot, haufenweise davon liefen, um sich zu verheirathen, oder ein bequemerer Leben führen zu können. So unwiderprechlich wahr ist es, daß die, welche über das Meer schiffen, den Himmelsstrich, aber nicht ihre Gemüthsart ändern.

Nach einer langen und beschwerlichen Ubersahrt, wobei Zevallos von den Stürmen viel auszustehen hatte, dachte er ernstlich darauf in Paraguay die Ruhe wieder herzustellen, weil er noch immer der Meinung war, daß der Krieg in dem Inneren dieses Landes wüthete, und daß alles dem König Nikolaus zugesallen wäre, wie die allgemeine Sage gieng. Als er des Ufers von Buenos Ayres ansichtig wurde, schickte er, um seine Truppen bei einer ruhigen Landung keiner Gefahr auszusetzen, einige Rundschaffer in einer Chaluppe voraus, welche dem Volke, das an Gestade des Silberflusses zusammengelaufen war, mit dem bei den spanischen Schildwachen gewöhnlichen Rufe: Quien vive? Wer ist für ihren König erkännten. Hierauf folgte statt der Antwort ein allgemeines Gelächter. Ferdinand der VI. der der Himmel lang erhalten wolle, sey ihr König, und würde es bleiben, so lang er lebte, schriegen alle einmüthig. Das war genug den Ankömmlingen ihr Mißtrauen zu benehmen. Hintergangen durch die falschen Gerüchte glaubten die Europäer, der König Nikolaus könne nicht faul, oder wenigstens nicht ohne vieles Blutvergießen

D

vom



von Throne verfloßen werden : und selbst Zevallos erstaunte, als er gewisse Nachrichten einzog, daß in Paraguay vollkommen die Ruhe herrschte, und die Quaranier zum Gehorsam längst zurückgekehret wären. Auch hatte er mit den Indianern keinen Streit mehr. Aber desto mehr machten ihm die spanischen Befehlshaber von der portugiesischen Parthey zu schaffen, unter welchen sich der Marches Val de Lirios auszeichnete. Dieser war mit einer königlichen Vollmacht versehen, sich mit den Portugiesen nach seinem Gutdünken über alles zu verabreden, was sich auf den verglichenen Ländertausch bezog. Er war übrigens ein guter Mann, nur daß er zu gefällig gegen die Lieblingsneigung der Königin Barbara, und berauscht von den Beförderungen, die sie ihm versprach, sich zu sehr auf Portugalls Seite hinneigte : worwider sich aber Petrus Zevallos, der immer Spaniens Wohlfahrt der Gunst der Königin vorzog, aus allen Kräften setzte. Nachdem er selbst überall den Augenschein eingenommen, und alles, was vor seiner Ankunft während der Unruhen vorgefallen war, mit aller Unparteiligkeit auf das genaueste untersucht hatte, so fand er, daß man eine Menge Dinge wider die Quaranier, und ihre Missionarien entweder ganz dreuste hingeschrieben, oder doch bochhaft übertrieben hatte. Er berichtete auch den wahren Verlauf der Sache unverfälscht nach Hofe ein, und rechtfertigte und rühmte sogar die Quaranier, die er doch zu Paaren zu treiben und zu züchtigen aus Europa gekommen war, als ihr eifrigster Vertreter. Es ist wahr, er zog sich durch seine Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe den Haß einiger Ubelgesinnten zu; allein am Ende offenbarten sich die Kataleu seiner Meider; sein Verdienst siegte, und er erwarb sich einen ewigen Nachruhm bei allen Rechtschaffenen.

Auf den Hintritt der Königin Barbara, und ihres Gemahls Ferdinand des VI. änderte sich die Scene, und
alles



alles nahm eine ganz andere Gestalt an. Denn nachdem Karl der Nachfolger seines Bruders den Portugiesen vom neuem den Krieg angekündigt hatte, bediente sich Zevallos der Quaranier, die er hätte bekämpfen sollen, als der tanglichsten Werkzeuge die Portugiesen zu demüthigen. Auf seinen Befehl eilten sechstausend von jenen in das Lager des Königs, versahen mehrere Jahre hindurch nicht allein die Truppen, sondern auch die spanischen Grenzkommissäre aus ihren Flecken mit vielen tausend Ochsen, und führten ihnen alles mögliche Proviant, und was dazu gehört, im Ueberflusse, und mit der größten Bereitwilligkeit zu. Haben sie ihren Namen dadurch gebrandmarkt, daß sie aus Mangel einer völligen Überzeugung in Aufsehung des königlichen Befehles ihre Flecken den Portugiesen zu räumen eine Zeitlang sich weigerten, und sogar zu ihrer Vertheidigung die Waffen ergriffen; so haben sie ihren Fehler wieder dadurch gutgemacht, und getilget, daß sie sonst immer die offenbarsten Beweise ihrer unwandelbaren Treue gegen den König von Spanien selbst nach dem Zeugnisse des Zevallos zur allgemeinen Verwunderung von sich gaben. Dieses glaubte ich in meiner Geschichte von den Vorfällen bei den Quaranieren zur Beleuchtung der Wahrheit anführen zu müssen. Wenn so viele andere ihre Lügen so unverschämt und ungestraft in die Welt hineinschreiben dürfen; warum soll es mir nicht erlaubt seyn, gewisse und ungezweifelte Thatachen zum Vorschein zu bringen? Ich würde diese Materie noch deutlicher und umständlicher behandelt haben, wenn ich nicht der Meinung wäre der Ehre der dorian verwickelten schonen zu müssen. Nun wird es die Sache des unbefangenen Lesers seyn zu entscheiden, ob man mehr den Brochüren, die die Schmeichelei oder die feige Gefälligkeit gewissen Leuten zu schmeicheln angedeihen hat, oder mir, der ich dieses alles mit Augen angesehen habe, Glauben beizumessen soll. Allein so gewiß ich diesen verdiene,



so wenig getraue ich mir selbst von allen zu erwarten; weil der Irrthum, nach der Bemerkung eines Weltweisen vielen glaubwürdiger vorkommt, als die Wahrheit selbst. Die Vernunft, welche den Willen leiten und regieren soll; wird leider! nur zu oft zu seiner Sklavin herabgewürdiget, also zwar, daß wir immer von Natur die Fehler derjenigen zu glauben geneigt sind, die wir beneiden, oder hassen. Jeder glaube, was ihm beliebt: ich habe dabei weder etwas zu gewinnen, noch zu verlieren. Hindern eingewurzelte Vorurtheile meine Zeitgenossen mir ihren Beifall zu schenken, so werde ich dennoch wenigstens den Nachkommen Gründe hinterlassen, daß, was wider die Quaranier, dieses von so vielen mündlich und schriftlich gerühmte und niemals genug zurühmende Volk, so ohne allen Grund geschrieben, und ausgestreuet worden ist, zu bezweifeln. Die Siege, und übrigen herrlichen Thaten, des Zevallos, dessen Vorzüge ich hier nur kürzlich beschreiben wollte, wird man an seinem Orte beschrieben finden.

Die zweite Statthalterschaft in Paraguay ist Zufuman, ein Land von einem ungeheuren Umfange. Gegen Aufgang stößt sie an die Statthalterschaft von Buenos Ayres, gegen Abend an die Gebirge von Chili, gegen Mittag an die unermesslichen Ebenen, die sich bis an die Terra Magallanica erstrecken, und gegen Mitternacht endlich an das Gebiet von Tarija oder die sogenannten Chichas. Cyriacus Morelli eigentlich Dominikus Murriel ein Spanier (einst mein Mitpriester in Paraguay) vermuthet in seinen Zeitbüchern von der neuen Welt, die er 1776 zu Venedig herausgab, daß der Kirchensprengel von Zufuman, wenn ihn nicht der von Quebeck übertrifft, der größte in der ganzen Welt ist; es versteht sich, nicht an Volksmenge, sondern an der Größe seines Umfanges. Um seine Meinung geltend zu machen beruft sich dieser

Schrift.





raanon, Rio Janeiro, und Rio S. Francois Meldung machen sollen. In was für einer Beziehung steht Tukum mit dem Flusse Orenoque, zwischen welchen und jener Provinz ganz Brasilien, und noch andere Landschaften liegen, und der eigentlich in Neugranada zu Hause ist. Ich find für gut diesen Irrthum zu rügen, und meinen Lesern zu zeigen, wie ungereimt einige alles untereinander mengen, die von dem entfernten Amerika Nachrichten oder Beschreibung schreiben. Eher würde man den Stall des Augias, als diese Schriftsteller von ihrem Unrathe reinigen.

Tukum hat ihren eigenen Statthalter, und Bischof. Dieser residiret zu Corduba, und jener zu Salta, als den vornehmsten Städten des Landes. Die übrigen sind weder schön, noch auch sehr berühmt. Corduba erklärte Philipp der V. in einem Schreiben an den Statthalter Stephan Urizar zur Hauptstadt von Tukum. Sie hat auch ansehnliche Häuser, eine berühmte Akademie, viele und reiche Pflanzhöfe. Nirgends findet man schönere Wiesen und alle Arten von Vieh in größerer Menge. Aus den hiesigen Meherereyen werden jährlich viele tausend Maulthiere in Peru verkauft. In der Gegend von Corduba steht man durchgängig Felsen von einer außerordentlichen Höhe. Wenige Meilen von der Stadt an dem Flusse Pucara, der auch bei jener vorüberfließt, ist ein Ort, wo man Kalk brennet. Als ich einst dorthin geschickt wurde, so hörte ich zu verschiedenenmalen ein schreckliches Getöse wie Kanonenschüsse. Die Nacht war heiter, der Himmel unbewölkt, und kein Lüftgen regete sich. Ich hätte darauf geschworen, es würde irgendwo in der Nähe eine Festung aus Kanonen beschossen. Allein die neben mir stehenden Einwohner versicherten mich, dergleichen Donner wären diesen Felsen eigen, und man hörte selbe beinahe täglich. Vielleicht

leicht daß die in den Hölen der Berge verschlossene Luft, indem sie durch die zu engen Klüfte herausarbeitet, von den Felsenmündungen zurückgedrängt wird, in den Krümmungen abprellet, und dadurch ein so fürchterliches, so donnerähnliches Gebrüll herausstößt. Indessen hab ich auf meinen vielen Reisen durch das Gebirg von Korduba, welches mich sehr wundert, sonst nie ein unterirdisches Getöse wahrgenommen. In der Stadt Korduba selbst hört man bei der Nacht zuweilen ein dumpfes Gemurmel, als wenn etwas in einem Mörtel mit einem hölzernen Stößel zermalmet würde. Dieses gedämpfte und traurig tönende Geräusch zieht sich aus einer Gasse in die andere. Die Spanier hießen es el pison, welches auf spanisch einen Schlägel oder ein Instrument bedeutet, womit die Pflasterer ihre Pflastersteine zurechtstossen. Das gemeine Volk glaubt, daß ein Gespenst oder Poltergeist durch die Gassen der Stadt reite; und fürchtet sich davor. Ich habe dieses nächtliche Gebrumme in 2 ganzen Jahren nur einmal gehört; aber ich zweifle nicht, daß es von einem unterirdischen Winde herrühre, welcher durch die Erdenklüfte hervordringt, und sich mit heftigen Stößen einen Ausgang sucht: indem der ganze Boden, worauf die Stadt steht, durch wiederholte Erdbeben, so zu sagen, ausgehöhlet worden ist, und nachsinkt, wie ich öfters beobachtet habe. Die Stadt Salta liegt an der Strasse nach Peru, und zieht aus dem Durchzuge der Maulthiere große Vortheile. S. Jakob (Sant Yago del Estero) war die älteste Stadt in Tulumán und lange Zeit der Sitz eines Bischofs, und Statthalters. Ihre Häuser sind weder schön noch zahlreich. Erst Innozenz der XII. verlegte zu Ende des vorigen Jahrhunderts den bischöflichen Sitz von hier nach Korduba. Ihren Kirchen fehlet es nicht ganz an Pracht. Sie liegt an dem süßen Flusse (Rio dulce), welcher alle Jahre während seiner Ueberschwemmung so grosse Sandberge anhäuft.



anhäuft; daß sie im Falle einer Belagerung den Bürgern statt der Bollwerke dienen, und auch Kanonenkugeln aushalten könnten. Die Bewohner der Gegend von S. Jakob haben wenig Vermögen, aber um so viel mehr Herzhaftigkeit, welche sie zu allen Zeiten gegen die Wilden bewiesen haben: und sind unter allen Spaniern in Paraguay, so wie einst die Lacedemonier unter den Griechen, die tapfersten. Dieses ihres Vorzugs werde ich an seinem Orte mit Mehrerem erwähnen. Sie treiben einen eben nicht sehr einträglichen Handel sowohl mit Wachs, das sie in den entlegensten Wäldern aus den wilden Bienenstöcken mit vieler Mühe zusammensuchen; als auch mit Getreide, welches sie nach dem Hafen von Buenos Ayres führen. Allein der Gewinn davon ersetzt die Arbeit und den Schweiß nicht, den sie auf diese Erzeugnisse verwenden. Ihr Vieh ist nichts weniger, als zahlreich, weil es ihnen an Futter gebricht. Ihre Wiesen sind klein und sandigt, und geben daher nur sehr wenig Weide; auch aus dem Grunde, weil im Sommer die Hitze, und im Winter der Reif alles jämmerlich verbrennet; und zu dem regnet es auch sieben Monate oft keinen Tropfen Wasser. Weil die Pferde im Winter auf dem Felde kein Futter finden, so nagen sie an den Aesten der Bäume, wie die Geise, und sogar auch an den dürrern Stöcken, wie ich vielfach gesehen habe. Wenn der Rio dulce nicht alle Jahre die ganze Gegend, wie der Nil Aegypten, durch seine Uberschwemmung tränkte, so würde vermuthlich darinnen gar nichts wachsen. Diese große Uberschwemmung fällt gemeinlich im Jenner ein. Sie entsteht aus dem Schnee, der in den Gebirgen von Chili und Peru durch die Sonnenhitze schmilzt; denn im Südamerika sind der November, December, und Jenner die Sommermonate, so wie sie in Europa die Wintermonate ausmachen. Es ist ein für den neuen Ankömmling eben so schaudervolles als für den

den



den Landmann angenehmes Schauspiel den sonst ganz sanft sich hinwindenden Fluß, den man auch zu Fuß durchwaden kann, von fremden Gewässern angeschwollen jählings aus seinen Ufern treten, alles überschwemmen, und die herumliegenden Felder oft mehrere Wochen unter Wasser zu sehen. Diese Überschwemmung hat eine außerordentliche Fruchtbarkeit zur Folge. Nirgends trift man alle Arten Getreide käuflicher, und die Wassermellonen größer und süßer an. Diese Anschwellung des Rio dulce wird den Einwohnern durch Wolken von einer ungewöhnlichen Farbe angekündigt. Ich reisete einst aus der Provinz Chaco in Tufuman, und setzte vormittag zu Pferde über diesen Fluß: hierauf speisete ich in einem der nahe daran gelegenen Häusern zu Mittag. Ein fremder Spanier, der mit uns zu Tische saß, gab uns alle mögliche Versicherung, daß die gewöhnliche Überschwemmung (El banado, wie man sie daselbst nennt,) nicht mehr fern wäre. Als ich ihm um die Gründe seiner Vermuthung fragte, antwortete er mir, daß er die Wolken, welche allezeit vor der Überschwemmung erschienen, gesehen hätte. Seine Vorherverkündigung traf auch richtig zu. Noch vor einer halben Stunde kam ein Both, ganz außer Athem gelaufen, mit der Nachricht, die ganze Gegend sey unter Wasser. Ich gieng hinaus, und sah mit Erstaunen, wie sich alles in so kurzer Zeit in einen See verwandelt hat. So verändert der Rio dulce sich selbst, und alle Fluren, und wird zu einem Meere; aber sein Wasser bleibt süß. Ich war froh, daß ich noch zu rechter Zeit über den Fluß gesetzt hatte, weil ich mich noch an die fürchterliche Uibersahrt erinnerte, die ich im vorbergehenden Jahre im Angesicht der Stadt S. Jakob über eben dieses hohe Wasser auf einer Ochsenhaut zitternd vollbracht habe, welche ein schwimmender Spanier, so wie es dort wegen Mangel der Fahrzeuge und Brücken der Brauch ist, mit den Riemen nach sich zog.



In den um St. Jakob herumliegenden Wäldern wächst das sogenannte Johannesbrod, wiewohl etwas von dem afrikanischen und spanischen verschieden, in grosser Menge. In einem Mörser zerstoßen, giebt es ein Getränk; in einem Bren zerrieben eine Art Honigbrod, gegessen oder getrunken aber eine Medizin, deren Kraft die Europäer, die in Amerika an dem Stein oder Harnwinden leiden, besonders rühmen. Den Amerikanern hingegen, welche den Stein auch den Namen nach nicht kennen, leistet selbe, wenn sie an der Lungen- oder Schwindsucht auszehren, in Wiederherstellung ihrer Kräfte unglaubliche Dienste. Ich werde von dieser heilsamen Frucht weiter unten, da von den Pflanzen die Rede seyn wird, noch mehr melden. Selbst das Vieh, als Pferde, Ochsen, Maulthiere ic. nehmen dadurch an geschwindesten, und am sichersten zu. Aus dem Rio dulce ziehen auch die Einwohner einen Theil ihrer Lebensmittel, indem fast alle Jahre, wiewohl nicht immer zu der nämlichen Zeit, eine Art Fische, welche bei den Spaniern Zabalos heissen, in einer ungeheuern Anzahl den Strom hinabziehen, und diesen Marsch viele Tage hindurch in verschiedenen Abtheilungen fortsetzen. Sie eilen, als wenn sie einem ihnen nachziehenden Feinde entfliehen wollten. Sie zu fangen braucht es weder List, noch Reize. Man faßt sie mit den Händen an, und fängt sie in einer solchen Menge, daß die Behältnisse für sie manchmal zu enge werden. Solang diese Wanderung der Fische, welche bei den Spaniern den Namen Cardumen führt, währet, sieht man außer derselben auf dem Tische des gemeinen Mannes kein anderes Gericht. Der Platz, die Kirche, die Schulen, alles riecht alsdann nach Fisch. Wunderbar dürfte es scheinen, daß sich unter den Fischen Zabalos keine von einer andern Art einfinden, und den Marsch mitmachen: vielleicht weil die Zabalos unter allen die zahlreichsten sind, und darum bei den Indianern Vorzugsweise

weise Fische heißen? Es bedeutet das Wort Noayi bei den Abiponern einen Fisch überhaupt, insbesondere aber die Zabalos. Eben dieses bemerkt man auch in der peruanischen Sprache Quichua. Wir haben auch noch in einem andern Fluß, der sich bei Timbó in den Paraguay ergießt, aber keinen eigenen Namen hat, einen solchen Durchzug der Fische mehrere Tage hindurch beobachtet, doch mit diesem Unterschiede, daß hier Fische von verschiedenen Gattungen miteinander wanderten. Wir fiengen bei dieser Gelegenheit viele, dergleichen man daselbst nie gesehen hatte. Dieses gähdete mir bei Untersuchung dieser Fischwanderung ein Licht an. Wir waren damals nur wenige Meilen von dem sogenannten großen Fluß el Rio grande, oder Vértice, wie ihn die Spanier, oder Inate wie ihn die Abiponer nennen, entfernt. Wenn dieser anschwillt, setzt er die ganze Gegend weit und breit unter Wasser. Ich muthe an, daß das ganze Fischgeschlecht durch die hinreißende Gewalt der sich abwärts wälzenden Gewässer fortgetrieben wird, und sich daher in den nahen Flüssen einen ruhigeren Aufenthalt sucht. Weil aber diese alle gesalzenes oder bitteres, wenigstens herbes Wasser mit sich führen, welches den fremden Fischen durchaus nicht behagen will, so eilen sie haufenweise, um aus diesem Salz- und Bitterwasser zu kommen, abwärts in süßere Gewässer, als woran sie in ihrem Mutterflusse gewöhnt sind. Diese Vermuthung findet aber in Ansehung des süßen Flusses schwerlich statt; weil man daselbst außer dem Zeitpunkte der Überschwemmung keine andere Fischart, als die Zabalos so auf einmal vorüberziehen sieht.

Etwas ähnliches erzählt der P. Jakob de la Torre in seinen Nachrichten von Peru, welche zuerst zu Rom, nachmals aber 1604 zu Mainz herauskamen. Da es in Peru nie regnet, so müssen der nächtliche Thau, und
die



die Sturzbäche aus den Felsen zur Befeuchtung des Bodens am meisten beitragen. Für die Gegend um die Stadt Aricas, welcher keines von den beiden Mitteln zu statten kommt, hat die Vorsicht auf eine andere Art gesorget. Zur Zeit, da man sonst zu säen pflegt, wimmelt alles an den Ufern von den Sardos einer bekannten Art Fische. Die nun nahe am Gestade wohnen, füllen ihre Fahrzeuge damit an, schneiden ihnen die Köpfe ab, stecken in jeden ein Korn von türkischem Weizen, oder Mayz, nach ihrer Landessprache, und säen also. Die Erndte ist darum nicht minder reichhaltig, als wenn die Aussaat behauet, oder beregnet worden wäre. Das übrige von den Sardos dienet ihnen statt des Dunges, so wie die Aeser der Meervögel, womit sie ihre Gelder trefflich zu düngen wissen. Dieß sind die Worte eines Mannes, der in Peru die Procuratorsstelle von unserer Provinz bekleidet hat. Dieses alles noch mehr zu bestätigen, werde ich noch ein anderes Beispiel von dieser Fischwanderung hiehersetzen. Auf unserer Ueberfahrt nach Amerika sahen wir, nachdem wir bei dem grünen Vorgebirge und dessen Inseln vorüber gesegelt hatten, durch drey Wochen täglich einen ungeheuern Zug Fische nach einer und ebenderselben Richtung bei uns vorbeieilen. Die Portugiesen nennen sie Melotas. Sie sind außerordentlich breit, aber nicht lange, und haben einen jämmerlich grossen kugelförmigen Kopf. Wenn sie unter das Wasser untertauchen, so schütteln sie sich, und machen ein grosses Geräusch. Kommen sie wieder herauf, so spritzen sie aus einem grossen Loch, das sie im Kopfe haben, eine unglaubliche Menge Wasser mit einem gewissen Gefumse auf eine Höhe, auf welche kein Springwasser in königlichen Lustgärten durch was immer für Kunstmaschinen getrieben werden kann. Aus welchem Naturtriebe, warum und wozu dieses unzählige Fischheer ihre Reise wie eine



eine Flucht beschleuniget, lasse ich gern andern zu untersuchen über. Als wir nachmals auf eben diesem Meere zurückkehrten, so kam uns während vier ganzer Monate Ketner von diesen Fischen zu Gesicht. Man erlaube mir eine Vermuthung hierüber zu wagen. Auf unserer Reise nach Amerika beobachteten wir eine Zeitlang diese wandernden Gesellschaften am Ende des Oktobers, und zu Anfange des Novembers, zu einer Zeit nämlich, in welcher in der nördlichen Erdhälfte der Winter, in der südlichen hingegen der Sommer seinen Anfang nimmt. Zudem richteten gedachte Fische, ihren Lauf unveränderlich von Norden nach Süden. Dieses genau erwogen möchte ich sagen, daß die Melotas vom mittlernächtigen Weltmeere, auf welchem im Winter immerzu Stürme toben, weil sie das Hin- und Herwerfen scheuen, sich zu entfernen suchen, und in die Südsee, welche in den Sommermonaten stiller ist, um der Ruhe und der Meeressille willen hinabeilen: umgekehrt von eben dem Naturtriebe geleitet, durch welchen die Schwalben bei einbrechender winterlichen Kälte sich in eine wärmere Gegend ziehen. Daß die Thiere die künftige Witterung vorherempfinden, weiß jedermann. Um andere Erfahrungen zu übergehen, so sahen wir, wenn wir auf einem Flusse in Paraguan fuhren, und die Seewölfe schaarenweise in dem Strom aufwärts schwammen, uns allemal nach einem Ort um, wohin wir uns retten könnten: denn kein Mensch zweifelte mehr, daß ein Sturm oder Ungewitter im Anzuge wäre. Auch haben wir diese Abndungen der Seewölfe allemal untrüglich befunden.

Unter der Stadt S. Jago standen vor Zeiten eine Menge indianischer Kolonien, welche sich die ersten Spanier in diesem Lande entweder durch ihre Waffen, oder durch Furcht unterwürfig gemacht haben. Heut zu Tage sieht man noch allenthalben Ueberbleibsel von diesen Pflanzörtern.



örtern. Ihre Einwohner geriethen in die Privatdienstbarkeit der Spanier, und wurden theils durch die Kinderpocken, und theils durch Hunger und Ungemach angerieben. Noch sind einige Flecken davon übrig, als Matarà, Salabina, Moppa, Lasco, Silipica, Lindongasta, Manogasta, Quanugasta, Socconcho. Weltpriester haben die Obsorge darüber. Alle diese Kolonien werden von wenig Indianern bewohnet, welche einigen unter ihnen wohnenden Spaniern die meiste Zeit fröhnen müssen. Ihr Zustand ist einer der elendesten, ihre Rohheit unglaublich; ihre Hütten sind schmutzig und ihre Kirchen nicht viel besser. Was für ein Unterschied zwischen diesen Indianern, welche unter dem Joche der spanischen Privatleibeigenschaft schmachten, und unsern Quaranien obwalte, die bloß unter dem König von Spanien stehen, habe ich mit Entsetzen, und nicht ohne von jener ihrem Unglück auf das innerste gerührt zu seyn, vielmal wahrgenommen. Eben so muß man sich auch die übrigen Flecken der Indianer, die noch in Paraguay vorhanden sind, vorstellen.

Die Stadt S. Michael, welche auch unter dem Namen Lufuman bekannt ist, liegt nahe am Gebirge von Chili. Rund um sie herum sieht man Hügel, Felder, große Bäche und schöne Wälder. Diese letzteren prangen mit den höchsten Eichen, und die ganze Provinz kann sich daraus mit Dielen, und Balken von Eichenholz versehen, die auch für die größten Gebäude zureichen, und zu Buenos Ayres, weil sie bis dahin bei 400 Meilen weit auf Wagen geführt werden müssen, sehr hoch abgesetzt werden. Man darf sich auch darüber nicht wundern: denn diese Bretter werden nicht in Sägemühlen, die das Wasser treibt, sondern mit Menschenhänden mit saurer Mühe langsam gesägt. Ein deutscher Künstler brachte einst bei einem hierzu bequemen Flusse eine solche Sägemaschine



maschine zu Stande; allein die auf ihr altes Herkommen erpichten Einwohner, welche lieber schwizen, als der Erfindungskraft eines Ausländers etwas zu danken haben wollen, zertrümmerten selbe, so gute Dienste sie auch hätte leisten können. Ein heut zu Tage sehr berühmter Schriftsteller von Nordamerika schreibt, Tufuman sey ganz ohne Wälder, und enthalte unermessliche Ebenen, worauf man nur äußerst selten einen Baum antrifft. Mich dauert der ehrliche Mann, der sich so vielmal durch fremde Zeugnisse hintergehen ließ, mit so vielem Eifer er auch sonst nach Wahrheit forschte. Aber wer von uns soll sich des Lachens enthalten können, da er liest, daß es der Provinz Tufuman an Bäumen und Wäldern mangle? Dieses Loos trifft alle, welche blos aus Büchern, und nicht nach dem, was sie selbst gesehen haben, von Amerika schreiben. Und dennoch erhalten diese Schriftsteller den meisten Beifall. Ich beneide sie darum nicht. Es ist der Lohn der Mißhandlungen, die sie an der Wahrheit verübet haben. Geschichtschreiber, welche mehr Wunderbares als Wahres zu Markte bringen, sind der Bewunderung des grossen Haufens; aber nicht des Beifalls der Vernünftigen werth.

Rioja, und S. Ferdinand gemeiniglich Catamarca sind zwei Städte, welche zwischen den Bergen gleichsam vergraben liegen. Ihre Einwohner nähren sich meistens von etwas Wein, und Pfefferbau: denn die Spanier bedienen sich des rothen oder türkischen Pfeffers zu ihrer täglichen Nahrung, und halten ihn für etwas sehr köstliches. Sie würzen nicht nur alle Speisen, sondern auch den Käse, wovon nach der Menge Viehes zu rechnen in den Provinzen Buenos Ayres und Corduba sehr wenig gemacht wird, mit diesem purpurfarbigen und beißenden Pfeffer, so daß jener dadurch das Weiße, und Süße der Milch verliert, mehr einer rothen Kirsche ähnlich wird,
und



und einen sehr herben Geschmack annimmt, welchen der Gaumen der Europäer nicht verträgt. Die Zahl der Weingärten ist in ganz Paraguay außerordentlich klein: denn obgleich Luft und Erdreich den Reben sehr günstig wären, so fressen doch die Ameise, die hier zu Lande ganz schreckliche Verwüstungen anrichten, ihre Wurzeln aus dem Grunde aus. Die Spanier, welche wie die Deutschen den Wein trefflich pflanzen und trinken können, haben dem Rebenbau entsaget, weil ihnen derselbe kein Jahr die darauf verwandte Mühe ersetzte. Sollten auch die Ameise durch einen glücklichen Zufall, (Kunstmittel vermögen hier nichts,) ausgerottet werden, so würden dennoch die Holztauben und Wespenheere die hervorkommenden Beere auf der Stelle abfressen. Das Bischen Wein, welches daselbst gepresst wird, ist dick wie eine Brühe, und stark. Den neuangekommenen Europäern kommt er anfangs gemeiniglich wie eine Medizin vor. Der aus den Trauben gepresste Most wird erst beim Feuer gekocht, und verdickt. Wer ohne Wein nicht leben kann, der hüte sich vor Paraguay; denn er muß wissen, daß in diesem Lande der meiste Trank das Aenten- und Gänsegetränk, und das nicht allemal nach Wunsch zu haben ist. In den entfernteren Kolonien herrscht oft so ein Weilmangel, daß wir auch an Feiertagen vielfach nicht die Messe lesen konnten. Aller Wein, den man daselbst beim Tisch oder beim Altar trinkt, muß meistens viele Meilen weit und mit vielen Kosten aus Chili gebracht werden: und manchmal erhält man auch um Geld keinen. Allein, obgleich Paraguay fast gar keinen Wein hat, so mangelt es doch dieser Provinz an Bollhäusern und Betrunknen nicht. Die Spanier wissen sich aus den zerstoßenen Zuckerrohren, Pfirsichen, Pomeranzen, Citronen, Quitten, und dergleichen eine Art Brandwein, oder Rosoglio zu brennen, wodurch mancher seinen



seinen Verstand verliert, und sich das Leben abkürzet: die wilden Indianer hingegen, und der spanische Pöbel bereiten sich aus dem Johannesbrod, Honig, türkischen Korn, und andern Früchten, indem sie Wasser dazugießen, und selbe alsdann durch ihre innere Hitze gähren lassen, ein von ihnen sehr gemißbrauchtes und berauschendes Getränk.

Um die zwei erwähnten Städte Rioja und Cata-marca herum giebt es wenig Wiesen, und daher fast gar kein Vieh. Dieser Mangel aber wird durch die Fruchtbarkeit der Bäume und Aecker, und den Fleiß der Einwohner ersetzt. Sie dörren sich Feigen, weben sich aus Wolle ihre gewöhnlichen Kleider, holen sich die Ochsen- und Schaafshäute zusammen, und fügen sie künstlich an einander, um sie zu einem manchsaltigen Gebrauch zu verwenden; machen Sättel, Bögen und dergleichen aus dem Leder, und setzen ihre Kunstserzeugnisse um andere Waaren um. Die Stadt Xuxuy oder S. Salvador ist an der Gränze von Tufuman gegen Peru zu gelegen, wenig bevölkert, aber der Sitz der königlichen Rentmeister in Tufuman. Die Fieber und Kröpfe der Einwohner muß man dem aus den nahen Gebirgen quellenden Bergwasser zuschreiben. Talavera de Madrid, sonst auch Esteco genannt, diese vormals eben so reiche als lasterhafte Stadt am Rio salado, (gesalzenen Fluß) soll schon im vorigen Jahrhundert durch ein schreckliches Erdbeben von einem Erdschlunde verschlungen worden seyn. Man sagt, daß außer einer alten tugendhaften Witwe, welche in ihrem Hause in der Vorstadt erhalten wurde, und der Schandsäule auf dem Plage, welche, überall wie zur Bestrafung der Missethäter bestimmt war, nichts übrig geblieben sey. Ich habe dieses aus dem Munde der Spanier gehört, welche diesen entsetzlichen Einsturz für ein göttliches Strafgericht erklären. Sie setzten hinzu,
E daß



Gotteshäuser, die sie gebauet, so viele spanische Städte endlich, deren Einwohner sie in den Wissenschaften und in der Religion gebildet haben, werden uns stets bey der spätern Nachkommenschaft das unverwerflichste Zeugniß geben, daß wir bei den Antipoden wenigstens etwas geleistet haben, wenn gleich einige nichts unversucht lassen, unser Andenken zu vertilgen. Ihre Mühe wird allemal vergebens seyn, solange man nicht alle Bibliotheken zu Asche verbrennet. Stets werden sich Bücher finden, die das, was wir überall für die öffentliche Wohlfahrt gethan, geschrieben, und erduldet haben, laut verkündigen. Unstreitig aber würden wir von unsern apostolischen Arbeiten noch weit mehrere Früchte eingeerndtet haben, wenn nicht die Europäer, mehr auf ihren Nutzen, als auf das Seelenheil der Indianer bedacht, unseren Entwürfen Hindernisse gesetzt hätten. Hätten die Christen auch einen christlichen Wandel geführt, und ihre Bemühungen mit den unsrigen fleißig vereiniget, so würde vielleicht in ganz Amerika kein Wilder mehr übrig seyn. Ich war einst in einer Kirche zu Buenos Ayres, als ein Prediger dieses vor dem königlichen Statthalter und unzähligen Subdiren von allen Ständen von der Kanzel herab eben so richtig als freymüthig behauptete, und mit so vielen Gründen erwies, daß alle Anwesende von der Wahrheit seiner Worte vollkommen überzeugt schienen.

Die dritte Statthalterschaft, von welcher der ganzen Provinz der Namen blieb, ist Paraguan. Sie hat ihre Benennung von dem Flusse gleiches Namens, der sie durchströmet, erhalten. Nach ihrem Umfange zu urtheilen, ist sie ungeheuer groß; allein die Einwohner werden wegen der gefährlichen Nachbarschaft der Wilden auf der einen, und der Portugiesen auf der andern Seite, in für ihre Anzahl zu enge Gränzen eingeschlossen. Diese Furcht vor ihren Nachbarn hindert sie von den
größ-



größten, und fruchtbarsten Feldern, welche theils westwärts auf der andern Seite des Flusses, theils nordwärts; allemal aber zu weit von der Stadt entfernt liegen, Gebrauch zu machen. Gegen Mittag macht die Ebene von Corrientes ihr Gränze aus. Die Zahl ihrer Einwohner ist schwer anzugeben. Man sagt, sie könnten im Fall der Noth bei 20000 Mann auf die Beine stellen. Hierbei ist die Rede bloß von den Spaniern; denn wenn die Indianer, die Schwarzen, und der übrige Troß von Sklaven bewaffnet würde, so könnte man leicht 30000 zusammenbringen. Allein man würde sicher auf ihre Fahnen das Motto setzen können: Wir füllen bloß die Zahl aus, und unsere Bestimmung ist nur den Vorrath aufzehren zu helfen. (Nos numerus sumus, & fruges consumere nati.) Ein Statthalter von Paraguay soll sich einst beklaget haben, daß er zwar viele Soldaten, aber wenige, die mit Musketen bewaffnet wären, und noch weniger, die damit umgehen und zielen könnten, in seinem Heere zähle. Die Hauptstadt la Assumpcion erhielt diesen Namen von der Himmelfahrt der seligsten Jungfrau. Sie liegt unter dem 25 G. 8 N. der Breite, und dem 319. Grad 41 N. der Länge an dem Flusse Paraguay, welcher für die Schiffe daselbst zum Ankerplatze und für die Einwohner zum Handeln sehr bequem ist, aber die Stadt mit dem Untergange bedroht; weil er sich immer mehr und mehr derselben nähert, und das Ufer, und die daran liegenden Häuser wegspült. Assumption ist im geringsten weder zierlich, noch fest. Alle Häuser sind hier durch die Bank niedrig, und ohne Stockwerke, wiewohl man auch einige darunter von Stein, oder Ziegel gebauet, und mit Ziegeln gedecket findet. Ebenso sehen auch die Klöster aus. In den Kirchen giebt es nichts sehenswürdiges. Alle Gassen sind krumm, der darinn befindlichen Gruben und Steine wegen holpericht, vom Regen ausgehöhlet, und daher für Reuter und Fußgänger



vielmahl wiederholten Wanderungen beinahe ganz an den Bettelstab. Xerez und la Ciudad Real del Quayra führten einst den Namen einer Stadt; allein sie sind schon lange verlassen, und von den Portugiesen, welche zusammen in der Stadt St. Paulus, dem Zufluchtsorte der Mamaluken, wohnen, und heut zu Tage den fetten Boden von Quayra inne haben, zerstört worden. Die Spanier jammern zwar noch immer über den Verlust ihrer schönsten Länderen, aber sie ertragen ihn dennoch gutwillig; überzeugt, daß ein ohnmächtiger Zorn ohne Wirkung ist.

Von den alten Flecken, worein die Spanier einst die überwundenen oder bekehrten Indianer versetzt hatten, sind noch übrig Caazapà, Yuti, Ytapè, und Ytà. Die Franciskaner haben die Obsorge darüber. Caazapà besteht ungesehr aus 200 Familien, die in Ansehung der Viehzucht den übrigen weit überlegen sind. Sie erhalten jährlich bey 20000 Kälber. Sehen wir nun, daß von denen, die glücklich auskommen, auch der dritte Theil durch das Gewürme, durch die wilden Thiere, und Räuber verloren gehe, so wird man leicht abnehmen, daß die Anzahl der Kühe und Stiere in diesem Flecken gegen 100000 hinaufsteigen müsse. Hierzu füge man noch die unzähligen Pferde, Maulthiere und Schaafe. Ihre Viehweide erstreckt sich auf der angenehmsten Ebene auf viele Meilen weit. In einer gewissen Entfernung von einander sind indianische Hirten aufgestellt, und an jeglicher Station sieht man, was ich in Paraquay sonst nirgends gewahr nahm, lauter gleichfarbiges Vieh. So findet man an einem Orte, bloß weiße Pferde, Ochsen, Schaafe &c. und so gar die Hühner des Viehhirten sind weiß. An einem andern Orte ist alles schwarz; an einem dritten alles bunt. Diese vielen überflüssig scheinende Farbenunterscheidungen rühren nicht von ungesehr, sondern von der Sorgfalt



Flecken, und im Jahr 1723 tausete man mehr als 300. Theils des Mangels an Viehweide und theils der Unruhen eines Aufstandes wegen, welchen einige widerspenstige Spanier bei Gelegenheit des ihnen aufgedrungenen Statthalters Josephs Antequera erregt hatten, wurden sie abermal durch Zuthun des P. Joseph Pond in den Flecken unserer lieben Frau von Santa fe übersehet. Auf diesem Orte blieben sie 10 Jahre, und betrugten sich sehr wohl. Unglücklicher Weise brach in ihrer Nachbarschaft bei den Spaniern ein fürchterlicher Aufruhr aus, zu welchem sich noch der Hunger, und die schaudervollen Verwüstungen der Pockenseuche gesellten. Dieses alles erschreckte sie, und sie flüchteten sich wiederum im Jahre 1734 in ihre gewohnten und unendlich weit abgelegenen Wälder, um daselbst Sicherheit und ihren Unterhalt zu suchen. So sehr den Jesuiten die Flucht von 400 Familien zu Herzen gieng, so bewunderten sie doch noch mehr ihre Verschlagenheit, indem sie alle heimlich in einer Nacht entwischten, ohne das geringste zurückzulassen, woraus man auf den Weg, den sie eingeschlagen, oder wohin sie sich gewendet haben, hätte schließen können. Man schickte hernach die P. P. Sebastian de Yegros, Joannes Escanadon, Felix Villagarzia, und Lukas Rodriguez aus, um den Aufenthalt der Flüchtigen auszuforschen. Sie konnten aber aller angewandten Mühe ungeachtet, nachdem sie 18 Monate über allerlei Flüße, und Wüsten gesetzt, und alle Winkel der entferntesten Wälder auf das sorgfältigste ausgespüret hatten, auf keine Spur von dem entloffenen Völklein kommen. Endlich wurden sie im Jahr 1745 durch einen Zufall entdeckt: was vorher durch keine Bemühungen bewerkstelliget werden konnte. Die Erzählung dieses Zufalles würde für meine Geschichte zu weitläufig ausfallen. Auf Befehl seiner Vorgesetzten begab sich der P. Sebastian de Yegros also gleich auf den Weg; so viele Schwierigkeiten er auch

an dem beständigen Regen, de Austreten der Flüsse und den gefährlichen Morästen überall zu überwinden hatte. Nach einer Reise von 49 Tagen traf er die Ytatines in den Wäldern zu Tapebi an. Sie es waren zufrieden, daß man ihnen in ihrem Vaterlande einen Flecken bauete, und einige hundert Kinder, welche erst nach ihrer Entweichung in den Wäldern geboren wurden, taufete. Aus den alten Flecken schickte man ihnen ohne Verzug Vieh von allen Gattungen, Kleider, Werkte und andern Hausrath; ferner auch einige indianische Tonkünstler mit ihren Familien sammt noch einigen andern, die sie in den nützlichen Künsten unterrichten sollten. Alles gieng nach Wunsche: als sich ein unvermutheter Schrecken dieser Indianer bemächtigte, und den guten Fortgang der neuen Kolonie unterbrach. Die berittenen Wilden, welche die Spanier Quaycurus oder Mbayas nennen, verheerten die ihnen nahe gelegenen Meyereyen der Paraquayer mit Mord und Raube. Dieß versetzte die Ytatines, die da immer in Sorgen standen, die Feinde seyn ihnen schon auf dem Halse, in die äußerste Unruhe. Die immer erneuerten Gerüchte von dem nahen Anrücken der Wilden verursachten ihnen viele schlaflose Nächte, und selbst am hellen Mittage traumten sie von nichts als Gefahren. Hierzu kam noch ein anderes Bedrängniß, die allgemeine Trockenheit. Um sich also sowohl wider den Durst als auch wider die Feinde zu verwahren, sanden die Indianer und ihre Missionarien für gut, 25 Meilen südwärts an einen Ort zu ziehen, wo sie durch so viele dazwischen liegende dicke Wälder wider die berittenen Mbayas sicher, und dem Wassermangel nie ausgesetzt wären. Sie baueten sich daher im Jahre 1753 auf einer Anhöhe am Flusse Yü in der Eile mit Zurücklassung der von Ziegeln gebauten Kirche und Wohnung unserer Väter einen Flecken, welcher nachmals mit den besten Gesetzen auf dem Fusse der quaranischen Kolonien versehen, mit neuen Familien vermehret, und dauerhaft einge-



eingerichtet wurde. Ich habe selbst 8 Jahre in diesem Flecken mit Erfolge gearbeitet. Als uns der würdige Bischof von Assumption Emanuel de la Torre den gewöhnlichen Besuch machte, hielt er sich in unserem Hause 16 Tage auf, und konnte den christlichen Wandel der Einwohner, ihre Genauigkeit im Gottesdienste, das Zierliche ihrer Kirchen und Musik, und die bei diesen kaum zahn gemachten Waldleuten durchgängig herrschende Ordnung nicht genug bewundern, noch rühmen. D. Karl Morphi ein Irrländer und Statthalter in Paragway, welcher an allen Unternehmungen, und Tügen des Zevallos wider die Portugiesen Theil hatte, und in der Musik, wie auch in den europäischen Sprachen vollkommen bewandert war, konnte sich in den 5 Tagen, da ich ihn bey mir bewirthete, vor Freude kaum fassen. Er erstaunte über die besondere Geschicklichkeit dieser Waldindianer in der Musik, und in den Waffen: denn er sah zu, wie mehr als 800 Indianer theils zu Pferd und theils zu Fuß ihre Pfeile im vollen Laufe nach einem und ebendenselben Ziel abdrückten, und dabei ihres Schusses so gewiß waren, daß ihrer nur wenige das Ziel verfehlten. Er konnte sich an diesem Schauspiele, das ich ihm öfters widerholen ließ, nicht satt sehen, so wenig als ich mich an dem vortreflichen Mann. Die Caciquen dieser unserer Pflanzbürger hießen Paranderi, Yazuca, Yeyu, Guiraquerà, und Xavier. Dem Großvater dieses letztern wurde einst der Namen Franziskus von Xavier beigelegt, und so gieng er als ein Geschlechtsnamen auf seine Nachkommen über.

Die zwote Kolonie in Paragway, S. Stanislaus, ist eine Filialpflanzung von der zu S. Joachim: indem die Ytatines und die Missionare dieses Fleckens gleichfalls in den Wäldern zwischen den Flüssen Caapivary, Yeyuy und Tapiraguay andere Ytatines entdeckten, und sie in einem Orte zusammenzuwohnen, und den christlichen Glauben anzunehm.





viele alte Christen die abscheulichsten Lasterthaten dem Zeichtvater nicht offenbaren. In wenig Jahren nahm der Flecken durch den Zuwachs neuer indianischer Familien, welche die P. P. Anton Plomes, Thaddäus Enis aus Böhmen, und Anton Corlada durch steile und fast unzugängliche Wege aufgesuchet, und glücklich dahin gebracht haben, unglaublich zu. Diese Kolonie liegt unter dem 24. G. 20 N. der Breite, und dem 321. G. 35 N. der Länge. Im Jahre 1757 zählte sie schon mehr als 2300 christliche Einwohner. Vor kurzem zogen sie noch wie das Vieh in Wäldern herum, in welchen die Spanier den so genannten paraquayischen Thee, einen Hauptzweig ihres Handels, wovon wir bald mehr sprechen werden, auffuchen; also zwar, daß das ganze Land durch die Anlegung dieser zwei Kolonien, nämlich St. Stanislaus, und St. Joachim ungemein gewonnen hat: indem sich jetzt die Spanier nach Entfernung der Wilden frey in die Wälder wagen dürfen, dieses kostbare Kraut einzusammeln.

Ich will zu dessen Bestätigung ein merkwürdiges Ereigniß erzählen. Die Bäume, aus deren Blättern der paraquayische Thee gemacht wird, finden sich meistens in den entlegensten Wäldern, welche einige Mbaeverà (etwas Glänzendes) andere aber Mborebireta (das Vaterland der grossen Bestie) nennen, und an den Strömen Monday und Acaray liegen. Zu dieser Theesammlung, einem Geschäft von mehreren Monaten, wurde einst eine ziemliche Anzahl Spanier mit allen nöthigen Ochsen, Maulthieren, und Pferden ausgeschiedet. Der Wald, durch den man ziehen mußte, ist überall mit Bäumen, und zwischen denselben mit Rohr bewachsen, mit 26 Flüssen und eben so viel Morästen durchschnitten, und erstreckt sich auf eine Weite von 80 Meilen hin, ohne daß man darinn auch auf eine 10 Schritt lange Ebene gewahr würde. Menschen



Alles aber hängt sich ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes dreieckigte Muscheln an die Ohren an. Die Männer gehen nackend, außer daß sie aus einer natürlichen Schamhaftigkeit um die Mitte ein kleines Schürzchen, wie die Maurer tragen. Doch sind alle Weiber von den Schultern bis zu den Füßen mit einem weißen Zeuge bedeckt, den sie sich aus der Rinde des Baum: Pinó verfertigen. Wenn man diese Rinde trocknet und brechelt, so bleiben kleine Fäserchen, wie Flachß zurück, aus denen man Fäden zu dem Zeuge spinnet. Dieses Gewebe wird ohne Mühe gebleicht, und nimmt überhaupt alle Farben leicht und dauerhaft an. Die Zeuge hingegen, welche die meisten Völkerschaften der Wilden aus Caraquata oder Maguey, wie es die Mexikaner nennen, weben, (hievon an seinem Orte ein mehreres) sind nichts weniger als weiß, und alle Farben, die selbe nur sehr schwer annehmen, gehen sehr leicht wieder aus. Den geschornen Theil des Hauptes pflegen die Wilden mit einer Krone von Papageyenseibern zu zieren. Ihre Waffen bestehen in Pfeilen mit Wiederhacken, womit sie auch die Vögel im Fluge mit einer besondern Geschicklichkeit herabschießen. Sie nähren sich und die ihrigen mit Elendthieren, Wildprät, und Vögeln von allen Gattungen, so wie sie selbe von der Jagd nach Hause bringen. Oft verstecken sie sich hinter dem Gebüsch, locken die Vögel durch eine grobe Nachahmung ihres Gesanges schlau herbei, und schießen sie dann mit den Pfeilen todt: zuweilen fangen sie auch selbe mit Netzen und Fallen. Sie haben auch vor dem Ackerbau keine Abneigung. Wenigstens findet man in den Wäldern türkisches Korn, Früchte und Toback im Ueberflusse. Mit diesem letzteren war die vorgemeldte Hütte als wie mit einem Zaune umgeben, welche Pflanze daselbst außerordentlich großblättricht ist, und hoch wächst. Ehe sie sich schlafen



fen legen, setzen sie ihre Töpfe mit Fleisch oder Früchten zum Feuer, damit sie bei ihrem Aufwachen gleich zu essen finden. Kaum wird es grau, so streifen schon die Männer, und selbst die siebenjährigen Knaben mit ihren Köchern in den Wäldern haufenweise herum, um ein Gewild aufzuspüren, und selbes hernach am Tage hindurch zu verzehren. Wer nicht Hunger leiden, oder tüchtig ausgelacht werden will, der darf nicht mit leeren Händen nach Hause kommen. Die Mütter werfen ihre Kinder in einen von Ästen geflochtenen Korb, und tragen sie so, wenn sie durch den Wald reisen, auf dem Rücken. Sie verstehen sich auch gut darauf den trefflichsten Honig sowohl zum Essen als zum Trinken aus den wilden Bienenstöcken, wovon alle Bäume voll sind, zu sammeln. Aus diesem Grunde halten sie viel auf eiserne Messer und Aexte. Da wir dergleichen eiserne Werkzeuge bei ihnen antrafen, so zweifelten wir nicht, daß sie selbe einigen erschlagenen Spaniern, die einst in dem Walde paraquayer Thee sammelten, abgenommen haben. Gott heißt bei ihnen aquaranisch Tupa; aber seine Eigenschaften und Gesetze zu kennen geben sie sich wenig Mühe. So wenig sie von einem Gottesdienste wissen, eben so wenig wissen sie auch vom Götzendienste. Den Teufel nennen sie añà, oder añangà, ohne ihm aber eine Verehrung zu erweisen. Gegen die Zauberer oder vielmehr Charlatane tragen sie die größte Achtung, und fürchten sich vor ihnen. Denn diese prahlen sich, daß sie die Krankheiten, und selbst den Tod her- und wegbannen, die Zukunft vorhersehen, Überschwemmungen und Ungetwitter erregen, sich in Lieger verwandeln, und sonst noch dem Laufe der Natur Einhalt thun können. Durch diese Großsprecherereyen verschaffen sie sich bei den Furchtsamen Ehrfurcht. Die Vielweiberey halten diese Wilden, wie alle Amerikaner, für erlaubt; doch machen sie nur sehr selten davon Gebrauch.



brauch. Desto gewöhnlicher sind bei ihnen die Ehescheidungen. Sie verabscheuen jede Heurath unter Verwandten, wenn gleich in einem noch so entfernten Grade, und halten selbe für etwas Gräuliches. Ihre Leichen schließen sie nach Art der alten Quaranier in grosse irdene Röhre ein, von welchen wir auf unserer Reise durch den Wald drey wiewohl leere zu Gesicht bekamen. Sie bekümmern sich wenig um ihr Schicksal nach dem Tode. Menschenfleisch essen diese Wilden zwar nicht; aber die benachbarten Indianer machen ein Leckerbischen daraus. Man erzählt, daß sie ein Weib aufgefressen haben, welches von ihrem Manne weglief. Ihre Hättengenossen in Mbaëverà fanden noch, als sie selbe auf ihrer Flucht eingeholen wollten, ihre Gebeine und frische Spuren von Menschenfressern. Jeder Fremde, es sey nun ein Indianer, Spanier, oder Portugiese, ist ihnen verdächtig. Sie empfangen daher ihren Gast bewaffnet, weil sie ihn für ihren Feind halten, der bloß damit umgeht ihrer Freyheit Fallstricke zu legen. Eben diesen Verdacht hegten sie auch anfangs von mir und meinen Indianern, als sie uns ankommend sahen.

Der erste, dessen wir im Holze gewahr wurden, war ein schön gebildeter Jüngling, der einen unsern Phasanen sehr ähnlichen Vogel, Yacü genannt, in der Hand trug, eben als ihm der Pfeil, den ihm der Jüngling durch den Hals geschossen hatte, die letzten Säckungen auspreßte. Er schien über unsere Ankunft etwas betroffen. Ich gieng daher zu ihm hin, rühmte seine besondere Geschicklichkeit im Pfeilschießen, und reichte ihm, weil Geschenke das Gemüth mehr, als auch die freundlichsten Worte einnehmen, ein Stück Fraten: welches er mit beiden Händen faßte, und auf der Stelle mit dem heftigsten Hunger verzehrte. Das unvermuthete Frühstück be-

nahm



uns ins Grab, wenn er unsere in weisse Leinwand gehüllte Leiche zur Erde bestattet. Er wollte noch weiter reden; allein der Alte unterbrach ihn, und wiederholte einigemale höhrend und mit lauter Bitterkeit diese Worte: Hindò, Sieh, da. Er läugnete es ihm rund weg, daß zwischen ihm und uns eine Blutsfreundschaft statt habe, und maß uns mit seinen funkelnden Augen vom Kopfe bis auf die Füße, weil er uns für spanische oder portugiesische Menschenjäger aus Brasilien, die auf die Indianer in den Wäldern Jagd machen, ansah. Hierauf wandte er sich zu uns, und sagte zu mir in vollem Grimme. Pater Priester! ihr seyd umsonst gekommen; wir brauchen keinen Pater Priester. Der h. Thomas, (von welchem Spanier und Portugiesen in Amerika glauben, daß er in der neuen Welt gewesen ist) hat unserm Lande schon lange seinen Segen mitgetheilet. Alle Früchte wachsen hier im Ueberflusse. Der rohe Wilde glaubte, daß des Priesters Gegenwart bloß zur Fruchtbarmachung des Bodens taue. Allein ich antwortete ihm, ohne seinen Irrthum zu rügen: Wenn auch der h. Thomas einst in eurer Gegend gewesen ist, so habt ihr doch leider! schon lange vergessen, was er euere Väter von dem höchsten Wesen und seinen Gesetzen gelehret hat. Ich bin nun da euch diesen Unterricht zu wiederholen. Aber höre doch, Alter! Wie lange wollen wir noch im Rorke, in dem wir fast noch ganz versinken, unser Gespräch fortführen? Wollen wir uns nicht lieber auf diesem Klope dort außer dem Moraste hinsetzen. Dem Alten gefiel mein Vorschlag: wir setzten uns nieder. Ich erzählte ihm die Absicht und die Beschwernisse unserer Reise. Um die Gewogenheit des trostigen Greises zu gewinnen, ließ ich ihm von dem Braten, der meinen Indianern zur Bezehrung diente, ein grosses Stück bringen, welches er ganz begierig ergriff und verschlang. So wie sein Hunger gestillet war,



zuschleppen, um dort ausruhen zu können. Wir wollen uns Zeit lassen. Die Stärkern mögen vorausgehen, wir Abgemattete wollen ihnen nur mit langsamen Schritten folgen. O! ihr würdet euch vor meinem Hause hüten, versetzte der Alte, wenn ihr wüßtet, welch eine Gefahr dort euer wartet. Meine Untergebenen sind bössartig. Die Fremden wollen sie nur todtschlagen; todtschlagen, todtschlagen wollen sie nur die Fremden. Oporoyuca ce, oporoyuca ce, oporoyuca ce note. Das ist ihr täglicher, ihr einziger Wunsch. Sie mögen so seyn deine Hausgesossen, wie du sie schilderst, erwiderte ich lächelnd, ich bekümmere mich darum wenig. So lang wir dich, den Schrecken der ganzen Gegend, den seines Edelmuths und grosser Thaten wegen berühmten Kapitän zu unserm Freunde und Beschützer haben werden, wer soll sich unterstehen, uns etwas Leides anzuthun? So lang du uns zur Seite bist, fürchten wir nichts. Diese Lobsprüche, und das Vertrauen, das ich auf ihn zu setzen schien, gewannen mir das Herz des Greises, und er wurde mir geneigt. Wohlان es sey, antwortete er fröhlich, und befahl den zweenen Jünglingen, mit denen er gekommen war: Geht eilends nach Hause, und kündigt den Unsrigen an, es sey ein Vater Priester da, der mich hochschätzte, und eine Schaar Indianer (es waren ihrer 15) welche sich für unsere Blutsfreunde ausgeben. Den Weibern aber befiehlt in meinem Namen, daß sie sich vor den Fremden nicht fürchten, noch entfliehen, sondern unsere Wohnhütten rein aussagen. Dieß waren die Worte des Alten. Ich dachte bei mir, auß Hüttenaussegn kommt wenig an, wenn uns nur nicht die Wilden auf den ersten Anblick mit ihren Pfeilen aus der Welt hinaussegnen.

Die abgeschickten Boten eilten, so sehr sie konnten. Wir giengen ihnen, wiewohl etwas langsamer, auf dem Fuße nach. Der alte Cacique aber blieb immer





sich, und wispelte mit den Lippen) ich fresse drey oder vier Buben auf einen Biß gleich auf der Stelle auf. Diese drolligte Drohung verwandelte ihren Schrecken in ein lautes Gelächter. Die Weiber giengen wieder an ihre Arbeit, und baten uns einhellig, in ihre Wohnung hineinzugehen. Das antwortete ich, werdet ihr von mir nimmermehr zuwegebringen, daß ich einen Fuß in eure Hütten setze. Ich sehe Hunde, junge und alte, um euch herumstehen. Wo Hunde sind, da giebt es auch Flöhe, deren abgesagter Feind ich bin, weil sie mich im Schläfe stören, dessen ich mich nach einer so langwierigen und ermüdenden Reise so sehr benöthiget finde. Aber ich will mich von eurer Wohnung nicht weit entfernen, damit ihr mich nicht aus den Augen verlieret. Hier auf diesem Plage, wo ich alle sehen, und von allen gesehen werden kann, will ich mein Lager aufschlagen. Ich blieb auch wirklich, um den Wohlstand, und meiner Sicherheit nicht zu nahe zu treten, drey ganzer Tage und Nacht unter freyem Himmel, wiewohl es von Zeit zu Zeit regnete, ohne in ihre Hütte hineinzugehen.

Noch diesen nämlichen Abend gab ich dem alten Casiquen Rooy zu verstehen, daß es mir sehr lieb seyn würde, wenn ich alle seine Leute auf einem Haufen beisammen sehen, mit ihnen sprechen, und sie mit einigen ihnen anständigen Kleinigkeiten beschenken könnte. Mein Wunsch ward alsogleich erfüllt. In der schönsten Ordnung saßen sie alle herum, und waren so sitzsam und still, daß ich keine Menschen, sondern geschnitzte Bildsäulen vor mir zu sehen glaubte. Keiner von ihnen getraute sich zu muchsen. Um sie auf mich aufmerksam zu machen, spielte ich ihnen eine zeitlang auf der Viola d'amour zu ihrem innigsten Vergnügen vor. So sehr ich auch von meiner Schwäche in der Musik überzeugt bin, so hielten sie mich dennoch für den stärksten und lieblichsten Tonkünstler, sie nämlich
die

als den Raub und den Todtschlag verabscheuen. Wir entschuldigen bisweilen die größeren Fehler, weil sie die unsrigen sind; und brechen geringeren unerbittlich den Stab, weil sie andere begangen haben. Solang ich wider den Todtschlag und den Mord redete, sprach der alte Tacique kein Wort, vielleicht, weil sie ihm nichts Seltnes waren. Wider die Heurathen unter Verwandten zog er heftig los; weil sie vielleicht bei einem andern Volke gebräuchlich gewesen sind. Ehe ich meine Anrede schloß, sah ich mich in der ganzen Schaar meiner Zuhörer etwas aufmerksamer um; und schrie dann mit der Miene eines Erstaunten aus: In eurer zahlreichen Versammlung sehe ich leider nur äußerst wenige, die ein hohes Alter erreicht haben. Ich begreife dieses sehr wohl, das häufige Elend, das ihr alle Tage ausstehet, mergelt euren Körper aus, schwächt eure Knäste, und stürzt euch vor der Zeit, in ein allzufrühes Grab. Tag und Nacht müßet ihr alle Abwechslungen der Witterung ertragen. Wie schlecht schüzet euch euer Dach, durch das der Wind überall durchbläst, dawider? Ausgehungert wie laufet ihr nicht Tage und Nacht dem Gewilde in den Wäldern nach und ermüdet euch durch die oft fruchtlose Jagd. Ihr lebt bloß von dem, was euch das Ungesehr in die Hände splelet. Ist es also ein Wunder, wenn euer Herz von den Nahrungsorgen beständig gequälet wird? Einen ungewissen, oder fehlgeschlagenen Pfeilschuß müßt ihr oft mit einem langwierigen Hunger büßen. Ich will von den Gefahren nichts melden, denen ihr euer Leben ohne Unterlaß aussetzet. Bald drohen euch die Klauen der Lieger; bald die Bisse giftiger Schlangen, bald die Pfeile der Nachbarn, und nicht selten auch ihre Zähne den Tod. Wäre aber auch das alles nicht, so enthält doch ein stets feuchter Boden, wie der eurige ist, nicht nur Schnacken, und giftiges Ungeziefer ins Unendliche, sondern auch den Saamen zu unzähligen Krankheiten. Welch eine Hoff-
nung





gebohren und erzogen, und leben nun seit vielen Jahren in dem Flecken St. Joachim unter meiner Aufsicht. Werfet einen Blick auf ihre Kleider. Ihr könnt daraus auf unsere Lebensart schließen. Ohne Zweifel sehet ihr an ihnen, daß sie mit ihrem Loos zufrieden sind, und sich vollkommen glücklich dünken. Sie waren das, was ihr seyd, und ihr könntet das werden, was sie sind. Um diese Glückseligkeit sollet ihr euch, wenn ihr klug seyd, nicht bringen. Untersuchet mit aller möglichen Geistesanstrengung, ob es euch zuträglich ist, in diesen dicken, finstern Wäldern unter so vielen Beschwerden eure Tage zu verleben, und zu schließen. Entschließet euch, ob ihr den guten Rath, den ich euch gebe, befolgen wollet. Wir werden euch als Freunde und Brüder mit offenen Armen aufnehmen, und ohne Verzug der Anzahl unserer Mitbürger einverleiben. Um euch hievon zu überzeugen, und dazu zu bewegen, hab ich aus Liebe und Verlangen zu euch diese langwierige, und, wie ihr selbst wißet, äußerst beschwerliche Reise unternommen. Hiemit endigte ich.

Um meinen Worten ein Gewicht zu geben, theilte ich unter alle Anwesende nach Maassgabe ihres Standes, Alters und Geschlechts kleine Geschenke, als kleine Messer, Scheeren, Angeln, Aexte, Spiegel, Ringe, Ohrengehänge und Schnüre von Glaskugeln, die sie als einen Schmuck an den Hals hängen, aus. Diese Kleinigkeiten sind in Amerika die unschlbarsten Mittel die trogigen Gemüther der Wilden am geschwindesten zu gewinnen; so wie man die Kinder am ersten mit Klappern stillt. Eine freygebige Hand vermag bei ihnen mehr, als die beredteste Zunge. Demosthenes, Cicero, und die ganze ehrsame Kunst der Redner mögen sich bei den Indianern heiser schreyen, und alle ihre Künste erschöpfen; kommen sie mit leeren Händen, so predigen sie Tauben vor, und alle ihre Mühe ist vergeblich. Verbinden sie ihre Wohlredens

redenheit nicht auch mit Wohlthaten, so werden sie am Ende innen werden, daß sie einen Mohren gewaschen haben. Bringt aber jemand für die Indianer häufige Geschenke mit sich, mag er hernach stumm, dumm wie das Vieh, und häßlich schwarz wie ein Zigeuner aussehen, sie werden ihn mit Vergnügen anhören, ihn werthschätzen, und folgsam gegen seine Befehle seyn. Sie gehen für ihn in die Hölle, wenn er darauf dringt. Nicht Verebsamkeit, sondern Freygebigkeit wirkt auf den Willen der Indianer. Ich glaubte daher alles gethan zu haben, als ich meine Rede mit Geschenken begleitete; denn man kann sich unmöglich vorstellen, mit was für einer Freude, und mit welchen Zeichen ihrer Gewogenheit gegen mich alle von der Versammlung in ihre Hütten zurückkehrten. Kurz hierauf bitt mir der Cacique Roy, um mir seine Erkenntlichkeit zu bezeugen, einige Brode an, die, seinem Vorgeben nach, seine alte Gattin eigends für mich gebacken hatte. Diese Brode waren rund aus türkischem Korp, wie ein Papier so dünn, unter der Asche gebacken, und auch aschensfarbig, kurz so beschaffen, daß ihr Anblick auch dem Heißhungerigsten Ekel erwecket hätte. Nichtsdestoweniger lobte ich aus Gefälligkeit die Geschicklichkeit und die besondere Freundschaft der alten Bäckerin gegen mich. Ich nahm sie also mit der einen Hand, und gab sie ihm mit der andern sanft wieder: ich setzte zugleich diese Worte bei, daß es mir angenehm seyn würde, wenn seine Kinder diese Leckerbissen zu meinem Andenken verzehrten. Der Alte war mit meinem Anerbieten zufrieden, und trug seine Brode ebenso freudig, als er sie hergebracht hatte, wieder weg. Fremde müssen sich immer vor den Eßwaaren hüten, die ihnen die Wilden aufbringen. Sie verstehen sich sehr wohl auf das Giftmischen, und sind selbst in ihren Gefälligkeiten zu fürchten; denn sie hassen die Fremden, und sind in diesem Punkte den ersten Römern ähnlich,



ben welchen; wie Cicero (Lib. 1. Offic.) schreibt; Fremde und Feinde gleichbedeutende Wörter waren: also zwar, daß man bei den amerikanischen Wilden alles ängstliche Mißtrauen, als die Mutter der Furcht vermeiden, außerdem aber keine Vorsicht für überflüssig halten muß. So unwissend auch diese Wilden im übrigen sind, so können sie sich dennoch sehr gut verstellen. Sie schmeicheln den Fremden, wenn sie ihnen schaden wollen. Man darf dem Schein nicht zu sehr trauen; denn manchmal liegt unter der niedlichsten Blume eine giftige Schlange verborgen, wie wir selbst leider! zu oft erfahren haben.

Der Cazique Roy hatte für sich, und seine Familie eine von den übrigen etwas entfernte Wohnung. Dennoch brachte er während der drey Tage, die wir uns bei ihm aufhielten, die Nacht in der grossen Hütte seiner Untergebenen zu: ob zu ihrer oder unserer Sicherheit? weiß ich nicht. Vielleicht trauete er uns, vielleicht aber auch den Seinigen nicht. Vielleicht daß er auch für sich selbst besorgt war. Wir schliefen mitten unter den Hütten der Wilden. Ich ermahnte die Meinigen auch bei der Nacht, wenn sie sich niederlegten, auf ihrer Hut zu seyn, damit nicht unser kleine Hause von der zahlreichen Menge der Indianer im tiefen Schlafe hinterlistig überfallen würde. Allein von keiner Seite wurde Anlaß gegeben etwas befürchten zu müssen. Den andern Tag schickte ich die auserlesensten vier von meinen Indianern, denen ich den Arapotiyu den Sohn des Caziquen zu ihrer Sicherheit mitgab, nach dem entfernten Posten, wo ich einen Ochsen von meinen zurückgelassenen Indianern aufbewahren ließ, um denselben zu schlachten, und sein Fleisch hieherzubringen, damit ich die Wilden bewirthen könnte. Ihnen eine Freude zu machen läßt sich nichts bessers erdenken. Denn die Amerikaner sind nie fröhlicher und folgsamer, als wenn ihr Magen mit Rindfleisch angepfropft ist. Dem Caziquen war es ein beson-



ausgesagt, als meine Indianer zu lachen anflangen. Er fragte sie um die Ursache. Sie antworteten, daß die Priester immer unverheurathet leben, und daß ihnen die Ehe durch ein unverbrüchliches Gesetz verboten ist. Der Alte war ganz betroffen darüber, und hob sein Tobakrohr in die Höhe. Añeyrae! schrie er aus: Was ihr mir da Unerhörtes, und Unglaubliches vorsaget? Bald wunderte er sich, und bald seufzte er, daß er seine Wünsche unerfüllt sehen mußte. Ich spazierte indessen in der Nähe zwischen den Bäumen herum, und hörte diesen lächerlichen Vortrag: aber ich that nicht, als hörte ich's, sondern ich gieng hin zu ihnen, und fragte sie, warum sie so gelacht hätten. Sie schämten sich mir das ungereimte Vorhaben des Caciquen in Ansehung der Heurath zu wiederholen; wurden roth, und schwiegen. Wenn man mehrere auf einmal fragt, antwortet keiner; dieß ist bei den Quaranianern schon so der Brauch. Ich fragte daher einen insonderheit, welcher mir mit Zittern den Gegenstand des Gespräches und ihres Gelächters ganz, und unverholen auseinandersetzte. Hierauf wandte ich mich an den Caciquen, und dankte ihm für die guten Gesinnungen, die er gegen mich geäußert hatte. Ich und alle Priester fuhr ich fort, bekennen uns zu einem Stande, welcher sich mit der Ehe nicht verträgt, und uns allen das Gesetz einer ewigen Keuschheit aufleget. Uebrigens ob ich gleich dein Schwiegersohn nicht werden kann, noch auch werden will, so wirst du dennoch an mir stets den treuesten Freund, und selbst, wenn du es verlangst, einen Gefährten und Lehrer haben, der dich in der christlichen Lehre unterweisen will. Nach diesem bezeugte uns der Caciquen abermal seine Zuneigung zu uns, und seine Verwunderung.

Raum war ich den Tag vorher bei der Wohnung der Wilden eingetroffen, so verlangte ich, daß man Boten ausschicke, die benachbarten Caciquen, die mit ihnen in
guten

seine Gesichtszüge gaben ihm ein gewisses Ansehen, aber seine Seele war so schwarz wie sein Gesicht; stolz, hinterlistig, und gefährlich, weil er mit der heitersten Stirne, und den sanftesten Worten den unmenschlichen Vorsatz uns alle zu ermorden, welcher nachmals von andern entdeckt wurde, in seinem Herzen zu verbergen mußte. Nach seiner Ankunft setzte er sich zu mir hin, und foderte auf der Stelle mit einem gebieterischen Tone eine Portion paraquayischen Thee. Nachdem er mich, und ich ihn über verschiedene Kleinigkeiten mit aller Leutseligkeit gefragt hatte, kamen wir, ich weiß nicht mehr wie, auf die Materie von Gott. Ich ergriff diese Gelegenheit sehr begierig. Daß einer ist, hieß der Cacique an, der im Himmel wohnt, wissen wir schon lange. Hierauf versetzte ich ihm, so hätten ihr auch wissen sollen, daß er der Schöpfer und Beherrscher aller Dinge, und unser Vater ist, der uns auf das zärtlichste liebet, und daher unserer Gegenliebe und Anbetung wohl werth ist. Ihr hättet wissen sollen, was ihm gefällt, und mißfällt. Wohl an, fuhr er fort, so sage mir denn, was ihm mißfällt. Er haßt, antwortete ich, und strafet auf das strengste die Ehebrüche, Unzucht, Lügen, Verläumdungen, Diebstähle, Todtschläge — Wie? unterbrach er mich trotzig, Gott soll nicht wollen, daß wir andere umbringen? Warum vertheidigen sich diese Feigen wider ihre Angreifer nicht besser? So mach' ichs, wenn jemand mit mir anbindet. Ich bemühte mich dem tollen Schwärmer seinen Irrthum zu benehmen, und ihm einen Abscheu vor dem Menschenmord einzufößen; mit welchem Erfolge weiß ich nicht. Ich habe nachmals von glaubwürdigen Zeugen vernommen, daß sich dieser Wilde Tupanchichù, der in der ganzen Gegend als ein bösbaster Zauberer gefürchtet wurde, in seiner Hütte mit einem aufgerichteten Haufen Todenschädel geprahlet habe, derjenigen nämlich, die er mit Gift, oder durch gewaltsame Ermordung um das Leben gebracht hat. Man sagte auch,
er

er hätte sich wider uns verschworen. Damit wir nun nicht von ihm bei der Nacht überfallen würden, hielt sich der Cacique Roy in der nahen Hütte auf, während daß wir unter freyem Himmel schliefen, und wachte für unsere Sicherheit; allein er kam bald darauf durch die verruchten Künste des grausamen Tupanchichù, wie ich bald erzählen werde, um sein Leben. Er verlor das seinige, weil er das unsrige retten wollte.

Die Caciquen hatten nach verschiedenen Unterredungen und Berathschlagungen einstimmig beschlossen, mich bittlich anzugehn, daß man ihnen in ihrem Geburtsorte einen Flecken auf dem Fuße der übrigen indianischen errichtete. Ich gewährte ihnen ihre Bitte um so viel lieber, weil uns ein Flecken in Mbaeverà die bequemste Gelegenheit verschaffte, die andern Wilden, welche sich noch in den entfernteren Wäldern verborgen hielten, aufzusuchen, und zum Evangelium zu bekehren. So abgeneigt auch Tupanchichù der christlichen Religion war, so getraute er sich dennoch nicht, den andern zween Caciquen dem Roy als dem vornehmsten, und Veraripochiritù, als dem mächtigeren und älteren, öffentlich zu widersprechen. Er stellte sich daher mit vieler Arglist an, als wenn er den Vorschlag billigte, um desto sicherer die beschlossene Errichtung der Kolonie zu hintertreiben. Nachdem ich nun bereits drey Tage bei diesen Indianern zugebracht hatte, erklärte ich allen, daß ich den andern Tag die Reise antreten, aber wieder zurückkehren würde, sobald ich das nöthige Vieh, und das übrige, was zur Errichtung und Erhaltung einer Kolonie erforderlich ist, herbeigeschaft hätte. Um mir ihre Ergebenheit gegen mich anzuzeigen, gaben mir die Caciquen bei meiner Abreise ihre Söhne mit, daß sie mich bis zu meinem Flecken begleiten sollten. Der schlaue Tupanchichù gesellte mir, weil er keinen erwachsenen Sohn hatte, den Bruder seines Weibes, einen bildschönen Jüngling



ling bei. Von dem Caciquen Roy kamen die vier Söhne mit, nämlich Arapotiyù als der älteste, Ararendi der nächste nach ihm (beide waren noch unverheuratet) und noch zween Knaben samt dem Gato einem Jüngling, welcher des Caciquen Gefangener war. Hierzu stießen noch andere Verheuratete, so daß wir in allem 18 Wilde zu unsern Gefährten zählten. Wir hatten eine sehr glückliche und lustige Reise. Als mich die Spanier, welche mir begegneten, von so vielen nackten Wilden mit Köchern und Kronen von Papagayensfedern begleitet daher ziehen sahen, verwandelte sich ihr anfänglicher Schrecken in Glückwünsche, und in ein lautes Frohlocken. Alle rühmten einstimmig meine Unererschrockenheit, daß ich mich in die Wohnungen der Wilden gewaget hatte, und mein Glück, daß ich sie entdeckt habe. Ein Spanier, der von der Schönheit des Jünglings, den mir der Tupanchichù zu gegeben hatte, gerühret war, sagte zu mir: Wahrhaftig Pater! es wäre ewig Schade, wenn der Teufel ein so spanisches Gesicht (schönes wollte er sagen) erwischen sollte. In dem Flecken S. Joachim zogen wir wohlbehalten und mit einer Art von Jubel ein, und wurden von den Einwohnern auf das freudigste empfangen. Die Waldgäste bewirtheten wir stattlich, kleideten, und beschenkten sie sogleich mit Aexten, Messern, Glasflugelschnüren, und andern Kleinigkeiten im Ueberflusse. Nachdem sie 14 Tage bei uns ausgeruhet hatten, schickten wir sie wieder in Begleitung unserer Indianer zu den ihrigen zurück: den Jüngling Arapotiyù ausgenommen, welcher von der Stunde an, daß er mir in dem Walde am ersten zu Gesicht kam, von meiner Seite nicht mehr weggeben wollte. Ich prüfete einige Monate seine Beständigkeit, unterrichtete ihn in den Wahrheiten des Glaubens, taufete, und verheuratete ihn kurz nachher nach christlichem Gebrauche. So eine kurze Zeit er in unseren Flecken war, so sehr that er sich in Tugendhandlungen von allen Gattungen hervor, daß
man

man ihn von einem alten Christen nicht hätte unterscheiden können. Er war untröstlich, als uns ein königliches Decret nach Spanien zurückrief: und alle indianische Kolonien beweinten mit ihm unser, und ihr Loos. 'Gato' der Gefangene blieb gleichfalls, ganz zufrieden mit seinem Schicksale bei uns, in unserem Flecken. Er betrug sich auch so wohl, daß ich ihm die Taufe ertheilte, und eine Christin zur Ehe gab. Allein eine langsame Auszehrung riß ihn nach wenigen Monaten auf.

Unsere Indianer erzählten mir nach ihrer Rückkunft aus den Wäldern Mbaeverà, daß bei den Wilden eine sehr gefährliche Art von Angina, wie eine Seuche, herumgehe. Die Zauberer und besonders ihr Anführer Tupanchichù suchten den unwissenden Volk weiß zu machen, diese Seuche käme von uns her, in der Absicht, demselben einen Abscheu vor uns beizubringen. Ich schrieb also gleich an unsern Provinzial, und gab ihm von meiner Reise, den gefundenen Wilden, und der Kolonie, um deren Errichtung sie angehalten hatten, Nachricht. Er billigte mein Vorhaben, und bezeugte seine Freude darüber. An meiner Stelle zu St. Joachim, denn ich gieng zu den Wilden zurück, setzte er gleich einen andern. Auch der königliche Statthalter D. Joseph Martinez Fontes wurde von allem, was schon geschehen war, und noch geschehen sollte, unterrichtet, und seine Erlaubniß zu Errichtung der neuen Kolonie, wie gewöhnlich, nachgesuchet. Alles gieng nach Wunsche, und kein Mensch machte mir Schwierigkeiten, als die Hölle den glücklichen Fortgang meiner Unternehmung hemmte, und alle meine Hoffnungen vereitelte. Sie bediente sich dazu eines doppelten Werkzeuges: des blutdürstigen Tupanchichù, und eines reichen Spaniers. Man vernehme, und verabscheue die schreckliche Bosheit dieser Ungeheuer. Auf einmal kam ein unvermutheter Boß mit der Nachricht, daß der Cacique Roy durch vergiftete



Batatas, welche die Deutschen Erdäpfel und die Quaranier Yeti nennen, sein Leben eingebüßt habe. Tupanchichù hatte ihm selbe zu essen gegeben: theils um sich an ihm seiner Sorgfalt wegen zu rächen, mit der Roy für unsere Sicherheit wachte, während daß Tupanchichù unsern Untergang beschlossen hatte; theils auch die Uelegung der Kolonie zu hintertreiben, welche jener gern gesehen hätte, und daher sehr eifrig betrieb. Nicht zufrieden den Alten um das Leben gebracht zu haben, dachte er auch der Wittwe desselben das nämliche Schicksal zu, um sich nach ihrem Tod der von ihrem Mann hinterlassenen Aexte, Messer, und anderer eiserner Werkzeuge zu bemächtigen. Das Weib flüchtete sich hin und wieder; weil sie sich aber in keinem Winkel des Waldes sicher glaubte, so rettete sie sich mit ihrer Familie in unseren Flecken, wie Seefahrer, die im Sturme einem nahen Hafen zufliehen. Sie hatte vier Söhne und eben so viele Töchter, alle unverheuratet, bis auf eine, die aber von ihrem Mann schon geschieden war. Ihre Reise, wobei fast 100 Meilen weit beständig im Walde und über viele Flüsse und Moräste gewandert werden mußte, erschwerten ihr noch zwei Töchter, deren die eine erst zweijährig, die andere zwar erwachsen, aber an Händen und Füßen lahm war, so, daß sie allein keinen Schritt thun konnte. Beide mußten getragen werden. Die ältere wurde in eine Hangmatte gelegt, und von ihren Brüdern, und Schwestern auf dem Rücken fortgeschleppt. Diese Gedult und Liebe der Wilden verdient allerdings unsere Bewunderung. Nachdem die Mutter in den Grundlehren des Christenthums gehörig unterrichtet war, wurde sie nach einigen Monaten mit ihren 5 Kindern und dem Gefangenen in einem Tage getauft. Alle Anwesende empfanden darüber den lautersten Trost. Man kann sich vorstellen, wie unaussprechlich der meinige gewesen seyn mußte, da ich diese zehn der Zahl der Gläubigen einverleibte. — Eine Frucht, wesswegen es allein der Mühe werth

werth war die Reise nach Mbaoverá zu unternehmen. So abscheulich und verrucht mir die That des Gistmischers Tupanchichú vorkommt, welcher den Caziquen Roy, der sich die für die Seinigen anzulegende Kolonie am meisten angelegen seyn ließ, ermordet hatte, so scheint mir dennoch das Andenken des unchristlichen Mannes ungleich verabscheuungswürdiger, welcher aus einem schmutzigen Eigennuz die Errichtung der neuen Pflanzung hinsttrieb. Er ist unter den Spaniern in Paraguay, aber nicht aus einem spanischen Geschlechte geböhren. Seinen Namen verschweige ich; weil er in einem europäischen Lande bekannt und im Ansehen ist.

Dieser mehr bemittelte als ehrliche Mann unternahm, und versuchte alles, wovon er sich einen Gewinn und einen Zuwachs zu seinen Reichthümern versprach. Er hatte in seiner Meyererey Vieh von aller Art im Ueberfluß, und ein Haus in der Stadt Assumption. Seinen größten Reichthum sammelte er sich aus dem Handel mit paraguayischen Thee. Seine weitläuftige Wirthschaft erforderte eine Menge Leute. Er hatte gehört, daß ich verschiedene volkreiche Wohnplätze der Wilden in Mbaoverá entdeckt habe, und ihnen mit nächsten, um sie in der Religion zu unterrichten, eine Kolonie anlegen wollte. Schnell machte er einen Entwurf diese Wilde in seinen Meyerhof durch was immer für Kunstgriffe zu bringen, und sich ihrer statt der Schwarzen, welche in der dortigen Gegend hoch zu stehen kommen, zu bedienen. In diesem Vornehmen schickte er einige geschickte und der guaranisohen Sprache mittelmäßig kundige Leute zu ihnen, um sie zu seinen Absichten zu bereden, und ihren Vortrag selbst durch reichliche Geschenke beliebter zu machen. Diese Unterhändler versprachen daher den Wilden auf dem Grund und Boden des Spaniers goldene Berge, schöne Kleider, und täglich die köstlichsten Mahle, kurz alle Glückseligkeiten:



ten: wie Fische, welche den Fischen die Speise anködern, aber den tödlichen Angel verbergen. Sie erschöpften alle ihre Künste um jenen einen Abscheu vor den Kolonien der Jesuiten einzusößen. Sie logen ihnen vor, als wenn lauter Elend und Hunger in denselben herrschte. Sie sollten sich vor den Jesuiten in Acht nehmen: und ohne Verzug und weitere Ueberlegung, wenn sie ihr Glück machen wollten, mit den andern in den Meyerbos N. N. begeben. Diesen Rath gaben ihnen die Spanier; allein, er wurde von niemanden befolget. Gewiß ein rasender Gedanke so was von den Indianern, welche aus Furcht in die spanische Diensthbarkeit zu gerathen, die Nachbarschaft der Spanier und sogar ihren Schatten fürchten und fliehen, und ihre Schmeicheleyen für masquirte Fallstricke und Drohungen ansehen, zu verlangen oder zu erwarten. Sie wollten lieber nackend und frey seyn, als gut gekleidet und gemästet unter einer harten Leibeigenschaft schmachten. Da sie sahen, daß ihr Aufenthalt den Spaniern bekannt wäre, so glaubten sie, daß es um ihre Sicherheit gänzlich geschehen sey, und daß sie sich der Nachstellungen der Spanier von keiner Seite mehr erwehren könnten. Sie standen sogar stets in Sorgen, daß sie einst ein Trupp Soldaten auf den Befehl des Spaniers, dem sie sich zu gehorchen weigerten, abholen und von ihrem Geburtsorte weg in die Diensthbarkeit schleppen möchte. Weil ihnen ihre gefährliche Lage Tag und Nacht vor Augen schwebte, so beschloßen sie zuletzt ihre Wohnplätze zu verlassen, und sich um eine von diesem Orte sehr weit entlegene Gegend umzusehen. Sie verbrannten daher ihre Hütten, und eilten mehr wie Flüchtige, als Auswandernde mit Sack und Pack von der Stätte ihrer Unruhe weg. Wohin? das blieb uns immer ein Räthsel.



als einen, der nicht werth ist, weder ein Christ noch ein Spanier zu seyn. Er drohete sogar, daß seine That nicht ungestraft bleiben würde. Allein dießmal blieb es bei den blossen Worten. Denn so viel ich weiß, wagte sich weder ein Bischof, noch ein Staatthalter an diesen Bösewicht, weil er seiner zahlreichen und vielvermögenden Verwandtschaft wegen zu fürchten war, und es beide für gefährlich hielten, ihren Zorn in einer, wie man aus den Jahrbüchern weiß, zum Aufruhr so sehr geneigte Stadt wider sich zu reizen. Allein der Rücksicht der Obrigkeit gegen seine Bosheiten ungeachtet schonte doch die rächende Hand der göttlichen Strafgerechtigkeit des Verworfenen nicht.

Er hatte viele Leute mit grossen Kosten bei der Theesammlung in Mbaeverà angestellt. Ein ungeheurer Vorrath war davon bereits in der Hütte der sammelnden Spanier aufgehäufet, und wartete auf Maulthiere um nach der Stadt gebracht zu werden. Diese Hütte lag auf einer Anhöhe und ringsum unter Bäumen. In der Nähe sah man das Ufer des Flusses Acaray ganz mit Binsen und hohen Grase bewachsen. Ein Wilder hatte in demselben Feuer angelegt, welches außerordentlich schnell um sich griff. Der spanische Befehlshaber der Arbeitsleute, und des ganzen Geschäftes war für seine Hütte besorgt, und schickte daher 18 seiner Untergebenen hin, dem Feuer Einhalt zu thun: allein sie wurden das Opfer derselben; indem ein plötzlich entstandener Wirbelwind die ganze Ebene in so kurzer Zeit in Flammen setzte, daß die Spanier vor- und und rückwärts und auf allen Seiten von selbst umringet, und ihnen alle Gelegenheiten zu entfliehen abgeschnitten waren. Einige sprangen in die Moräste; allein sie waren ganz angetrocknet: andere tauchten sich in Roth: aber alle Rettungsmittel waren vergebens. Sie wurden zwar nicht

vera



Dreusigkeit, und Habsucht. Neuen aber wird sie auch gewiß; denn ihr werdet sie einst mit dem Leben büßen. Wenn sich einer von uns euerem Gebiete näherte, bei Gott! er käme nicht mehr lebendig zu uns zurück. Wir werden uns in Zukunft nach euerem Beispiele richten. Wosern euch also euer Leben lieb ist, und ihr nicht allen Verstand verloren habt, so eilet von hier weg nach Hause, und warnet eure Landesleute, ja keinen Fuß mehr in diese Wälder zu setzen, wenn sie anders nicht ihrer Tage satt sind. Während als der Wilde dieses so ziemlich drohend hervor trozte, verstummte und erblaßte der Spanier, weil er ängstiglich den tödtlichen Streich erwartete. Sein Leben zu erhalten, bitt er dem Indianer Aexte, Messer, Kleider und andere Kleinigkeiten zitternd dar. Durch diese Geschenke besänftiget lehrte der Wilde zu den Seinigen, die sich in der Nähe verborgen hielten, zurück. Der Spanier hielt jeden längern Verzug in seiner Hütte für gefährlich, und nahm daher eilends die Flucht nach der Stadt, wiewohl er viele tausend Pfund bereits fertigen Thee unverwahrt in dem Walde zurückließ.

Als sich die Nachricht von den achtzehn durch die Feuersbrunst umgekommenen Spaniern, und den Drohungen der Wilden in der Stadt verbreitet hatte, so wurde alles außerordentlich bestürzt; und die Furcht vor den Wäldern in Mbaeverà bemächtigte sich aller Gemüther dergestalt, daß man erst nach einigen Monaten, und nur um einen sehr hohen Lohn Leute finden konnte, welche den zurückgelassenen Theevorbath auf Maulthieren nach der Stadt schafften. Derjenige litt hierbei keinen kleinen Schaden, der aus Gewinnsucht, und aus einem schmutzigen Geiz die Anlegung der neuen Kolonie zur Belehrung der Wilden vereitelt hatte. Doch kömmt, sagt Tibull, die späte Strafe leise herangeschlichen. (*Sera tamen tacitis poena venit pedibus.*) Unglücksfälle, welche den
 unchristl.



welche den unchristlichen Mann trafen, nicht als eine Wirkung des Ungesehrs, sondern als eine Strafe der rächenden Gotteshand angesehen werden mußten, zweifelte kein Mensch. Allein härtere Züchtigungen warten seiner, wenn er nicht seine Uebelthat durch eine wahre Buße wieder gutmacht. Er hat seine Seele so vielmal der Hölle verpfändet, als er Wilde von der Annahme des Christenthums abgeschrocket hat: um derentwillen ich dennoch bei 700 Meilen in verschiedenen Reisen zu Fuß, und oft mit bloßen Füßen gegangen bin. Ist meine Mühe mit dem erwarteten Erfolge nicht gekrönt worden, so ist mir doch der göttliche Lohn gewiß. Von Menschen erhielt und erwartete ich auch keinen.

Ich muß hier noch einer andern Reise zu den Wilden erwähnen, welche zwar in wenigen Tagen verrichtet war, aber mir meine Mühe reichlich vergolten hat. Eine Anzahl Spanier bereitete an dem südlichen Ufer des Flusses Empalado paraquayischen Thee zu. Da ihnen die Bäume ausgingen, von welchen diese Blätter abgepflückt werden, so sandten sie drey Kundschafter aus, welche jenseits des Flusses die verlangten Bäume auffuchen sollten. Von ungefehr stießen sie auf eine Hütte, und ein mit türkischem Korn besädetes Feld; woraus sie freylich etwas zu voreilig schlossen, daß sich in diesem Walde Wilde in Menge aufhalten mußten. Diese Neuigkeit erschreckte alle dergestalt, daß sie alsogleich ihre Arbeit, zu der sie gedungen waren, liegen ließen, und sich eine Zeitlang in ihren Hütten, wie die Schnecken in ihren Gehäusen, verborgen hielten. Tag und Nacht stand man wegen eines feindlichen Angriffs in Sorgen. Um sich von dieser Furcht zu befreien, sandten sie einen Eilbothen nach S. Joachim, um uns zu bewegen, die im Walde sich aufhaltenden Wilden aufzusuchen, und nach unserer Kolonie zu bringen. Ich sagte ihm



ihm alsogleich meine Bereitwilligkeit zu, und begab mich wieder am S. Johannes des Evangelisten Tage, ungeachtet ich erst am Weyhnachtsfeste von einer dreywöchigen Reise aus Mbaevera zu Hause angelangt war, mit 40 Indianern auf dem Wege. Die durch den langwierigen Regen angeschwollenen Flüsse, machten uns auf unserer Reise nicht wenig Hindernisse. Ich nahm aus der spanischen Hütte einen Wegweiser mit, setzte über den Fluß Empalado, und entdeckte endlich, nachdem ich alle Wälder am Ufer des Flusses Monday miri sorgfältig durchsuchet hatte, am dritten Tage mittelst der Fußtapfen, denen wir nachgiengen, eine kleine Wohnung, in welcher ein altes Mütterchen mit ihrem 20jährigen Sohn, und einer 15jährigen Tochter schon seit vielen Jahren gelebt hatte. Als ich sie fragte, wo sich die übrigen Indianer aufhielten, gab sie mir zur Antwort, daß in diesen Wäldern niemand außer ihr und ihren zweyen Kindern übrig wäre, indem eine schreckliche Pockenseuche alle Bewohner dieser Gegend weggerafft hätte. Da der Sohn mein Bedenken in Ansehung der Worte seiner Mutter bemerkte, sagte er zu mir: du darfst meiner Mutter sicher glauben; denn ich habe selbst in der Absicht mir ein Weib zu suchen, die entferntesten Wälder zu wiederholtenmalen durchgelaufen, ohne daß ich auch nur den Schatten eines Menschen zu Gesicht bekommen hätte. Der junge Wilde ward also durch einen Naturtrieb geleitet, die Ehe mit seiner Schwester für unzulässig anzusehen. Diese Versicherung, daß nämlich keine Wilden mehr in dem Walde vorhanden wären, wiederholte er mir nach einigen Monaten in meinem Flecken vielmal und mit aller möglichen Aufrichtigkeit. Das nämliche bestätigten auch die Spanier, die mich berufen hatten, und nachmals zwey ganze Jahre darina ihre einträgliche Theersammlung fortsetzten.



me flochten sie sich eine Hütte. Das dafelbst immer for-
 thigte Wasser gab ihnen ihren Trank: die Baumfrüchte
 aber, die Elendthiere, Rehe und Kaninichen, verschiedene
 Vögel, türkisches Korn, die Wurzel des Baumes Mandiô
 &c. ihre Nahrung. Aus den Blättern Caraquatâ web-
 ten sie sich ihre Kleidung, und bereiteten sich ihr Bett.
 Das Honig, welches in den hohlen Stämmen der Bäu-
 me überall im Ueberflusse angetroffen wird, war ihnen
 statt des Zuckerwerks. Die Alte schmauchte Tag und
 Nacht aus einem Rohre, woran ein hölzernes Gefäß,
 wie ein kleiner Topf befestiget war, Toback, den die Qua-
 ranier peti nennen: der Sohn hingegen kauete immer an
 zerriebenen Tobackblättern. Eine an einem Steine ge-
 schärfte Muschel und zuweilen ein gespaltenes Rohr diens-
 teu ihm statt des Messers. Der junge Mann, welcher
 seine Mutter und Schwester ernährte, trug noch zwei Stük-
 chen Eisen, den Ueberrest eines zerbrochenen Messers,
 welche einen Zoll lang und breit, und an einem Griffen
 festgemacht waren, mit Wachs und Bindfaden umwun-
 den in seinem Gürtel. Mit diesem Werkzeuge schnitzte er
 sich auf das geschickteste seine Pfeile mit Widerhacken, mach-
 te sich hölzerne Gallen für die Elendthiere, grub die Bäu-
 me durch, wo er Honig vermuthete, u. d. g. m. Da
 es ihnen an einem Tiegel fehlte, um einen Topf daraus
 zu machen, so assen sie Zeit ihres Lebens nichts Gesotte-
 nes, sondern lauter Gebratenes. Die Blätter des pa-
 raquayischen Thees begossen sie nur mit kaltem Wasser, weil
 sie kein Gefäß hatten, dasselbe warm zu machen.
 Feuer erhielten sie durch die schnelle Reibung zweyer
 Hölzchen sehr schleunig nach Art der übrigen Amerikaner.
 Ich werde von dieser Methode an einem andern Orte
 mehr reden. Den Durst zu löschen schöpften sie sich aus
 den Morästen Wasser, welches immer, es sey denn, daß
 der Sudwind dasselbe auffrischet, lau ist, und von ihnen
 in grossen Rührissen in Ermangelung anderer Kannen her-
 beige-



gen der Erde an müssen alle Meere, Wälder, Felder, Berge, die Eingeweide der Erde und alle Elemente, ihren Körper zu schmücken, und ihren Saamen zu reizen, ihre Schätze öffnen. Möchten sie doch nicht in dem Gegenstande ihrer Lust, und ihres Schmuckes den Saamen ihres Unmuths und ihrer Zerstörung finden! Die Sucht nach immer neuen ausgefeinelteten Vergnügungen zehrt ihre Kräfte, und ihre Reichthümer auf: zeichnet in ihr Unthug die Spuren der Verwüstung, und lohnet sie mit Krankheiten und einem frühzeitigen Tod. Sie werden desto unglücklicher, je weichlicher sie waren.

Meine drei Waldbewohner hatten die quaranischen Gebräuche entweder vergessen, oder sich darüber hinweggesetzt. Sie giengen mit unbeschnittenen und fliegenden Haaren herum, ohne selbe zu binden. Der Sohn hatte weder eine durchstochene Lippe, noch Papageyensehern auf dem Haupte. Die Mutter und Tochter trugen statt der Ohrengehänge, und Halsbänder Strickchen um den Hals, an welchem ziemlich schwere pyramidenförmige Stücke Holz herabhiengen. Da sie im Gehen aneinander stießen, so machten sie dadurch ein Geflapper. Auf den ersten Anblick fragte ich die Alte, ob diese Halsgehänge bestimmt wären die Mücken zu verschrecken: und wechselte ihnen diese hölzerne Gewichte mit einer Schnur von Glaskugeln von einer besonders schönen Farbe um. Die Mutter und der Sohn waren lang von Körper, und sehr ansehnlich. Die Tochter aber hatte in ihrem Gesicht ein so blendend Weiß, daß ihr die Dichter unter den Grazien allerdings eine Stelle hätten einräumen, alle Europäer hingegen sie sicher hätten schön nennen können. Ihre Fröhlichkeit äußerte sie in einer anständigen Gesprächigkeit. Ueber unsere unversmuthete Ankunft erschrak sie so wenig, daß sie sich vielmehr darüber freute. Als wir quaranisch sprachen, lachte sie herzlich über uns, und wir über sie, als sie in eben diesen



baselbst aufhält, so oft sie wollen, einen Raub, ihren Hunger zu stillen, finden.

Unsere drey Neubekehrten wurden alsobald in dem Flecken wie die übrigen gekleidet, und mit Lebensmitteln alle Tage versehen. Ich ließ sie auch öfters in Gesellschaft mit andern in die nahen Wälder hineingehen, um des Schattens und der angenehmen Grüne der Bäume, an die sie gewohnt waren, zu genießen. Denn wir wußten aus Erfahrung, daß, wie die Fische außer dem Wasser sich nicht lange erhalten lassen, also auch die Wilden, sobald man sie aus den Wäldern in die Flecken bringt, sehr oft auszehren; weil die gähe Veränderung der Nahrung und Lust, und die Sonnenhitze ihren Körperbau zu gewaltsam erschüttern, nachdem sie von Jugend auf an die feuchten, kühlen, und finstern Wälder gewöhnet sind. Eben dieses Schicksal traf in unserem Flecken die Mutter samt ihren Kindern. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft wurden sie von dem Schnupfen, und einem Flußfieber, das sich durch den ganzen Leib zog, befallen. Hierauf folgten Augen- und Kopfschmerzen, und nicht lange darnach die Taubheit. Die Schwermuth, und der Ekel vor allen Speisen erschöpften bergestalt ihre Kräfte, daß sie am Ende eine völlige Schwindelfucht und Auszehrung ergriff, wogegen alle Mittel vergebens waren. Die alte Mutter, welche schon einige Monate in dem Zustande der Erschöpfung hinwelkte, wurde von mir, nachdem ich sie vorher in den Anfangsgründen der christlichen Lehre gehörig unterrichtet hatte, getauft, und starb mit einer so heitern Seele, und völliger Ueberlassung in den göttlichen Willen, daß sie ohne Zweifel in den Aufenthalt der Seligen übergegangen ist. Das Mädchen, welches voll Blüte, und jugendlicher Kraft in unseren Flecken kam, verlor selbe, und sah sich bald selbst nicht mehr gleich. Sie verblüdete, langsam wie eine Blume, wurde zum hellen Gerippe, und folgte der Mutter in das Grab.



Zeit seines Lebens umgieng, erzeuge in ihm diese Träume. Jene wären, wie ich nicht zweifle, im Himmel, und hätten nichts mehr auf der Erde zu thun. Nach wenigen Tagen kam dieser Indianer abermal, und bestätigte seine vorige Nachricht und Muthmassung von dem fürchterlichen Wahnsinne seines Ungetauften. Da ich besorgte, es möchte doch etwas an der Sache seyn, so eilte ich wirklich in sein Haus, und traf ihn sitzend an. Auf meine Frage, wie er sich befinde? antwortete er lächelnd, daß ihm nichts fehle, noch wehe thue. Doch, setzte er hinzu, bringe er die Nächte wachend zu; weil seine Mutter und Schwester immer zu ihm kämen, ihn die Taufe zu beschleunigen erinnerten, und ihn unvermuthet abzuholen droheten. Und darum könne er nicht schlafen. Dieses erzählte er mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit. Weil ich diese Erscheinungen für Träume hielt, so glaubte ich darüber hinwegsehen, aber auch in einer so wichtigen Gelegenheit für die Ruhe und Sicherheit meines Neugläubigen sorgen zu müssen, weil ich gleichfalls aus der H. Schrift wußte, daß sich Gott nicht selten der Träume zu seinen Einsprechungen, und Warnungen bedient hat. Da ich nun seiner Beharrlichkeit und Kenntniß im Christenthume ziemlich gewiß war, so taufete ich ihn, und legte ihm den Namen Ludwig bei, nachdem ich ihn um das Gehörige befraget, und vorbereitet hatte. Dieß geschah den 23. Juny am Vorabend des h. Johannes des Taufers um 10. Uhr frühe. Noch denselben Tag gegen Abend gab er seine Seele sanft in die Hände seines Schöpfers über, ohne daß man an ihm eine Krankheit, oder ein Zeichen eines Schlagflusses hätte entdecken können.

Diese Begebenheit, welche der ganze Flecken weiß, und die ich mit einem Eide bezeugen konnte, erweckte bei allen ein großes Aufsehen. Was man davon halten müsse, lasse ich dem Urtheile meiner Leser über. Indessen kann
ich



mal verschmachten müssen, wenn ihnen nicht die Früchte von Palmbäumen, und das überall aufgetriebene Gewild den Mangel des Rindfleisches ersetzt hätten. Unzählig, und unglaublich sind die Arbeiten, Sorgen, Beschwernisse und Lebensgefahren, mit welchen der P. Joseph Sanchez und seine Gefährten die P. P. Johann Garzia, und Emanuel Duran viele Jahre hindurch unausgesetzt ringen mußten. Der letztere ward ernannt für die Quanas oder Chanas, Niyololas (in der Sprache der Mbayas) einem unberit- tenen indianischen Volke eine neue Kolonie zu Stande zu bringen. Dieses überaus zahlreiche Volk wohnt dießseits und jenseits des Flusses Paraquay, ist von einer sehr gu- ten Gemüthsart, und liebet den Ackerbau. De Mbayas erkennen sie für ihre Herren, und leisten ihnen als Knechte sowohl auf der Reise als auch im Feldbau beträchtliche Dienste. Sie fiengen bereits an auf der Seite des östlichen Ufers des Paraquay an dem Fluß Aába oder Tepoty, wie ihn andre nennen, wo der neue Flecken hingebauet werden sollte, die Felder anzubauen, und die nutzbarsten Früchte davon einzuerndten. Man versprach sich daher von dieser zahlreichen und gelehrigen Nation auf einen so fruchtbaren, und zur Entdeckung neuer Nationen so bequem ge- legenen Boden für das Christenthum die größten Vortheile. Allein derjenige, der sich mit der Anlegung dieser Kolonie schon lange abgegeben hatte, wurde mit seinen Mitgejäh- rten nach Europa abgerufen, eben als er alles, was zu ih- rer Vervollkommung und Erhaltung erforderlich war, mit unsäglichlicher Mühe zusammen gebracht hatte. In eben dem Jahre, in welchem wir Paraquay verließen, entdeckte der P. Joseph Sanchez mit Hilfe seiner Mbayas glücklich ei- nen Weg bis zu den Flecken der Chiquiten sowohl auf dem Fluß Paraquay als auch für Reisende an dessen Ufer, nach- dem man denselben viele Jahre hindurch mit vielen Schiffen und Menschen, und den Verlust vieler Leute öfters vers- gebens gesucht und versucht hatte. Im Jahr 1715 wurde
den





die Statthalter in Paraquay viele Vortheile versprach. Daß derselbe nun endlich entdeckt worden ist, hat man einzig dem Nachforschen, und der besondern Gedult des P. Joseph Sanchez Labrador als eine gemeinschaftliche Wohlthat für die Spanier und Indianer zu danken. Allein wir wurden gerade in dem Zeitpunkte wieder zurückgeschickt, als wir davon zur Aufnahme des christlichen Glaubens Gebrauch hätten machen können. Nach unserer Abreise werden die Flecken der Chiquiten vermuthlich eingegangen seyn. Ich würde die Ursache hievon leicht angeben können, wenn mich nicht die Furcht zurückhielte. Die Wahrheit gebiert Haß. Aber wir wollen wieder, da wir mit der Beschreibung der indianischen Kolonien, die unter dem Statthalter von Paraquay stehen, am Ende sind, die übrigen Eigenschaften dieser Provinz betrachten.

Die Luft in Paraquay ist ungemein hitzig; aber der Boden bringt fast durchgängig die nützlichsten Erzeugnisse hervor, als: Baumwolle, Zuckerrohre, Toback, Honig, türkisches Korn, (gemeines nicht) verschiedene Erdgewächse, Mandioca, batatas (auf deutsch Erdäpfel) ebenfalls von verschiedenen Arten, medizinische Kräuter, als: Rhabarbara, welche der von Alexandria sehr ähnlich ist, Farben, Weihrauch, verschiedene Harze, Balsam, Palmen, die höchsten Cedern, und andere fruchtbare, oder zu Häusern, Fuhrwägen, Schiffbau u. taugliche Räume: ferner Pferde, Maulthiere, Ochsen, und Schaaf. Die Bäume Cupay, Ybira payè, aus welchen man in Brasilien einen vortreflichen Balsam bereitet, Tatayi, welcher eine gelbe, und Urucuy, welche eine rothe Farbe geben, sieht man in den Wäldern allenthalben. Die Pflanze Anil, aus welcher man die blaue Farbe oder den sogenannten Indigo macht, Grana oder Cochenille, wie wir sie nennen, eine rothe Farbe, und die etwas bleicheren Wurzeln von eben dieser Farbe



Stossen sie hernach ganz leicht in einem hölzernen Mörser, wobei sie sehr Acht haben, daß sie nicht zu sehr zermalmet werden; denn je größer ihre Theile bleiben, einen desto angenehmern Geruch, und Geschmack haben sie. Zerreiben verlieren sie beides. Ich lachte über die Unwissenheit der Schriftsteller, welche den Unterschied des Yerba de palos und Caa miri aus der Verschiedenheit der Bdume ableiten, da derselbe doch bloß in der Verschiedenheit der Zubereitung der Blätter besteht. Zu beiden werden die Blätter von dem nämlichen Baume genommen Caa miri heißt ein kleines Kraut; weil nämlich nach der Methode der Quaranier die Stängel, und grobern Holztheilchen davon abgesondert, und nur die härtesten Theile der Blätter (wiewohl nicht nach Art der Spanier) zerstoßen werden.

Wenn dieses Kraut aehöria zubereitet ist, so dünstet es schon für sich allein einen köstlichen Geruch von sich. Vermenget man aber dasselbe noch mit etwas von den Blättern oder Rinden der Frucht Quabi'ra miri, die man zu Mehl zerstoßt, so wird der Geruch, und Geschmack desselben doppelt so lieblich und auch theurer. Da dieses Kraut eine Art Gummi in sich enthält, so muß man beim Rösten sehr darauf sehen, daß es nicht zu sehr ausgedörret wird. Die Kaufleute pflegen die Güte derselben auf folgende Weise zu prüfen. Sie nehmen nämlich etliche Finger voll in die hohle Hand, und blasen dann darauf, so stark sie können. Fliegt viel Thee davon, so halten sie nichts darauf, weil er ihrer Meinung nach zu sehr geröstet ist, und dadurch Saft und Kraft verloren hat. Bleibt er aber durch seinen Gummi an der Hand kleben, so schätzen sie ihn hoch. Dieses Kraut süßret eine gewisse Bitterkeit mit sich, und darum muß es im Trinken mit Zucker versüßt werden. Indianer und gemeine Spanier aber trinken dasselbe täglich ungezuckert. Wiewohl der Baum Caa nur an der



äußersten Gränze von Paraguay gegen Osten und Norden zu angetroffen wird, so trinken dennoch nicht nur alle Paraguaner, sondern auch alle Chilenser und Peruaner von seinen Blättern, so daß sie dieses Getränkes auch nicht einen Tag entbehren können, und viele den ganzen Tag darnach lästet. Dieser Rectar von Paraguay wird von allen ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechts für eben so köstlich, als von andern der Choccolade, Kaffee, Thee von China, oder der Rosoglio gehalten. Der paraguayische Thee wird aus den entlegensten Wäldern von Paraguay in das entfernte Peru und Chili auf dem Rücken der Maulthiere getragen, und dort theils wegen des schlechten Weges, und theils der Zölle wegen, woraus der königliche Schatz sehr beträchtliche Summen zieht, um einen außerordentlich hohen Preis verkauft. In dieser Absicht preßt man denselben fest zusammen, und macht ihn in viereckigte Säcke von Ochsenhäute ein, welche die Spanier Zurrones oder Tercios nennen. Jeder Sack enthält sieben Arroben, (eine Arrobe beträgt 25 Pfund) und von diesen werden jedem Maulthiere zweien aufgeladen. Legt man zu dieser Last nur noch einige Pfunde hinzu, so wird das Maulthier, das seine gewöhnliche Last kennet, ausschlagen, sich sträuben, und sich mit seinem Pack auf die Erde werfen.

Von der Beschaffenheit, Zurichtung, und dem Preise des paraguayischen Thees habe ich bisher gesagt, was mir befiel. Nun will ich auch von dem Gebrauche, und den Eigenschaften desselben Meldung thun. Das Gefäß, in welchem selber getrunken wird, ist aus Ochsenhorn, oder aus einem in der Mitte gespaltenen Kürbis gemacht, den man mit verschiedenen Brandmaalen ziert, und die Vornehmeren mit silbernen Blättchen einfassen lassen. Das Volk heißt es Matè, wodurch aber die meisten mehr den Trank des Thee's selbst anzeigen. In dieses Gefäß wird ein





der herzustellen, den Hunger in Ermangelung anderer Lebensmittel zu stillen, und den Durst, wenn selber im kalten Wasser getrunken wird, zu löschen. Wenigstens wurden die Indianer, wenn sie den ganzen Tag über ruderten, müde und durstig waren, und der Schweiß von ihnen triefete, unglaublich aufgefrischt, wenn sie viel Thee mit Flußwasser tranken. Will jemand zur Herstellung seiner Gesundheit stark schwitzen, so braucht er in keine Apotheke zu gehen, sondern er darf nur diesen Thee in gesottenem Wasser trinken, und sich niederlegen. Will man aber erbrechen, so hat man nur paraquayschen Thee mit lauem Wasser zu sich zu nehmen. Diese Eigenschaften desselben weiß ich aus einer vieljährigen Erfahrung, womit der allgemeine Glaube übereinstimmt. Wir pflegten diesen Thee täglich statt des Frühstücks, und nachmittag abermal zu nehmen, ohne auf die Choccolade, den Koffe, oder den asiatischen Thee zu achten. Mir wenigstens schmeckte, und bekam der paraquayische Thee sowohl, daß ich eine ganze Büchse chinesischen Thee viele Jahre hindurch unberührt liegen ließ. Die meisten von uns genossen mittelst dieses Thees einer unwandelbaren Gesundheit; und brachten ihr Leben auf ein sehr hohes und meistens munteres Alter. So wahrscheinlich aber mir diese meine Muthmassung vorkommt, so wenig zweifle ich, daß durch den unmäßigen, und fast stündlich fortgesetzten Gebrauch, den viele davon machen, der Magen geschwächt, und häufiges Herausstoßen nebst andern Krankheiten dadurch veranlaßt wird. Ich saß einst mit einem alten Spanier zu Tische, der wie ein Besessener aus dem untersten des Magens schrecklich herausgröhlte. Das, mein Vater! sagte er zu mir, sind die Früchte unseres Thees. Mir stößt es heraus, so oft ich Achem hole. Das sind die Folgen davon, wenn man ihn fast immer in einem fort, wie die Lust, in sich schürfet. Ich kenne viele gemeine Spanier, welche kaum zehn Worte sprechen, oder einen Fuß oder eine Hand bewe-



bewegen konnten, ohne ihren Kürbiß an den Mund anzusehen. Gerothen in Europa viele Süßer durch Wein, und andere berauschende Getränke an den Bettelstab, so verschwelgen in Amerika nicht weniger ihr Vermögen in paraquayischen Thee; denn je weiter ein Ort von den Wäldern in Paraquay entfernt ist, desto höher kommt derselbe stehen.

Viele tausend Menschen sind in den entferntesten Wäldern jahraus jahrein mit der Zubereitung des paraquaischen Thees beschäftigt, und verzehren daher alle Jahre viele tausend Ochsen. Unglaublich ist die Anzahl der Maulthiere, nicht nur derer, auf welchen man diesen Thee nach dem Orte seiner Bestimmung bringt, sondern auch derer, welche durch die schlimmen Wege, und Beschwerlichkeiten der lanawierianen Reise zu Grunde gehen. Daher bereichern sich selten diejenigen, welche den Thee auf ihre Kosten sammeln lassen, und Ochsen, Maulthiere und eiserne Werkzeuge dazu hergeben; wie sich denn auch die, welche sich zu dieser Arbeit verdingen, nie aus ihrer Dürftigkeit herauswinden. Der grosse Gewinn wird nur den Kaufleuten zu Theil, welche damit nach Peru und Chili handeln. Alle, die ein ansehnliches Vermögen in Paraquay besitzen, haben sich dasselbe nicht durch den Handel mit Hornvieh, Schaafen, Pferden, Ochsenhäuten, Baumwolle, Zucker, oder Taback, sondern bloß durch den Thee- und Maulthierhandel nach Chili und Peru erworben. Die Ausfuhr der übrigen paraquayischen Produkte kostet unendlich viel Mühe, und ersetzt selbe nicht, weder durch die Größe, noch durch die Gewisheit des Gewinnes. Oft hörte ich Paraquayer über die Seltenheit der Theebäume sich beschweren: allein ihre Klagen schienen mir immer lächerlich: weil sie selbst die Ursache dieser Seltenheit sind. Denn anstatt daß sie nach hergebrachter Gewohnheit bloß die Aeste von den Bäumen hät-



ten, ablösen sollen, hieben sie, um an der Zeit und der Erträgniß zu gewinnen, die Stämme selbst um, gleich denen, welche, um ein Schaf zu scheren, es schinden, und mit der bloßen Wollzange unzufrieden auch demselben die Haut abziehen. Da nun viele diesen Unfug treiben, so gehen alle Jahre unzählig viele Bäume zu Grunde. Die Indianer gehen daher vorsichtiger zu Werke, und schneiden nur die überflüssigen Aeste, und Zweige ab, als wenn sie die Bäume bloß beschneiden wollten, so daß selbe unbeschädigt bleiben, und viele Jahre hindurch Nutzen abwerfen. Weil die ächten Bäume Caà nicht überall häufig genug angetroffen werden, so nehmen einige zu einer andern Nachhilfe, oder besser zu sagen, Betrügerey ihre Zuflucht. Sie schneiden nämlich, um nicht in den Wäldern herumlaufen, und die ächten Bäume mühsam aufsuchen zu müssen, von andern den erstern etwas ähnlichen Bäumen die Blätter ab, rösten selbe, und vermengen sie unter die ächten, um ihnen den Geruch zu geben: gleich den Betrügern, welche geschliffenes Glas für Diamanten, Mehl für Zucker, mit Gold verlegtes Kupfer für pures Gold, oder deutlicher Gift für Arznei verkaufen. Denn der unächte Thee: Caàquazù, Caà verà, Aperea Caà, Caarà und andere Hilsittel des Betruges verursachen die heftigsten Kopf und Bauchschmerzen, das gewaltsamste Erbrechen, und noch andere schlimme Zufälle. Dergleichen landesverderbliche Verfälscher werden von der Obrigkeit streng bestraft. Noch zu meiner Zeit wurden viele tausend Pfund von solchem verfälschten Thee auf dem Plage öffentlich verbrannt.

Wir haben, um Zeit, Kosten und den Schweiß der Indianer zu ersparen im Angesicht der quaranischen Klecken die Bäume Caà angepflanzt, welche in kurzer Zeit zu den größten Wäldern heranwachsen. Wenn die Spanier dem Fleiß unserer indianischer Pflanzbürger nachahmen



Höhe heftiger ist, und länger anhält. Auch das hat die Erfahrung ausgemacht, daß die Bäume Caà, die man mit Menschenhänden anpflanzt und pfl eget, niemals diejenige Höhe erreichen, welche ihnen die Natur, wenn sie wild wachsen, verleiht. Indessen gaben uns dennoch die von uns gepflegten Bäume nach drey oder vier Jahren eine ergiebige Blättererndte, welche hier statt der Früchte gilt; und belohnten uns für die auf sie verwandte Mühe reichlich. Mit weniger Aufwand von Zeit und Arbeit werden die Wälder von den Vögeln angelegt. Diese haschen sehr begierig nach dem Saamen der Theebäume; da sie aber selbst wegen seiner natürlichen Klebrigkeit nicht verdauen können, so geben sie ihn fast ganz wieder von sich, woraus dann, wenn er auf einen feuchten Boden fällt, täglich neue Bäume, und nach und nach auch Wälder hervordachsen.

Man hat mich vielmal gefragt, warum der paraguayische Thee, auf den die Europäer in dem südlichen Amerika so viel halten, nicht auch in Europa, wie andere Waaren herübergebracht wird. Meine Antwort war, daß man dies aus verschiedenen Ursachen unterlasse. Fürs erste wird nicht leicht mehr von diesem Thee gemacht, als man in Amerika braucht. Sonst könnten die Spanier in Paraguay, wenn sie sich eben so eifrig als andere Nationen auf den Handel und Gewinn verlegten, nicht nur den Thee sondern auch andere für Europa nützliche Artikel ausführen. Außerdem herrscht dort, besonders in Kriegszeiten, ein beständiger Schiffmangel, und gar keine Sicherheit. Hierzu kommt noch, daß dieser Thee, sobald er etliche Jahre alt ist, seine Kraft und anfängliche Lieblichkeit verliert, und den Geruch eines moskovitischen Psundlebers annimmt. Die Paraguayer verwenden ihn alsdann zum Schwarzfärben. Weil die Europäer dieses Kraut nie versucht haben, so lüftet sie es auch nicht darz
nach



Thees so viele Millionen Menschen, welche in Südamerika dieses Getränk täglich im reichen Maasse zu sich nehmen, ohne darum ihre Schönheit, wenn ihnen die Natur welche verliehen hat, zu zerstören, oder ihre Fruchtbarkeit zu verringern.

Meine Gall rege sich in mir, so oft ich in Geschichten, Wörterbüchern, oder Zeitungen lese, die Jesuiten hätten das Monopolium des paraquaischen Thees sich zugeeignet. Ganz Paraguay ist Zeuge, daß dieses die verwerflichste und unverschämteste Lüge ist. So wie diesen Thee jedermann trinken darf, so darf ihn auch jedermann zurichten und verkaufen. Die Spanier bringen das Jahr hindurch viele tausend Zentner auf grossen Schiffen nach Corrientes, Santa Fé und Buenos Ayres, und von dannen theils auf Wagen und theils auf Maulthierern nach Lufuman, Peru und Chili, ohne daß ein Jesuit hiebei um Erlaubniß gefragt wurde, oder sich widersetzte, oder auch nur einen Anspruch auf so ein Recht machte. Die Quaranier, die Bewohner von 32 Flecken, welche unter unser Aufsicht standen, machten und verkauften bloß den Thee Caà miri für Bornehmere. Da die Zurichtung dieses letzteren viel mühsamer ist, so geben sich die Spanier, welche sich auf den schlechteren Caà de palos verlegen, nicht damit ab. Ueberhaupt verhält sich die Menge des Thees, den die Spanier verkaufen, zu dem, welchen die Quaranier absetzen, wie eine ganze Hand zu ihrem kleinsten Finger. Durch königliche Verordnungen ist jedem Flecken der Quaranier ein bestimmtes Maass vorgeschrieben, wieviel sie verkaufen dürfen. Die Spanier hingegen sind hierin falls nicht im geringsten beschränkt. In den meisten Ortschaften von Paraguay giebt es gar kein Geld, und der Thee vertritt zu allen Zeiten gemeinlich dessen Stelle. Von diesem bezahlten wir also dem König die Kopfsteuer für die Quaranier, schmückten ihre

Kie.



Kirchen aus, - die an Zierlichkeit keiner etwas nachgeben, und schafften ihnen eiserne Werkzeuge, und alles, was sie brauchten an. Ihre Anzahl belief sich in den 32 Flecken wohl gegen einmahlhunder tausend. Diese alle mußten mit dem Nothigen versehen werden, Wie viel kostete dieses nicht den Vätern, welche darüber die Aufsicht hatten, Aufwand und Sorgen? Besonders da alles Eisenwerk, und überhaupt alles, was von Europa hinein gebracht wird, in Paraquay außerordentlich hoch zu stehen kommt. Auch die Sachwalter der Kollegien, welche Vieh und andere Erzeugnisse aus ihren Meyereyen um Thee, diesen aber statt des Geldes um andere Geräthschaften umtauschten, können dieses daselbst üblichen Tausches wegen den Theehändlern ohne Verläumdung nicht beigezählet werden. Denn die Stifter der Kollegien haben denselben nicht nach europäischem Gebrauch zur Unterhaltung der Kirchen und Gebäude, und für die Bedürfnisse ihrer Bewohner Unterthanen, oder Kapitalien, die Zinsen tragen, angewiesen. Sie gaben uns nach ihrer Landesart Felder und Meyereyen, um deren Erzeugnisse wir uns unsre Bedürfnisse anschaffen mußten. Dieses kann nun ohne Tausch nicht geschehen. Aber Unwissenheit oder Mißgunst würde es verurathen, wenn man diesen zu unserm Unterhalt so nothwendigen Umsatz einen Handel nennen wollte. Welch ein lächerliches Geschrey ist nicht in so vielen Lästerschriften wider die portugiesischen Jesuiten erhoben worden, weil sie ihren brasilianischen Zucker verkauft haben, da ihnen dennoch ihr Stifter keinen andern Fond, wovon sie hätten leben können, hinterlassen hat. So pflegt oft die Unwissenheit, und oft eine freche Schmähsucht den lautersten Handlungen den Anstrich eines Verbrechens zu geben, und Unschuldige als schuldig darzustellen.

Von dem paraquaischen Thee haben wir zu Genüge gehandelt. Nun wollen wir auch der Tabackpflanze erwähnen, die in Paraquay sehr glücklich gedeihet. Man
set



fäet sie bald auf dem Felde, und bald in den Wäldern; an beiden Orten kommt sie gleich gut fort, wiewohl auch einige, den in den Wäldern gewachsenen Toback für besser halten. Man dörret die Blätter desselben ein wenig in der Luft, und bindet sie alsdenn mit Bieden in Bündchen zusammen. Viele kauen ihn, andere schmauchen ihn, und nur wenige schnupfen denselben. Zu dieser Absicht bedienen sich die Vornehmeren bloß des zu Sevilla fabrizirten, ungeachtet sie in Paraquay das Pfund um vier spanische Thaler oder 8 Gulden unseres Geldes und oft noch theurer bezahlen müssen. Man kann nicht läugnen, daß der paraquayische Toback jenen angenehmen Geruch nicht hat, welcher den virginischen oder den aus der Insel Kuba so sehr empfiehlt. Die ersten Blätter, welche in Paraquay reif werden, sind sehr groß, und oft länger, als eine Elle. Je später man sie sammelt, desto mehr schrumpfen sie ein. Man schmauchet in Paraquay gemeinlich den Toback ohne Rohr und Pfeife auf folgende Art. Man schneidet ein Blatt, welches auf keiner Seite durchlöchert ist, mit einer Scheere viereckigt in der Länge und Breite eines grossen Fingers. In dessen Mitte wird ein anderes kleines mit den Fingern zusammengedrücktes Blatt gelegt, in das auswendige und größere eingewickelt, und mit beiden Händen zusammengedrückt. Man zündet nun das eine Ende an, und steckt das andere in den Mund; und zieht so den Rauch an sich. Das zusammengedrückte Blatt vertritt die Stelle des Rohrs, dessen sich andere bedienen, und das, wenn es nicht immer mit vieler Sorgfalt rein gehalten wird, des pechartigen Tobackdampfes wegen, welcher sich darinn ansetzt, einen häßlichstinkenden Geruch von sich giebt. Reinlicher und mit weniger Umständen schmauchen diejenigen Spanier Toback, welche immer mehrere dergleichen Skarnigen, (man heist sie Zigarros) in einem Futteral bei sich tragen, und nach Belieben anzünden, wie die Soldaten, welche



sem so gesuchten Artikel einen ausschließenden Handel treiben, hinübergewandert. Um zu verhindern, daß nicht alle Jahre so viel Geld aus dem Lande zu den Ausländern übergieng, befahl Karl der III. im Jahre 1765 den Spaniern und Indianern in Paraquay ihren Toback, der an Güte den brasilianischen nichts nachgiebt, auf portugiesische Art zuzurichten, und dem königlichen Statthalter um einen bestimmten Preis für Rechnung des Königs zu verkaufen. Man gehorchte den königlichen Befehlen wiewohl ungern, weil diese Tobackzurichtung viel Arbeit foderte, und den Arbeitern fast gar nichts eintrug. Der Statthalter von Assumption schickte überall Portugiesen hin die Landesbewohner in der unbekannten Kunst zu unterrichten. Hier ist der ganze Prozeß; denn ich war in dem Flecken St. Joachim, über welchen ich die Obsorge hatte, aus Ergebenheit gegen den König, in dieser brasilianischen Schule selbst zugegen, sah und hörte alles, und manipulirte selbst mit. Ich hatte tausend Schwierigkeiten zu überwinden, bis ich meine Indianer zu der erforderlichen Genauigkeit gewöhnte, die, wenn sie fehlt, alle Mühe und Arbeit vergebens macht. Ich werde nun alles, was man dabei beobachten muß, kurz auseinandersetzen.

Die Tobackblätter hält man für reif, wenn sie an ihrem Ende gelblicht und welk werden. Man pflücket sie vormittags ab; weil sie da am feuchtesten sind; hängt sie alsogleich auf Röhren auf, um sie etwas zu trocknen, und läßt sie so im Schatten einige Stunden ruhen. Die Stengel, welche das Blatt in der Mitte durchstreifen, werden entweder mit einem Stock zerstampfet, oder noch besser ganz herausgerissen. Wenn dieses geschehen ist, so werden die Blätter mittelst eines Rades, wie Hanf zu Stricken zusammengedrähret, und über eine Walze gewunden. Diese Walze setzet man hernach mit dem Toback in den Schatten so, daß er der Wärme der Sonne, aber nicht ihren Strah-





nen Orte, und erfüllen ihre Zusage, den Spaniern keinen Schaden mehr zuzufügen, mit der strengsten Ehrlichkeit, wiewohl sie unserer Religion so abgeneigt sind, daß sie weder die Statthalter, noch die Bischöfe und Priester zur Annahme derselben bereden können. Ihre hartnäckige Ergebenheit gegen ihrem von der Kindheit an eingefognen Aberglauben, und die schlechten Beispiele der Christen, die ihnen stets vor Augen schweben, verbunden mit der elenden Sklaverey der Indianer, welche den Spaniern unterthan sind, machen ihnen das christliche Geseß fürchterlich und verhaßt. Es that mir allemal leid, sie als Schlachtopfer der Hölle ansehen zu müssen, so oft ich sie sowohl in der Stadt als auch in ihren Wohnplätzen sah. An Größe und Stärke geben sie keinem Volke in Amerika etwas nach. Von Natur furchtbar machen sie sich durch ihre Verzierungen noch furchtbarer. In die untere Lippe, welche sie durchbohren, stecken sie ein langes Stäbchen von Holz, oder einen glänzenden Nerzte, das ihnen bis auf die Brust reicht. An das eine Ohr binden sie einen Flügel von einem grossen Veyer. Ihre Haare beschmieren sie mit einem rothen Saft, der wie Ochsenblut aussieht, und machen sie dadurch glänzend. An dem Hals, den Armen und Beinen tragen sie grosse Schnüre von Glasugeln. Sie bemahlen sich am ganzen Leib vom Kopf bis auf die Ferse mit allerley Farben, so daß sie wie Harlequine aussehen, und fodern daher meistens für die Fische, die sie den Spaniern verkaufen, einen Spiegel, um mittelst desselben auch den Hinterleib bemahlen zu können. Ihre Weiber und Töchter bedecken sich sehr ehrbar mit einem von Wolle künstlich gewebten Zeug. Die Männer hingegen glauben am prächtigsten gekleidet zu seyn, wenn sie über und über zierlich bemahlen sind. Im Anfange zogen sie sowohl in ihren Wohnplätzen als auch in der Stadt ganz nackt herum. Dieß schien dem Statthalter

de



Spießen, Bogen, Pfeilen, und Kolben; aber mehr noch als alles dieses hat man ihre Verschlagenheit zu fürchten. Wie viel sie den Spaniern von ihrer ersten Ankunft in Paraguay anzuschaffen gegeben haben, bezeugen ihre Jahrbücher zu Genüge. Jede Familie hat einen eigenen Kahn, welcher sehr schmal, aber lang ist. Sie fahren darinn mit einem einzigen vorne ganz zugespitzten Ruder sehr schnell, wohin sie wollen, auf oder abwärts. Ihre Geschwindigkeit ist die Folge des leichten Baues ihrer Fahrzeuge. Diese stehen in der Mitte kaum drey Hand breit tief unter dem Wasser. Der Vorder- und Hintertheil des Schiffbodens ist wie ein Bogen gekrümmt, und raget aus dem Wasser hervor: der Kahn selbst aber ist an beiden Enden gleichspitzig, so daß der Vorder- und Hintertheil oft verwechselt werden. Im heftigsten Sturme wagen sie sich mit ihrer Familie mit der heitersten Stirne auf den Fluß. Stürzt ihr Kahn um, was aber äußerst selten geschieht, so setzen sie sich auf die umgekehrte Seite, und fahren in der Stellung eines Reutenden ihren Weg fort. Wie oft sah ich nicht vom Ufer aus einen von den Payaguas mit den schäumenden Wellen des Flusses ringen und lachen, wenn ihn ein Wirbel zu verschlingen drohete. Allein diese kapernde Nation hält das Wasser für ihr Element, und fürchtet sich nur außer demselben. Gebirge von Gewässer mögen sich übereinander wälzen, Stürme sich müde toben; der Payagua wird an den hintersten Spitze seines Schiffes stehend ganz kaltblütig fortrudern, und selbst trocken; während daß der Kahn, der größtentheils aus dem Wasser hervorraget, und aufwärts schauet, schnell wie der Wind durch die Wellen fährt. So wenig ein Fisch unter dem Wasser ertrinkt, so wenig ersäuft auch ein Payagua: denn er schwimmt so leicht als ein Fisch. Sie stürzen sich in die untersten Schlünde der Flüsse, bleiben darinn eine Zeitlang, und kommen erst nach einer guten Weile wieder mit einem Fische, den sie unter dem Wasser fiengen, hervor.



sondets glückliches Ereigniß ansehen, daß der oftgedachte Statthalter de la Moneda Mittel fand der Frechheit dieser Unmenschen den Nacken zu brechen. Es gibt wohl noch ihr zahlreiche Schaaren der Payaguas, welche mit den Spaniern in keinem Friedensburde, oder freundschaftlichem Einverständnis stehen; aber sie sind nichts weniger als gefährlich, weil sie sich an dem nördlichen Ufer des Paraguay, und der darinn sich ergießenden Flüsse weit weg von der Stadt Assumption aufhalten in einer Gegend, wohin die Spanier nur sehr selten kommen. Sie treiben noch immer Kapren: und die Portugiesen, welche sich in dem Flecken Cuyaba niedergelassen haben, werden nicht wenige theils weggeschleppt und theils erschlagen: wiewohl sie von diesen auch manchmal mit blutigen Köpfen heimgeschickt werden, weil die Portugiesen außer ihrer Hurstigkeit und Feinheit auch noch mit dem Schießgewehr trefflich umzugehen wissen. Kurz sie bezahlen mit gleicher Münze. Vieles was die Sitten der Payaguas betrifft, wird man an seinem Orte in der Geschichte angemerkt finden.

Den Statthal erschaften von Buenos Ayres, ober dem Silberflusse, Zukuman und Assumption muß noch die Landschaft Chaco von dem Worte Chacu also genannt, welches in der eussischen oder peruanischen Sprache einen Haufen auf der Jagd gefällten und übereinander liegenden Gewildes anzeigt, beigezählet werden. Da diese Provinz die Freystätte und der Zufluchtsort vieler Nationen ist, so haben ihr die Alten den Namen Chaco mit Recht beigelegt. Sie erstreckt sich bei 300 Meilen weit in der Länge, und bei 100 in der Breite. Diejenigen, welche ihr nach ihrem Gutsinken Gränzen setzen, und bloß die Ebenen, welche die Spanier los llanos de Manso nennen, darunter begreifen, zählen weniger Zukuman, das Land de las Charcas, Santa Cruz de la Sierra, der Silberfluß, und einer Fluß Paraguay umgeben die Landschaft Chaco. Von der

Seite



Das peruanische Silber wurde einst auf dem Rio grande und dem Fluß-Parana mit grosser Abkürzung des Weges und Ersparung vieler Unkosten nach Buenos Ayres gebracht, um es alsdann für Rechnung des katholischen Königes und seiner Spanier nach Europa einzuschiffen. Diese Schifffahrt ist aber seit vielen Jahren theils aus Furcht vor den Wilden, die an diesen Flüssen wohnen, und theils wegen der verborgenen Klippen gänzlich unterblieben. Die Naturkundigen rühmen das Wasser des äusserst fischreichen grossen Flusses als sehr heilsam, besonders für die, welche an den Harnverstopfungen und Blasebeschwerden leiden. Wider diese bedient man sich auch eines Krauts mit einem milchartigen Saft, welches la Yerba de Orina oder la Meona heisst, und an dem Rande dieses Flusses wächst. Die Vortrefflichkeit des Wassers, welches dem grossen Fluß von seiner Urquelle an eigen ist, wird von den unflätigen Bächen, die selber auf dem Wege aufnimmt, ganz verderbet. Er hilft daher auch das Wasser des Flusses Paraquay, an dem man weder Farbe noch Geschmack rühmen kann, noch mehr verunreinigen.

Der zweyte Fluß in diesem Lande heisst Pilcomayo und entspringt ebenfalls in dem Gebirge von Peru. Er und der große Fluß laufen in einem Abstand von ungefehr 30 Meilen miteinander fort. Der Pilcomay trägt weder überall, noch auch zu allen Zeiten Schiffe. Beiläufig 80 Meilen vor seinem Ausfluß in dem Paraquay theilt er sich in zween Arme, und bildet hindurch eine eben so lange Insel. Der erste Arm, den der Fluß Paraquay nahe bei der Stadt Assuntion aufnimmt, heisst bei den Quaraniern der weisse Fluß Araquaay, vielleicht weil man Kopf haben muß um glücklich auf ihm fortzukommen. Während der jährlichen Ergiessungen desselben kömmt die Insel ganz unter Wasser zu stehen, so daß aus beiden Armen ein Rinn-
sal wird, und derjenige vom Glücke und nicht von Kunst
spre-

1000

1000

1000

1000



tiefe Mordäste zu Pferde täglich durcharbeiten, ohne auch nur ein Fleckchen trockenes Land, um uns des Nachts daraufhinzulegen, finden zu können. Meine Gefährten die spanischen Soldaten, stiegen zuweilen auf die Bäume, und setzten sich wie Vögel zwischen die Aeste hin um des Nachts etwas auszuruhen. Einige machten sich auch Feuer darauf an, und wärmten sich ihr Theewasser. Allein mit diesem Ungemach ist dasjenige nicht zu vergleichen, das wir erduldeten, wenn wir Tag und Nacht in einem fort reuten mußten, um einen Ruheplatz zu erreichen, wo wir uns und unsere Pferde nach der größten ausgestandenen Hitze tranken und erquicken konnten. Oft findet man auf ungeheuren Strecken nicht einmal einen Strauch, um Feuer damit anzumachen. Schnacken, Schlangen, schädliches Ungeziefer stossen den Reisenden schwarmweise auf, so wie man auch allenthalben Löwen, Tiger und andere grimmige Thiere erblicket. Indessen darf man sich dennoch mit Gotteshilfe, und wenn man nicht unterläßt vorsichtig, geduldig und wachsam zu seyn, nicht sonderlich vor ihnen fürchten.

So sieht die Provinz Chaco aus. Die Spanier sehen selbe für den Sammelplatz des Elends, die Wilden hingegen als ihr gelobtes Land, und als ihr Elysium an. Sobald die Spanier unter dem Pizarro die Peruaner unterjochet, und sich durch das Recht des Krieges in den Besitz von Chili, Quito, und Tukumán gesetzt hatten, flüchteten sich die Indianer von allen Seiten hieher, als in den Zufluchtsort der Freyheit und die Schutzwehre wider die Unterdrückung. Die Paraquayer eilten vorsichtig in die Schlupfwinkel, die ihnen Chaco darbot, um sich den gefährlichen Augen und Händen der europäischen Gäste zu entziehen, welche sie weder zu Freunde haben, noch als Feinde fürchten wollten. Die höchsten Berge dienten ihnen zur Warte, unwegsame Wälder statt einer Mauer, Flüsse





auffähiges Volk. Allein der Krieg und die Pockenfeuche haben sie dergestalt ausgerieben, daß nur wenige übrig geblieben, und in dem Winkel des Gebietes von Santa Fé verdrungen worden sind. Eben dieses Loos traf auch von Zeit zu Zeit die berittenen Malbalàs, die Mataràs, Palomos, Mogofnas, Orejones, Aquilotes, Churumates, Ojotades. Taños, Quamalcas &c. &c. Die berittenen und für die Spanier gefährlichen Nationen, welche sich noch in Chaco aufhalten, heißen Abipones, Natekebit auf spanisch Tobas, Amokebit, Mocobies, Yapitalakas oder Zapitalakas, Oaekakalot oder Quaycurus oder Lenguas. Von den Mbayas rennen sich die, welche an dem östlichen Ufer des Paraguay wohnen, Eyi-quayegis, die am westlichen Queria degodis. Unberittene Völker sind die Lules, Ysistines, Foxistines, welche eben dieselbe Sprache Tonocote reden, und meistens von uns im christlichen Glauben unterrichtet und in die Flecken versetzt worden sind; die Homoampas, Vilelas, Chuniplies, Yook, Ocoles, die größtentheils christlichen Pazaines, die Mataquayes oder Ychibachi, die wir so oft bilden wolten, aber allzeit ungelebrig besunden haben; ferner die fahrenden Payaguas, von denen ich oben gesprochen habe; die Guanas, die einige auch Chanas oder Niyololas rennen, und endlich die Chiquiten, die in ihren Flecken das Christenthum angenommen haben, und deren ich oben mit mehreren erwähnte. Durch unsere jährliche Reisen in die Wälder haben wir ihren Kolonien noch andere Wilde von verschiedenen Nationen als: Zamucos, Caypotades, Ygaroños &c. beigefellet.

Die Chiriguanas ein Volk, welches ihrer Anzahl, Trozigkeit und Hartnäckigkeit wegen beruffen ist, können meines Erachtens nicht zu dem Lande Chaco gerechnet werden, weil sie größtentheils das Gebiet von Tarija und Peru bewohnen. Wunderlich ist, daß sie guaranisch (nur nach



nach einer etwas veränderten Mundart) sprechen. Man behauptet durchgängig, daß sie von den südlichen Ufer der Flüsse Parana und Paraguay nach den nördlichen Gegenden von Peru gezogen sind der Rache der Portugiesen zu entgehen, weil sie ihren Landsmann Alexius Garzia, der sich von dem in Peru geraubten Silber bereichert hatte, erschlagen haben sollen. Andere stellen diese Ursache der Auswanderung in Abrede, und gehen vor, daß die Chiriguano fast 100 Jahre, ehe Garzia ermordet wurde, von dem Kaiser in Peru Inca Yupanqui bekrieger, aber nie überwältiget worden sind. Von diesen Meinungen mag man sich nach Belieben eine auswählen. Gewiß ist, daß die Chiriguano, wenige ausgenommen, welche sich zum Christenthume gewendet haben, heut zu Tage die abgessagtesten Feinde der Spanier sind, und in der ganzen Gegend weit und breit gefürchtet werden. Bis iht konnten sie weder durch die Waffen gebändiget, noch durch das Zureden unserer Leute zur Annahme des Christenthumes gebracht werden. Von diesen letzteren ermordeten sie fünf auf eine greuliche Art. Leider hat der Schweiß so vieler Jahre die erwartete Wirkung nicht hervorgebracht, und alles Blut ist für sie vergebens vergossen worden.

Will man noch andere übriggebliebene Nationen, welche sich außer Chaco in Paraguay aufhalten, kennen lernen, so will ich von selben nur kurz folgendes melden. Die zahlreichsten unter allen sind die Quaranier. Sie wohnen in 32 grossen Flecken an dem Ufer der Flüsse Parana, Paraguay und Uruguay beisammen, dem Könige und unserer Religion mit unwandelbarer Treue zugethan, so wie die Ytatinguas, für welche, wie ich anderswo gesagt habe, in dem Walde von Taruma zwei Kolonien angelegt worden sind. In den anderen Flecken, worüber Weltpriester und Franziskaner die Aufsicht haben, halten sich gleichfalls christliche Indianer auf. Die Tobatinguas, Tapes und Caay-



Caaygnas halten sich noch ikt in den tiefesten Wäldern verborgen. Sie haben ihren Namen von den Bergen, Flüssen und Wäldern, die sie bewohnen, erhalten. Im Grunde sind sie Quaranier, oder, wie sie vormalz hießen, Carier, auch sprechen sie quaranisch. Die Quayaki sind eine besondere und zahlreiche Nation, und an Sprache, Sitten und der weißen Gesichtsfarbe von den Quaraniern gänzlich verschieden. Sie durchstreichen die entferntesten Gehölze am Ufer des Monday quazu, und hüpfen wie die Affen auf den Bäumen herum, wenn sie Honig, Vögel, oder eine andere Näscheren erhaschen wollen. Kleider, oder einen beständigen Aufenthalt haben sie nicht. Von Natur furchtsam beleidigen sie keine Seele. Ich habe ihrer mehrere sehr nahe gekannt, welche sich in den quaranischen Kolonien durch Frömmigkeit, Emsigkeit, Rechtschaffenheit und besondere Reinlichkeit in den Kleidern vor andern ausgezeichnet haben. In den schroffsten Felsen, welche um den Fluß Tebiquary m'ri, und dem Städtchen villa rica herumliegen, wohnen Wilde, welchen die Spanier wegen der weißen Farbe ihres Gesichts den Namen Quay-curuti beilegen. Sie sind groß von Körper und mit Pfeilen und Kolben bewaffnet. Oft steigen sie haufenweise von ihren Bergen in die darauliegenden Ebenen herab, tödten die Pferde und Maulthiere der Spanier mit Pfeilen und Kolben, zerreißen sie in Stücke, und tragen selbe auf den Schultern mit sich nach Hause um sie daselbst in einem festlichen Schmause aufzuzehren. Ochsen und Schaafz rühren sie nicht an, auch hab ich nie gehört, daß sie je einen Menschen umgebracht hätten. Weil sie also unter den Pferden und Maulthieren so viele Niederlagen anrichteten, so beschloßen die Spanier zulezt jener ihre Wohnplätze auszuspiiren, und sie entweder gefangen wegzuführen, oder niederzumachen. Man unternahm im Ernste mit vielem Lärme den Zug wider sie, welcher aber eben so kurz als fruchtlos ausfiel. Denn gleich im ersten Tage wurden sie,

als





bunden wohl auf ihrer Hut zu seyn, daß der Muthwille der Soldaten den Neubekehrten kein Uergerniß und keine Nachtheile verursachete. Allein man muß bekennen, daß die Befehle der gottseligen Könige in diesem Falle nur sehr schlecht befolget werden. Ich schreibe dieß aus eigener Erfahrung. Wenn man wegen feindlicher Einfälle in Furcht ist, so schicket man zuweilen Soldaten zur Vertheidigung der neuen Kolonie dahin ab. Allein wir fürchteten uns vor der Ankunft der Soldaten weit mehr als vor der Annäherung der Wilden. Jener ihre freche Zügellosigkeit ist dem anderen Geschlechte weit gefährlicher, als immer die Pfeile der Wilden der Kolonie Schaden zufügen können. Wir wollten oft lieber ohne Hülfsvölker der Gefahr bloßgesetzt seyn, als das Seelenverderben, das diese fast immer anrichteten, mit ansehen. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts brachten unsere Leute die Yacòs eine große Abtheilung der Quenoas durch Geschenke und Zureden dahin, daß sie in dem Flecken S. Andre beisammen wohnten, und sich eine Zeitlang in der Religion unterrichten ließen; allein sie lehrten bald wieder, der christlichen Keinigkeit und Lehre überdrüssig, auf Anstiften eines bei ihnen sehr angesehenen Schwarzkünstlers zu ihrem vorigen Aufenthalt zurück. Auf die Frage, warum sie entwichen wären, antworteten sie: Wir wollen keinen solchen Gott, der alles sieht, hört und weiß, was von uns auch im Verborgenen geschieht. Wir wollen wieder unsere alte Freyheit, und nach unserem Wohlgefallen denken und handeln. Unzählig und unglaublich sind die Verbeerungen, die diese Wilde in den Gegenden von Corrientes, Santa Fé und Montevideo angerichtet haben.

Die unermessliche Ebene, welche von Buenos Ayres an süd- und westwärts sich ausdehnet, und unter dem Namen Terra magallanica bekannt ist, wird von wilden und berittenen Völkerschaften bewohnt, die eben so vielerlei



Sprachen als Namen haben. Die Spanier heißen sie Pampas, Feldbewohner, oder Serranos, Gebirgleute, die Indianer in Peru aber durchgängig Aucas, das ist, Feinde oder Aufrührer. Im Grunde aber werden sie in Puelches, Peguenches, Thuelchus, welche wir Patagonier nennen, Sanguelches, Muluches und Araucanos, die Bewohner der Gebirge von Chili, abgetheilet. Die Namen dieser Völker klingen schreckbar; aber schreckbarer noch sind ihre Gemüthsart, Thaten, Sitten und Gebräuche. Eine genaue Schilderung davon würde einen ganzen Band ausfüllen. Ich werde daher, wie gewöhnlich, nur im Vorbeigehen einiges anmerken. Das Gebiet dieser Völkerschaften erstreckt sich von Süden nach Norden bei 100, von Osten nach Westen aber bei 200 Meilen weit. Wasser und Holz hat es wenig, aber um desto mehr Waldpferde. Straußen halten sich gleichfalls daselbst in unglaublicher Menge auf. Das Pferd, außer welchem diese Wilden auf die Reise nichts mitnehmen, giebt ihnen Speise, Kleidung, Haus, Bett, Waffen, Arzney, Zwirn, und Gott weiß, was alles noch. Sie essen täglich Pferdebraten, wenn sie keine Straußen bei der Hand haben. Aus der Roffhaut machen sie sich ihr Bett, ihre Kleidung, Stiefel, Gezelte, Sättel und Riemen sowohl zum Zaum als zu Waffen. Die Sehnen brauchen sie zum Nähen statt des Zwirns. Die zerlassene Kette der Pferde trinken sie statt des Honigs. Dadurch, daß sie ihr Haupt mit Pferdeblut, und gleich darauf mit Wasser waschen, glauben sie stark zu werden. Aus den Mähnen flechten sie sich Stricke. Selbst die Läuse, die an ihren roffhäuteneu Mänteln wachsen, verzehren sie mit der größten Lust, als das herrlichste Lederbischen. Sie betrinken sich gar sehr, und verwenden daher alles, um sich von den Spaniern Brandwein, diesen Zunder ihrer blutigsten Zänkereyen, grausamer Todtschläge, und täglicher Laster, zu erhandeln. Daher war es auch zu Buenos Ayres eine Hauptfande dieses

ver.

—

—



—

Die Wilden zeigen sich dazumal am grausamsten, wenn sie ihren Feind an beiden Schenkeln verstümmelt, und sich wie ein Wurm auf der Erde windend, den Qualen eines langsamen Todes überlassen. Auch rücken sie mit dieser Drohung, wenn sie aufgebracht sind, gleich hervor.

Diesjenigen, welche sie auf einen Streich oberschlagen, haben von einer sanften und gelinden Behandlungsart zu sprechen. Ein rasendes Mitleid verleitet sie ihre Sterbende, um ihrem Schmerz bald ein Ende zu machen, noch im Leben einzugraben. Der P. Mathias Strobl, ein Steyermärker von Bruck an der Mur, der 14 Jahre bei diesen Völkern zubrachte, zog einen dieser Unglücklichen noch lebendig aus dem Grabe hervor. Sonst bemahlen sie denjenigen, welcher schon allgemach mit dem Tode ringet, ihrer Sitte gemäß mit verschiedenen Farben, und behängen ihr aalamägia mit Glasflugeln, welche aber bloß blau seyn dürfen. Den Leichnam des Verbliebenen richten sie in eine Lage, daß seine Kniee das Gesicht berühren. Seine Pferde schmücken sie anfangs mit kleinen metallenen Schällen, Glasflugeln und Straußensfedern, und tödten sie am Ende, nachdem sie selbe einigemal um das Gezelt des Verstorbenen herumgeführt haben. Eben dieses Volk wartet auch auf seine Hunde. Die Aeser der Pferde werden bei seinem Grabe auf Pfäle aufgesteckt, und bunte Kleider, wie Kriegsfahnen herumgepflanzt. Sie glauben, daß die Menschen- und Straußenseelen in unterirdischen Zelten herumvallen. Das übrige, was das Aussehen dieser Wilden, und ihren lächerlichen Uberglauben betrifft, werde ich an seinen Orte mit anmerken, wenn von den Abiponern weitläufiger die Rede seyn wird. Dieß sind die noch übriggeliebenen Nationen in Paraguay. Von vielen ist außer ihrem in der Geschichte, und in den Landkarten aufgezeichneten Namen aus verschiedenen Ursachen schon lange nichts mehr vorhanden. Dergleichen sind: die Caracaràs, Ha-

stores,



flores, Ohomàs, Timbùs, Caracoàs, Naniques, Agazes, Itapurùs, Urtueses, Perabazones, Frentones, Aquilotes &c. &c. Wenn aber soll dieß wunderbar gekommen, nachdem in Europa, Asien und Afrika, die mächtigsten Nationen gleichen Schicksale unterlagen, deren Namen wir zwar aus Büchern wissen, deren eigentliches Vaterland aber, so wie ihre Dauer, Städte und Untergang unter den Alterthumsforschern die heftigsten Streitigkeiten, die wohl nie entschieden werden dürften, veranlassen?

Dieß will ich hier als einen Zusatz beifügen. Kaum findet man eine Nation in Paraguay, um welche sich nicht unsere Leute Mühe gegeben, der sie nicht, so oft es humanlich war, Flecken erbauet, und Menschlichkeit, Religion und Unterwürfigkeit gegen den katholischen König beizubringen gesucht hätten. Vorzüglich aber haben sich die Quaranier, die zahlreichsten aller Völkerschaften in Paraguay, und so zu sagen die Beherrscher, welche von den Europäern durch ihre Waffen nie zu Paaren getrieben werden konnten, bei dem Unterricht unserer Väter solksam und gelehrig bezeugt, und fast durch zwey Jahrhunderte Gott und dem katholischen Könige so eifrig gebient, als man es von keinem andern amerikanischen Volke verlangen oder erwarten dürfte. Fürwahr die Quaranier haben es den gottesfürchtigen Königen von Spanien zu danken, daß sie ihnen aus Europa zu ihrem Unterricht in der Religion Jesuiten hineingeschickt und reichlich unterhalten, daß sie ihnen nur einen mäßigen Tribut abgefodert, daß sie, um selbe wider ihre Neider und Verläumder zu schützen, königliche Briefe ausgefertigt, und mit tausend Gunstbezeugungen reichlich überschüttet haben. Das Andenken dieser Wohlthaten wird kein Zeitalter bei ihnen vertilgen. Indessen wird doch auch niemand, der sich in Paraguay ein wenig umgesehen hat, in Abrede stellen, daß auch die Spanier den



von uns gebildeten Quaranianern vieles schuldig sind. Denn sie haben fast alle Kriege, welche die Spanier wider auswärtige und einheimische Feinde geführt haben, mitgemacht, und an den meisten Siegen dieser letzteren nicht wenig Antheil. Vielmal haben sich alle indianische Nationen in Geheim zum Untergange der Spanier verschworen. Ohne Zweifel würde eine so ungeheure Anzahl der Auführer über den kleinen Haufen der Europäer gesiegt haben, wenn sich nicht die Quaranier aus Ergebenheit gegen den katholischen König den Aufschlägen und Unternehmungen der Widerspenstigen nachdrücklich widersetzt hätten. Aus nachstehendem Vorfalle mag man auf das übrige schließen.

In den Jahren 1665 und 1666 machten beinahe alle Indianer Aufschläge die Spanier aus der ganzen Provinz zu verdrängen; und der Geist des Aufhühes und der Widerspenstigkeit hatte sich in ganz Paraguan verbreitet. Der Statthalter Alphonsus Sarmiento eilte auf diese Gerüchte ganz erschrocken aus der Stadt Assumption mit einem kleinem Korps nach dem Flecken Arecaya, welches ungefähr 60 Meilen davon am Fluß Yeyuy liegt; weil ihm die Treue der dortigen Einwohner verdächtig vorkam. Die meisten waren Privatspaniern dienstbar, und daher mit ihrem Schicksale sehr unzufrieden. Allein sie verstellten sich und empfingen den Statthalter mit allen ihm gebührenden Ehren, so daß dieser für denselben Zeitpunkt nichts Arges mehr besorgte, und sich in den aus den Nestern der Bäume und Stroh in der Eile aufgeschlagenen Hütten mit seinen Leuten lagerte. In der Nacht fielen die Indianer mit Waffen aller Art über die Spanier mitten im Schlafe her, und steckten selbst dieser ihre Hütten in Brand. Von den letztern blieben einige auf dem Platze; viele wurden verwundet, und die Kleider der meisten verbrannt; das Pulver flog in die Luft; und die Auführer bemächtigten sich einiger Musqueten.





eine Menge theils tödtete, theils gefangen nahm, und nicht wenige verwundete. Man kann sich vorstellen, mit welchen Ausdrücken der Erkenntlichkeit die nunmehr erlösten Spanier ihre Befreyer empfingen. Aus den Quaranianern wurden 3 Reuter auserlesen, welche, ohne auf die Beschwerlichkeiten des Weges zu achten, die Briefe des Statthalters spornstreichs nach Assumption bringen mußten, um daselbst von dem, was vorgefallen war, und was noch zu seiner und zu der Provinz Sicherheit vorgelehret werden sollte, Nachricht zu geben. Als nachmals der Hof zu Madrid von diesem Vorfalle Bericht erhielt, bewunderte selber die Treue und die Tapferkeit der Quaranianer. Selbst der König legte ihnen in einem Schreiben an sie das verdiente Lob bei. Dieses unvergängliche Denkmal der unverbrüchlichen Treue der Quaranianer gegen den König, und dieses seiner Gemogenheit gegen jene wird in dem Archive des Fleckens unserer lieben Frau vom h. Glauben aufbewahret. Der Statthalter hingegen konnte, einacdent der ihm geleisteten Dienste, des Lobes kein Ende finden; ja er bekannte öffentlich, daß, wenn die spanische Monarchie überall so getreue Unterthanen, und von einer so vortreflichen Mannszucht hätte, sie über alle ihre Feinde gewiß siegen würde. Es läßt sich aus bewährten Schriftstellern beweisen, daß die Empörungen, welche die aufrührerischen und kriegerischen Nationen, alle Spanier aus dem Lande zu jagen, anzettelten, wirklich ausgebrochen wären, wenn sie nicht die Macht und die beharrliche Treue der Quaranianer gegen den König davon abgeschreckt hätte. Allein eben dieses zog ihnen auch den Haß aller der Wilden zu, welche gegen die Spanier einen unversöhnlichen Groll hegen. So haben die Quaycurus eine zahlreiche und äußerst kriegerische Nation den zween Flecken der Ytatinguas durch beständige Ueberfälle, Niedermegelungen und Viehraub viele Jahre also zugesetzt, daß diese um der Ruhe willen an ihren ighen Platz zwischen den Flüssen Parana und Para-

Paraguay gezogen sind, wo sich die Nachkommen derer, die den in Arecaya bedrängten Spaniern zu Hilfe kamen, noch aufhalten.

In eben dem Jahre 1665 verheerten die Calchaquies, eine der streitbarsten Nationen, alle Uecker und Meyereyen um die Stadt Santa Fe herum; schlossen die Stadt selbst ein, und brachten sie auf das äußerste. Während da alles zitterte, ließ der Statthalter Anton de Vera Muxica ein beträchtliches Corps Quaranier aus ihren Flecken am Uruquay heranrücken. Diese hieben unter den Belagerten so grimmig herum, daß sich die Ubriggebliebenen eilends durch die Flucht retteten, und viele Jahre auf Wiederkommen vergassen. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle ihre Unternehmungen von dieser Art anführen wollte. Oft haben mehrere tausend Quaranier viele Jahre in dem königlichen Heere mit dem Ruhme einer besondern Treue und Tapferkeit gedient, man mochte nun wider die Portugiesen, oder die aufrührischen Spanier der Stadt Assumption, welche sich den königlichen Befehlen hartnäckig widersetzten, oder wider die Indianer, die sich wider die Spanier und ihre Regierung verschworen hatten, zu Felde gelegen seyn. Diese unbeschränkte Anhänglichkeit aber gegen den König hat ihnen niemand anderer als unsere Väter eingepflanzt, indem sie vorher, ehe sie sich unserer Unterweisung und Aufsicht anvertrauten, sich stets als die abgesagtesten Feinde der Spanier gewiesen haben. Es hat uns nicht wenig Zeit und Mühe gekostet, bis sich diese übermächtige, und auf ihre Freyheit ärger noch als das Gewild erpichte Nation unter die göttlichen und königlichen Befehle schmiegte. In der That haben auch viele, welche in andern Dingen unsere Ehre brandmarkten, die kühnen und glücklichen Bemühungen der Jesuiten für die Quaranier



nier bewundert, und denselben die herrlichsten Lobsprüche beigelegt.

Man höre den berühmten Bougainville (Voyage Autour du Monde Seite 121) welcher von unsern Missionären bei den Quaranianern nicht wie ein Geschichtschreiber, sondern als ein Lobredner zu sprechen scheint. Sie haben, sagt er, die Laufbahn ihrer Unternehmungen mit der Seelengröße der Martyrer, und einer wahrhaft englischen Geduld betreten. Diese zwei Eigenschaften kamen ihnen sehr wohl zu statten, wenn sie trozige, wankelmüthige, und auf ihre Meinungen und alte Freyheiten äußerst eingenommene Wilden aus ihren Wäldern herauszuziehen, und bei ihnen zu bleiben vermögen, oder sie zum Gehorsam oder zu nützlichen Arbeiten gewöhnen sollten. Überall stießen ihnen unzählige Schwierigkeiten auf, und bei jedem Schritte zeigten sich neue Hindernisse. Allein ihr apostolischer Eifer überwand sie alle; und ihre Leutseligkeit machte zuletzt dieses unbändige und rohe Waldvolf willfährig und zahm. Sie brachten die Wilden in Kolonien zusammen, gaben ihnen Gesetze, und unterrichteten sie in schönen und nützlichen Künsten, so daß sie die barbarische Nation ohne Religion und Menschlichkeit in ein sanftes, gefälliges, höfliches und dem christlichen Glauben besonders ergebenes Volk umstalteten. Hingerissen von den siegenden Gewalt der Beredsamkeit ihrer Apostel gehorchten die Indianer freywillig Männern, von denen sie sahen, daß sie sich für ihre Glückseligkeit aufopferten. So ehrenvoll spricht von uns Bougainville, und, wie ich nie gezweifelt habe, von ganzem Herzen. Indessen werden vielleicht dennoch einige dieses (ganz Paraguay ist Zeuge) gewiß verdiente Lob in Zweifel ziehen. Aber wie! da eben dieser Schriftsteller zwar nicht aus Mißgunst, sondern durch die Erzählungen der Ubelgesinnten, und Unwissenden zu Buenos Ayres hintergangen, seiner Geschichte

eine

1875

1875

1875

von Assumption vom J. 1725, und Joseph Veralta Bischofs von Buenos Ayres vom J. 1743 an den König von Spanien überreichte. Emanuel Abad Y'llana Bischof in Lufuman schrieb, als er in den Flecken seiner Diöcese, worinn unsere Leute verschiedene indianische Nationen unterrichteten, die gewöhnliche Untersuchung anstellte, in die Pfarrbücher das herrlichste Lob der Jesuiten ein. Eben dasselbe that auch im Jahre 1765 Emanuel de la Torre, Bischof zu Assumption, da er um eben diese Zeit, das ist, ehe wir aus Paraquay vertrieben wurden, die quaranischen Flecken untersuchte. Hingegen verfolgt Bernardinus Cardenas Bischof von Assumption, dieser Störer der ganzen Provinz, wie aus den Jahrbüchern erhellet, im vorigen Jahrhunderte die Jesuiten, weil sie sich seinen unruhigen und aufrührischen Anschlägen widersezt hatten, aus allen Kräften; legte ihnen eine Menae zur Last, und vertrieb sie aus ihrem Kollegio und der Stadt Assumption. Allein ihre Verbannung währte nicht lange; denn sie wurden durch königliche Auctorität wieder in ihre vorige Sige eingesetzt. Durch ebendieselbe wurde der unruhige Prölat, welcher sich die Gewalt eines Statthalters angemasset hatte, gezwungen, die Stadt und sein Bistum mit dem Rücken anzusehen, ohne dieses wieder jemals zu erhalten. Alles dieses ist weder unbekannt, noch zweydeutig. Von so einem Manne getadelt zu werden, mußten wir uns zu einer Ehre anrechnen. Eben dieses gilt auch von dem bekannten Joseph Antequera, diesem Diokletian der Jesuiten. Dieser vertrieb anfangs den rechtmäßigen Statthalter von Assumption Didacus de los Reyes mit Einwilligung aller aufrührischer Spaniern; nachmals aber setzte er ihn gefangen, und warf sich durch seine böshaftern Ränke zum Statthalter auf. Der Garzia Ros, welchen der Vicekönig von Peru in diese Provinz als Statthalter um die Unruhen darinn zu dämpfen geschickt hatte, warf er in einen düstern Kerker. Der Unterkönig ertheilte daher



dem Bruno Moriz de Zaballa Statthalter von Buenos Ayres Befehle Antequera den Urheber der Empörung und das Haupt der Anführer zu Paaren zu treiben. Hierauf trat Zaballa mit 6000 Quaraniern und einem kleinen Haufen Spanier nach Assumption den Marsch an. Als nun Antequera sah, daß die königlichen Völker den seinigen weit überlegen waren, so nahm er auf 3 Jagdschiffen, die er mit 40 Mann besetzt hatte, auf dem Fluß Paraguay die Flucht. Er wurde aber in der Stadt Plata, welche auch Chuquisaca heißt, eingeholt, und im April 1726 nach Lima der Hauptstadt in Peru geliefert. Nachdem man seine Sachen auf das genaueste durchsucht hatte, fällt endlich der Unterkönig das Todesurtheil über ihn, kraft dessen er enthauptet werden sollte. Dessen ungeachtet wurde er im Geheime erschossen, weil man befürchtete, der Pöbel, welcher seinem Landsmanne sehr zugethan war, möchte ihn den Händen der Gerechtigkeit mit Gewalt entreißen. Der Ehrgeiz, sagt ein spanischer Schriftsteller, und andere Laster, denen sich Antequera überließ, schleppten den sonst scharfsichtigen Mann in den Kerker und selbst auf die Stätte des Todes. Die Jesuiten überhäufte er, weil sie es mit ihren Quaraniern stets mit der Parthey des Königs hielten, mit allen möglichen Verläumdungen und Schmähungen; vertrieb sie gewaltsam aus ihrem Kollegium, das ihnen aber nachmals wieder eingeräumt wurde, und fügte den nahe bei der Stadt gelegenen Flecken der Quaranier so viel Uibels zu, daß sie ihrem Untergange nahe waren. Anton Ulloa, welcher sich in seiner Geschichte zwar ohne seine Schuld vielmals geirret hat, wurde auch hierin fals von den Peruanern hinterraangen, nach deren Urtheil Antequera ihr Landsmann entweder ganz unschuldig war, oder doch eine gelindere Strafe verdienet hätte. Allein, diejenigen, die um die Sache wissen, lachen mit Rechte über sie. Außer den angeführten gab es noch in Paraguay



Leute von verschiedenen Ständen, welche bald aus Meib, bald aus Eigennuz die Jesuiten, die sich die Kultur der paraquaischen Kolonien angelegen seyn ließen, auf allerley Art schmäheten. Allein nur Blödsinnige oder Unwissende lassen sich durch ihr Geschwätz berücken. Vernünftige Obrigkeiten haben sie öfters als Verläumder erklaret, und bestrafet. Ich kann, und mag mich mit der Erzählung dieser Begebenheiten nicht abgeben, weil man sie in allen Geschichten von Paraquay durchgängig antrifft. Man wird bei Durchlesung derselben gewahr werden, daß die Jesuiten von vielen angeklagt worden sind; daß aber die Anzahl ihrer Vertheidiger, nämlich der Könige, Bischöfe, Statthalter &c. welche die Falschheit der Anklage mit Augen sahen, die ihrer Feinde weit überstieg. Wie viel den Quaraniern die Mühe- waltung der Jesuiten genugt habe, liegt an dem Tag, so daß wir fremder Zeugnisse nicht einmal nöthig haben. Denn als wir im Jahre 1767 die 32 Flecken der Quaranier, an deren Erbauung unsere Väter ihre Mühe beinahe durch 2 Jahrhunderte verwendet haben, verließen, so waren das Christenthum und alle nüglichsste Künste darin in ihrem blühendstem Zustande. Auch enthielten die Kolonien die bequemsten Häuser, prächtige Kirchen, einträgliche Manereyen, und was das vorzüglichste ist bei 100000 Christen. Wir schifften uns nach Europa ein, und wünschten uns dieß einzige zum Preise unseres Schweis- ses, und des von unsern Brüdern vergossenen Blutes, daß diese unsere Söhne in Christo in ihrem ungeheuchelten Eifer für die Religion, und ihrer unverbrüchlichen Treue gegen Gott und den katholischen König beharren möch- ten. Nachdem wir unsere Uibersahrt über das ungeheure Meer, welches Amerika von Europa scheidet, glücklich und freywillig vollbracht haben, fürchteten wir uns nicht mehr dieselben noch einmal hinüber machen zu müssen: aber das besorgten wir, daß sich nicht unsere Schaafse
nach



nach dem Verlust ihrer Hirten zerstreueten. Möchten wir doch einmal sichere Nachricht erhalten, daß unsere Besorgniß ungegründet ware.

Von den zehn von unsern Leuten gebauten und unterhaltenen Flecken der Chiquiten an den Gränzen von Peru, welche gegen das Ende des 1767ten Jahres 5173 Familien, und in allen 23788 Köpfe zählten, habe ich oben Meldung gemacht. Diese Indianer wurden wegen ihrer kriegerischen Gemüthsart, und vergifteten Pfeilen durchgängig gefürchtet, und dienten mit vieler Treue und Tapferkeit sowohl wider die Wilden, als auch wider die Portugiesen, so oft sie von dem Statthalter des Königs dazu aufgeboten wurden. Weniger volkreich aber desto wichtiger für die öffentliche Sicherheit waren die 4 Kolonien der Abiponen, die zwei der Mocobis, eine der Tobas, und noch eine andere der Mbayas, welche wir diesen berittenen, und streitbaren Nationen erbauet, und bis zu unserer Abreise unterhalten haben. Hiezu füge man noch die unberittenen Lules, Vilelas, Chiriguanas, Chunipies, Homoampas, &c. die wir zum katholischen Glauben bekehrte, und in die Kolonien versetzt haben. An Sprachen, Sitten, und Gebräuchen kömmt keine den andern gleich, doch verlegen sich alle auf den Ackerbau. Diese von uns gelegten Pflanzungen ließen wir bei unserer Abreise in Europa andern Wätern über.

Verschiedene Flecken, die theils wir, theils auch andere angelegt haben, existiren schon lange nicht mehr, zum Theil wegen des Leichtsinns der Einwohner, die sich wieder nach ihrem vorigen Aufenthalt sehnten, zum Theil aber auch wegen der Bosheit, Schläfrigkeit und des Geizes der Europäer. Nach dem Zeugniß des P. Joseph Sanchez Labrador, welcher ein historisches Manuscript hier

—

—

—



und die manchmal unter ihnen wohnenden Patagonen, welche die Pampas zu besuchen von allen Seiten herzukamen, wurden theils durch die Freygebigkeit dieser Väter gewonnen, und theils auch durch die Bequemlichkeiten, welche die Einwohner der Flecken genossen, gereizet den Wunsch zu äußern, daß ihnen auch auf ihrem vaterländischen Boden so ein Flecken gebauet würde. Diesen Wunsch suchten wir ihnen auf der Stelle zu befriedigen. Zu diesem Endzweck begaben sich die P. P. Cardiel und Falkoner, wovon dieser ein Engelländer und geschickter Mediziner, der andere ein Spanier sehr eifrig und unerschrocken, beide aber zum Umgang mit den Indianern von Natur gemacht waren, in die Wüste zu den Wilden, um ihre Gesinnungen auszuforschen, und sich um einen bequem gelegenen Platz für die zu errichtende Kolonie umzusehen. Es hielt sehr schwer einen solchen zu finden, weil einerseits das Wasser, auf der andern Seite hingegen Bau- und Brennholz stets mangelt. Dessen ungeachtet wurde zuletzt dennoch die Kolonie angeleget, und derselben der Namen Nuestra Señora del pilar unsere liebe Frau von der Säule beigeleget. Marike und Thschuanzuya zween Kaziquen, und leibliche Brüder zogen sich nun mit 24 zahlreichen Hausgenossenschaften hinein. Die Aufsicht darüber wurde dem P. Mathias Strobl, weil er ihre Sprache inne hatte, anvertrauet. Der verschiedenen Schicksalen ungeachtet, welchen neuen Kolonien immer unterworfen sind, zeigte sich eine sehr gegründete Hoffnung für ihre Aufnahme. Allein bald hatte ein unvermutheter Streich die neue Kolonie, wie der Reif die Blüthen, auf einmal zu Grunde gerichtet. Von umgekehr wurde in der Gegend von Buenos Ayres ein Mord verübet. Der Statthalter schickte Soldaten aus des Thäters habhaft zu werden. Eben dazumal war der Kazique Yahati ein Serrano mit 15 Personen beiderlei Geschlechts nach der Stadt gereiset, um verschiedene Kleinigkeiten, theils sich



einzuhandeln, theils zu verhandeln. Er stieß daher auf die Soldaten, welche ihn und die seinigen ohne das geringste Anzeichen als des Mordes verdächtig gefangen mit sich fortführten, und in der Stadt in ein enges Gefängniß einschlossen. Diese ihren, wie sie gewiß wußten, unschuldigen Landesleuten zugefügte Unbild gieng dem Seranos unaussprechlich nahe. Der P. Strobl, welcher sich damals unter ihnen aufhielt, lief augenscheinlich Gefahr sein Leben zu verlieren, um für die Unvorsichtigkeit der Soldaten zu büßen. Im vollen Grimme schickte das Volk den Caziquier Marike, welcher an beiden Augen blind war, aber bei ihnen im größten Ansehen stand, auf der Stelle nach der Stadt ab, damit er von dem spanischen Statthalter die Befreyung seiner Gefangenen foderte, oder in Weigerung- und Verzögerungsfälle den Spaniern im Namen der ganzen Nation den Krieg ankündigen sollte, welcher von dem Augenblicke dieser Erklärung an anfangen würde. Diese stolze Drohung jagte dem Statthalter Joseph Andonaegui, welcher sich der Schwäche seiner Truppen, die er den zahlreichen Feinden entgegen zu setzen hatte, bewußt war, viele Furcht ein. Er ließ daher die Untersuchung über den Todtschlag noch einmal vornehmen. Nachdem man die Zeugen noch einigemal angehört hatte, zeigte sich zuletzt die Unschuld des Caziquen, indem glaubwürdige Zeugen aussagten, daß er zur Zeit des ausgeübten Mordes in einer Bude in der Stadt gewesen ist. Hierauf wurden die Bezüchtigte, welche 4 Monat lang in einem Kerker unschuldig schmachten mußten, von dem Statthalter einem sehr gerechtigkeitsliebenden Mann auf freyen Fuß gesetzt, und ihnen erlaubt wieder zu den Ihrigen zurückzukehren. Dieß ereignete sich im Anfang des 1748ten Jahres, eben als ich zu Buenos Ayres angelanget war. Nach ihrer Entlassung aus der Gefangenschaft sah ich sie in unserem Collegium, und konnte mich bei ihrem Anblicke der Thränen kaum ent-

enthalten. Ich unterhielt mich mit dem blinden Caciquen Marike, einen gesprächigen Greis sehr lange mittelst eines Dolmetschen, der den lächerlichen Zunamen führte Domingo de los Keyes Castellanos, Dominikus von den spanischen Königen. Weil ich ihm in meinem Zimmer auf der Viola d'Amour vorspielte, und die von ihren Weibern gewebten Kleider sehr erhob, gewann mich der blinde Cacique so lieb, daß er mich inständig batt, ich möchte mit ihm in die Kolonie kommen um den alten P. Matthias Strobl unter die Arme zu greifen. Ich muß bekennen, daß mir mein Gaumen sehr nach dieser Reise wässerte. Wie angenehm antwortete ich ihm, wäre es mir, wenn ich mich gleich auf das Pferd setzen, und mit dir in das magellanische Gebiet ziehen könnte. Allein wir alle, die wir uns zu diesem Stande bekennen, dürfen aus eigenen Willen keinen Schritt thun, es sey denn, daß uns unser Kapitain (der Provinzial) irgendwohin schickt. Wo ist er, euer Kapitain, fragte der Alte hastig. In eben diesem Hause versetzte ich: worauf er sich straks durch einen andern in das Zimmer unsers Provinzials führen ließ, und ihm aus allen Kräften, wiewohl umsonst anlag, daß er mich ihm zum Gefährten mitgeben möchte. Der Provinzial gab ihm zu Antwort, daß ich igt zu etwas andern bestimmt wäre, aber er versicherte ihm, daß er mich in zwey Jahren in seine Kolonien senden würde. Ich hatte noch das vierte Jahr der theologischen Studien, zu Corduba in Lufuman zu vollenden. Mein Oberer würde ohne Zweifel sein Wort gehalten haben, wenn er mich nicht jählings für die Abiponen gebraucht hätte.

Mit der Befreyung der Gefangenen zu Buenos Ayres schien sich auch der Sturm gelegt zu haben, und die Ruhe durch die neue Kolonie der Patagonier einen noch dauerhafteren Fuß zu gewinnen. Man errichtete



nämlich diesen 4 Meilen von der Pflanzung zu U. I. Frauen von der Saule einen besondern Flecken unter dem Namen zur Muttergottes der Verlassenen (de los Desamparados.) Zu Vorsteher desselben wurde der P. Lorenz Balda von Pampelona aus Navara ein Anverwandter des h. Franziskus von Xavier nebst dem P. Augustin Bilert aus Catalonien ernannt. Die drey Caciquen Chanat, Sacacku, und Taychocó zogen sich mit 80 Genossenschaften in diesen Pflanzort. Eine Genossenschaft bestand aus 3 oder 4 zuweilen auch aus mehreren Familien; jede Familie aber aus 4, 5, manchmal auch aus mehreren Köpfen. Denn die Patagonierinnen sind fruchtbar, und die Vielweiberei ist bei ihnen nichts Seltnes. Sie sind auch gelehriger als andere Eudländer, und der Taufe minder abgeneigt. Es thut mir leid, daß ich ihrer Jugend weder Ehrbarkeit noch Schamhaftigkeit nachsagen kann. Die Spanier standen bis dahin mit demselben beinahe in gar keinem Verkehr. Von einer so zahlreichen, willfährigen, und übrigens gutmüthigen Nation ließ sich für das Christenthum vieles erwarten. Allein auch hier machte die Hölle alle unsere Hoffnung zu Wasser. Cangapol, von den Spaniern Cacique bravo genannt, der sich durch seine Gestalt, Leibes- und GeistesgröÙ, und Menge seiner Untergebenen unter allen Caciquen am meisten auszeichnete, kurz den Oberbefehlshaber in diesen Gegenden spielte, sah diese neue Pflanzungen schon lange mit scheelen Augen an. Er besorgte, daß die Freundschaft der Spanier weiter greifen, die Freyheit der süd'ändischen Nationen Gefahr laufen, und sein Ansehen, wodurch er in diesem Lande eine Art von Obergewalt ausübte, nach und nach untergraben werden, und in Verfall gerathen möchte. Er ließ sich demnach seine hauptsächlichste Sorge seyn, wie er die Flecken so bald als möglich zerstören, und die Lehrer der neuen Religion aus dem Lande vertreiben möch.



machte. Er suchte daher so viele Wilde, als er konnte, zusammenzubringen, schloß mit ihnen ein Bündniß, und machte sich mit selben auf sein Vorhaben auszuführen. Auf die Nachricht, daß die Feinde in grosser Menge im Anzuge wären, schrieb der P. Strobl zeitig an den Statthalter und die Stadt Buenos Ayres um Hilfspölker zur Vertheidigung der neuen Kolonie. Diese versprach wohl 70 Reuter aus der Landmiliz dahin abzuschicken; allein es kam nicht ein einziger. Jener entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit dem Verlangen des Paters zu willfahren, so gern er auch wollte, weil er aufrichtig bekennen mußte, daß er seine regelmäßigen Truppen nicht einmal zur Vertheidigung des Hafens und der Cittadelle von Buenos Ayres für hinlänglich hielte. Da also der P. Strobl von den Spaniern, denen an der Erhaltung dieses Fleckens am meisten gelegen seyn mußte, eine abschlägige Antwort erhalten hatte, so entgieng er mit den Seinigen den Feinden, die bereits in grossen Tagreisen heranrückten, weil er zum Widerstand sich nicht stark genug fühlte, durch die Flucht. Die Flecken, Mayereyen, und Viehheiden wurden den Wilden überlassen. Allein diesen Verlust der Ochsen und Schaafe konnte man durch die Menge derjenigen Menschen, deren Leben man von dem Grimme der zahlreichen Schwärme der Feinde rettete, für hinlänglich ersetzt halten. Die Neubekehrten und Neugetauften, die es mit Gott und den Spaniern aufrichtig meinten, begaben sich mit ihren Seelenhirten in dem Flecken Conception als einem Zufluchtsort. Allein auch dieser Kolonie setzten die Wilden mit ihren täglichen Streifereyen also zu, daß man sie, weil sie die spanische Besatzung nur schlecht vertheidigte, den 13 Hornung 1753 verlassen mußte, zum offenbarsten Nachtheil der Stadt. Denn da nun die Wilden zu Pferde überall frey herum schwärmen konnten, so blieben die Mayereyen bei 40 Meilen weit von der Stadt ohne Viehwärter, und die

ihrer Fruchtbarkeit wegen berühmten Getreibefelder um
 S. Magdalena herum ohne Schnitter; weil alles davon
 gelaufen war. Selbst in der Stadt, welche weder Gräben
 noch Mauern und Thore hat, machten vielfmals wirkliche,
 und vielfmals eingebildete Gefahren die zaghaften Einwohner
 oft schändlich genug zittern. In den herumliegenden
 Feldern und Mayereyen wurde von den streifenden Wil-
 den eine Menge Vieh weggetrieben, und viele Menschen
 theils ausgeraubt, theils erschlagen. Die Dragoner,
 welche auf dem Felde herumpatrouilliren, und den Feind
 im Zaume halten sollten, bekommen von Zeit zu Zeit
 tüchtig Schläge. Die Silberwägen von Peru wurden
 auf dem Wege oftmal weggenommen, und ihre Bede-
 ckung und Fuhrleute jämmerlich ermordet. An der Bay
 des Silberflusses Barragán, wo die Schiffe umgelegt und
 ausgebeffert werden, brachten die Wilden oft die Einwoh-
 ner auf das äußerste, niemals aber sind sie von jenen
 sicher. Die, welche in der Absicht in die Salinen Salz
 zu bringen, in grosser Anzahl nach Süden hin-
 abziengen, wurden öfters alle zusammen umgebracht. Erst
 dann empfanden die Spanier die Wichtigkeit der südlichen
 Pflanzungen, nachdem sie selbst, und die Hoffnung sie je-
 mals wieder herzustellen verloren haben. Nun wandeln
 so viele tausend Indianer in den mittägigen Provinzen in
 tiefer Finsterniß herum; ein bejammernswürdiger Gedanke!
 Wem sollen nicht das unsägliche Ungemach, die Beschwer-
 lichkeiten der Reisen, der Mangel an allen Bedürfnissen,
 die täglichen Lebensgefahren, welche unsere Väter durch
 so viele Jahre für diese Völker ausgestanden haben, und
 ihre viele vergeblich darauf verwandte Mühe, Thrä-
 nen ablocken? Außer den Kindern, deren sie die meisten
 vor ihrem Tode getauft, und den Erwachsenen, die sie
 in ziemlicher Anzahl für die Seligkeit vorbereitet haben,
 ärndtetten sie von allen diesen nicht die geringste Frucht
 ein. Anfangs mußten sich die Väter, so lang bis man
 ihnen

100

100

100

100

100



lassen haben. Schon im vorigen Jahrhunderte wurde dasselbe von den katholischen Königen und unseren Vätern eifrig betrieben. Man suchte vergebens alle Möglichkeiten auf diese Völker Gott und dem katholischen König unterwürfig zu machen. Um vom übrigen nichts zu sagen sind daselbst blos die P. P. Nikolaus Mascardi und Joseph Quillermo in ihren Missionen durch die Hände ihrer verwilderten, und ungelehriger Schüler um ihr Leben gekommen. Diese Grausamkeit der Wilden schreckte unsere Väter in Chili und Peru nicht ab alles zu versuchen um in den äußersten Winkel des mittägigen Amerika das Licht des Evangeliums zu verbreiten. Allein ihre Bemühungen waren stets vergebens, und hatten für sie weiter keine andere Folge als den unsterblichen Ruhm, den sie sich durch ihre apostolische Starkmuth und unerschöpfliche Gedult in Erbuldung des Ungemachs erkämpft haben. Schwere Unternehmungen bleiben allemal rühmlich, wenn sie auch mit dem erwarteten Erfolg nicht gekrönt werden. Im J. 1745 ward vom König Philipp dem V. das Schiff S. Antonius aus Cadix abgehiehet mit dem Auftrage die magallanische Küste, und die daran gelegene Landschaften genau zu besichtigen. Würde man eine Bucht, oder einen vortheilhaftaelegenen Platz antreffen, so sollte derselbe also gleich wider auswärtige Feinde befestiget werden. Wosern man aber Wohnplätze der Wilden entdeckte, so solle man ihnen eine Kolonie und eine Kirche bauen. Deswegen sandte der König bei dieser gefährvollen Unternehmung auch 3 Jesuiten mit: nämlich den P. Joseph Quiroga einen starcken Mathematiker, und Marine verständigen (er wurde vom Hofe zu Madrid selbst dazu ausersehen) den P. Joseph Cardiel, und den P. Mathias Strobl als Vorsteher von beiden, weil er der dort üblichen Sprachen mächtig war. Der Kapitain des Schiffes hieß Joachim de Olivares von Cadix. Die Pilotendienste versahen Didacus

Bas



Barela ein Biscayer, und Basilius Ramirez von Sevilla, zwey der geschicktesten Seefahrer. Aus der Besatzung von Montevideo wurden 28 Mann sammt ihrem Hauptmann Salvator Martin de Olino zur Sicherheit des Schiffes, und der Seelente mitgenommen. Nachdem man im Hafen von Montevideo die Anker gelichtet hatte, gieng man den 17 Christmonat 1745 unter Segel. Die Winde bliesen eben so günstig, als die Erwartung von dieser Seereise groß war. Wo sich immer eine Gelegenheit zeigte, das Schiff an das Land zubringen, wurde eine Landung gewaget. Alles, was sich vom Erdreich oder Gewässern zeigte, wurde genau besichtigt, und von dem P. Quiroga in das Tagebuch der Reise auf das sorgfältigste eingetragen. Dieser fuhr in einem Boot alle Buchten, Bayen, Anfahrten und Seen aus, maß die Tiefe des Wassers, untersuchte die Inseln, Sandbänke, die dazwischen liegenden Klippen, und was immer für die Schifffahrt der Spanier zuträglich oder nachtheilig seyn könnte, und zeichnete alles umständlich auf. Die P. P. Strobl und Kardiel durchstreiften indessen zu Fuß auf verschiedenen Wegen unter einer Bedeckung von etlichen Soldaten die von der Küste etwas entfernten Gegenden, untersuchten ihre Beschaffenheit, und forschten mit der größten Aufmerksamkeit, ob sie nicht etwa eine Spur irgend eines menschlichen Wohnplatzes, oder eine bequeme Lage zu einem solchen entdecken könnten. In dieser Absicht kletterten sie auf die höchsten Berge hinauf, und entfernten sich oft von dem Ufer und ihren Gefährten mehrere Meilen in der Hoffnung Indianer gewahr zu werden: besonders da sie auf ein Grab stießen, in dem sich noch zweyen ganz frische Weibskörper und einen Mannskörper antraffen. Um das Grab herum, welches wie eine Hütte gebauet und gedecket war, hiengen 6 wolkenne Standarten von verschiedener Farbe. Weiters sah man Pferde auf hohen Pfälen aufgesteuert. Jeder todter

Kör:



Körper war in einem wollenen Teppich eingehüllt; der Kopf des einen Weibes aber mit einem Blätchen und mit Ohrengehängen von Messing gezieret. Hieraus schlossen die meisten, daß hier Puelches vergraben seyn müßten; und überließen sich der lebhaftesten Freude, weil ihrer Meinung nach die Wohnplätze der Wilden nicht mehr fern seyn konnten. Allein sie jauchzten zu voreilig, wie sie dessen bald überzeugt wurden. Denn obgleich der P. Strobl noch vier Meilen weiter fortgezogen war, so konnte er dennoch weder von einem Menschen noch von einem menschlichen Wohnort die geringste Spur auffinden. Er gab daher alle Hofnung auf, und ließ durch einen Soldaten den P. Cardiel, der etwas weiter von ihm weg war, zu sich kommen. Dieser hatte ebenfalls viele Meilen weit das Land durchgewandert, und war daher von seiner Reise ganz entkräftet. Der P. Strobl hielt es daher nicht für klug, die Reise noch weiter fortzusetzen. Er befürchte, sagte er, irgend einem zahlreichen Geschwader der Wilden aufzustossen, denen sie weiter nichts als einige erschöpfte Fußgänger entgegensetzen, und von denen sie daher ohne Mühe niedergemacht werden könnten. Er habe sich zwar lange schon gewünscht, sein Leben in dem Dienst der Religion aufopfern zu können. Allein das Leben der andern könne und wolle er nicht einer so augenscheinlichen Gefahr bloßsetzen. Wäre aber auch weder Gefahr noch Feind, so würden sie dennoch, wenn sie noch weiter vorrückten, weil ihre Lebensmittel alle aufgezehret wären, Hungers sterben müssen. Diese Vorstellungen machte Strobl seiner Schuldigkeit gemäß. Der P. Cardiel hingegen, dessen Muth durch nichts erschüttert werden konnte, der weder zukünftige Gefahren sich vorzustellen, noch die gegenwärtigen zu fürchten pflegte, mißrieth die Rückkehr, und drang auf die Fortsetzung der Reise, indem in der Nähe irgendwo Wohnplätze der Wilden seyn müßten. Des- sen Beweis glaubte er hierinn zu finden, weil er einen
weiß

1875

1875

1875



allmähliche Entkräftung ihres Körpers. Viele krochen mit zerrissenen Schuhen (die Rauigkeit des Weges war Ursach daran) und viele mit bloßen Füßen, manche auch mit verwundeten einher. Den P. Cardiel, der sonst allen stetts Muth zusprach, wurde selbst anfangs durch Steinschmerzen, nachmals aber durch die Entkräftung seiner Füße also eingenommen, daß er ohne Krücken keinen Schritt thun konnte. Allein das war nicht vermögend ihm seine heftige Begierde, Wohnplätze der Wilden zu entdecken, zu beuehmen. Man glaubt alles zu können, was man sehnlich wünschet. Allein da man nur auf 8 Tage Proviant mitgenommen, und dasselbe während der 8 Tagreise ziemlich abgenommen hatte, so befahl er die Rückkehr zu den Schiff zu beschleunigen. Der P. Strobl mag hier wohl sein Zwergsfell ein wenig gerüttelt haben, da er die dreusten Helden mit leeren Händen, und übel zugerichteten Füßen von ihrer Expedition zurückkehren sah; weil er es schon lange vorher geahndet hatte, daß hier alle Mühe und Arbeit übel angewandt seyn würde. Doch hat man der beschwerlichen Reise wenigstens die augenscheinliche Ueberzeugung zu danken, daß vermög der angestellten Versuche die Wohnplätze der Wilden vom Meere sehr entfernt liegen müssen, und daß von dem an der Küste gelegenen Ländern die größten Strecken nicht einmal bewohnt werden können, weil es ihnen oft an süßen Wasser, oft an Gras und Bäumen, und nicht selten an beiden zugleich gebricht, so daß nur wenige Straußen, und Huennacken daselbst kümmerlich ihren Unterhalt finden. Hieraus erhellet, daß der von Menschen betretene Fußsteig, so wie die 3 Körper, und die Pferde, die der P. Cardiel gesehen hatte, von Indianern hergerühret habe, welche von Chili, worinn es Pferde die Menge giebt, in der Absicht sich aus den dortigen Salinen Salz zu holen hinabgezogen sind, und vielleicht aus Mangel des trinkbaren Wassers oder aus einem andern ihnen jählings zugestoßenen

1870

1870

1870

1875

1875

1875

1875

1875

1875

1875



Vorbitte dieses Heiligen ihre Reise segnete. Bäume zum Schiffbau trafen sie auf ihrer Insel allen theilben an: eben so wenig fehlte es ihnen an Zimmerleuten und Werkzeugen zum Breitterschneiden. Die Indianer zeigten ihnen sehr dienssfertig, wo sie hartes oder besseres Holz finden würden. Im Spalten aber und im Sägen desselben waren sie weniger nützlich, als willfährig: denn wenn sie 3 oder 4 Hiebe mit der Axt, oder etliche Züge mit der Säge gethan hatten, zogen sie sich weg; indem ihnen die ungewohnte Arbeit nie recht behagen wollte. Statt der Indianer arbeiteten nun die Spanier um so fleißiger, deren Sehnsucht nach ihrem Vaterlande sich gar nicht beschreiben läßt. Alles lag fertig, als ihnen zum Zusammensügen der Balken noch Nägel mangelten. Glücklicher Weise warf das schäumende Meer wie gewöhnlich verschiedene Rüsten aus dem gescheiterten Schiffe an das Ufer, worunter sich auch eine mit Nägeln befand. Jedermann sah das als eine besondere Wohlthat der Vorsicht an. Einiges, was zur Schiffrüstung gehört, hatten sie schon vorher aus dem sinkenden Schiffe zum künftigen Gebrauche vorsichtig herausgenommen. Durch alle diese Hilfsmittel wurden sie endlich im Stande gesetzt, das Fahrzeug in die See zu lassen, auf welchem sie nach einer Fahrt von fast tausend Seemeilen, und eben so vielen überstandenen Gefahren zuletzt im Hafen Montevideo glücklich anlangten. Sie hielten sich nach dem Verlust ihrer Waaren und ihres Schiffes noch für glücklich, daß sie mitten unter den Wellen des Meeres und den Wilden der Insel mit dem Leben davon kamen, welches um so mehr zu bewundern ist, da diese vor Zeiten 17 Holländer, die ihnen nichts zu Leide thaten, auf das grausamste ermordet, und zerrissen; und sogar zweien andere aufgefressen hatten. Die letzteren waren von Jakob L'hermite, Oberbefehlshaber der holländischen Flotte, welche

Morig

Moriz Prinz von Nassau nach der magallanischen Meerenge und andern Weltgegenden im Jahre 1623 ausgeschiedet hatte, befehligt auf einem Boote die Feuerinsel zu besichtigen. Die Beschreibung dieser Seefahrt findet man in einem zu Frankfurt 1655 von Johann Ludwig Gottfried herausgegebenen Werke, Geschichte der Anripoden betitelt. Alles dieses, was ich bisher von dem Schiffbruch und der Seereise der Spanier schrieb, hat mir ein alter Biscainer, der Schiffszimmermann des versunkenen Schiffes, der alle Gefahren mit ausgestanden, und das neue Fahrzeug gebauet hatte, in der Stadt Santa Fé erzählt. Im Jahr 1768 gieng ein Schiff aus dem Hafen von Buenos Ayres mit zween Mönchen nach der Feuerinsel unter Segel, eben als ich mit meinem Mitbrüdern daselbst auf eine Gelegenheit nach Europa wartete. Diese zween Priester waren, nachdem man sie auf königliche Kosten mit allem Nöthigen bis zum Ueberflusse versehen hatte, bestimmt, sich in besagter Insel niederzulassen, und die Einwohner in der Religion zu unterrichten. Allein sie lehrten bald wieder unverrichteter Dinge nach Buenos Ayres zurück. Was sie auf dem Eilande ausgerichtet, oder unternommen haben, und warum sie ihre Rückkehr so sehr beschleunigten, ist mir nicht bekannt. Ich hörte wohl hie und da vornehme Spanier in dieser Absicht um Jesuiten jammern: allein sie wurden eben dieses Jahr, Gott weiß, warum, nach Europa verwiesen. Nicht weit von der Feuerinsel liegt die Insel Maloína, welche diesen Namen von der Stadt S. Malo in Bretagne erhalten hat, unter dem 51. Gr. 30 M. der Südbreite, und dem 60. Gr. 50 M. der westlichen Länge von dem Parisermeridian angefangen. Der schon oft erwähnte Ludwig Anton von Bougainville, damals Oberster unter dem Fußvolke, hatte sie nebst dem Herrn von Kerville und Arbonin seinen Verwandten



auf gemeinschaftliche Kosten, in Besitz genommen, und mit arbeitsamen französischen Unterthanen aus Arabien im Jahre 1763 oder wahrscheinlicher 1764 besetzt. Drey Jahre hernach, das ist, 1767 kaufte sie der König von Spanien für 800000 spanische Thaler, so wenigstens gieng damals der Ruf in Buenos Ayres, an sich, weil sie ihm in französischen Händen wegen ihrer Nachbarschaft mit dem gold- und silberreichen Peru und Chili bei einem Bruch zwischen beiden Mächten für seine Monarchie zu gefährlich schien. Nachdem die französischen Familien nach Europa eingeschifft worden, kamen in ihre Stelle Spanier, solche nämlich, die wegen ihrer Missethaten die Freyheit oder das Leben verwirkt hatten. Aber kaum ist einer, welcher nicht das Gefängniß oder einen schnellen Tod dem langwierigen, und täglichen Ungemach, das man in dieser Insel aussteht, vorzöge. Zum Befehlshaber derselben wurde Philipp Ruiz de la Puente Kapitän des Kriegsschiffes *La Liebre* (der Haase) ernannt, welcher auch neue Einwohner, Mund- und Kriegsvorrath dahin brachte. Ihn begleitete noch ein anderes Schiff *La esmeralda* (der Smaragd) unter den Befehlen des Kapitän Mathäus Collao. Dieser nämliche Kapitän, ein sehr erfahrener und ungeachtet seiner Strenge gegen die Matrosen sehr gutmüthiger Seemann, hatte mich, nach seiner Rückkunft von der Insel Maloina von Montevideo aus mit 152 meiner Ordensgenossen nach Europa geführt. Merville fuhr gleichfalls mit, weil seine Befehlshaberstelle in dieser unglücklichen Insel aufgehört hatte. Von ihm und den Spaniern, welche mit dort waren, habe ich das meiste erfahren, was ich jetzt über diese Materie geschrieben habe.

Ich nenne diese Insel mit Vorbedacht eine unglückliche Insel, wiewohl sie einige Franzosen den Beglückten gleich achten. Hierüber darf sich niemand wundern; denn
man

1000

1000

1000

bens suchet. Aber wir wollen wieder in unser altes Gleis einlenken.

Es würde eine äußerst langwierige, und mühsame Arbeit seyn, wenn ich von allen indianischen Kolonien, welche in Paraquay zerstört worden sind, die Ursachen, Urheber, und den Zeitpunkt der Zerstörung anführen sollte. Von vielen Kolonien in Paraquay gilt beinahe, was man von Troja gesagt hat: (Nunc ager, aut sylva est, ubi templa, domusque steterunt.) Ist ist ein Acker oder Wald, wo vormals Tempel und Gebäude gestanden sind. Daß mehr als 400 Kolonien, welche einst um die heut zu Tage zerstörte Stadt Quadalcazar herumlagen, gänzlich eingegangen sind, beweisen die Jahrbücher. Um die Städte Corduba, Rioja, S. Jakob und S. Michael in Tufuman; ferners um Corientes und Assumption herum sind, so zu sagen, unzählige Pflanzungen wieder in ihr voriges Nichts zurück gesunken. Die äußerst wenigen noch vorhandenen Kolonien, gleichen mehr dem Schatten eines Fleckens, und werden bloß von wenig elenden Indianern, welche Privatspaniern dienstbar sind, bewohnt. Ich schreibe hier bloß aus eigener Erfahrung; denn ich habe selbst auf meinen vielfmaligen Reisen durch dieses Land allenthalben unglaubliches Elend, und die Ruinen der zerstörten Flecken mit Augen gesehen. Ehe ich die Verwüstungen, welche die Mamelucken, ein brasilianisches Volk, einst in verschiedenen Flecken unserer Quaranier angerichtet haben, erzähle, muß ich einiges zum voraus erinnern. Die ersten Spanier, welche in Paraquay kamen, unterwarfen sich bloß die Gegenden und Völker, welche in der Nähe um die Flüsse Parana, und Paraquay herumlagen. Zu Eroberungen in der Ferne mangelte es ihnen wohl nicht an Muth, sondern an einer hinlänglichen Anzahl Truppen. Zum Christenthum wurden indessen nicht wenig Quaranier meistens durch Franziskaner bekehrt,





—

—



THE
[Illegible text block containing approximately 15 lines of text, likely a title page or introductory section.]

[Illegible text block containing approximately 10 lines of text, likely a continuation of the document.]





Man glaube nicht, daß die spanischen Schriftsteller die Brasilianer verläumdten, oder ihre Erzählungen übertreiben. Selbst der König in Portugall Joseph der I. gesteht in einem Edikte vom 6. Julius 1755, welches auch dem portugiesischen Gesetzbuche eingeschaltet worden ist, ausdrücklich, daß viele Millionen Indianer zu Grunde gegangen, und heut zu Tage in ganz Brasilien nur wenige Flecken, und in den Flecken nur wenige Indianer übrig sind. Die Ursache hievon sey, daß man sie den Gesetzen von Portugall zuwider als Leibeigene behandelt habe. Er erkläret daher die Indianer für frey mit dem Befehle die gefangenen Indianer wieder auf freyen Fuß zu setzen. Auch andere menschenfreundliche Könige von Spanien und Portugall hatten schon lange vorher durch wiederholte Verordnungen, und unter Bedrohung der geschärftesten Strafen verboten, die Indianer zu entführen, zu verkaufen, oder ihnen auf was immer für eine Art nachzusetzen. Viele Statthalter drangen auf die Beobachtung der königlichen Befehle; allein sie erreichten ihre Absicht nur sehr selten. Denn die unzähligen Unempfindlichen, welche aus der Dienstbarkeit der Indianer Vortheile ziehen, fragen wenig nach Wohlstand und Gewissen. Gewinn ist ihr Abgott. Ihr einziges Geschäft ist sich mit Hindansetzung der Gesetze Gottes und des Königs, den sie weit weg wissen, aus dem Elende der Indianer zu bereichern. Allein ihr Vermögen zerrinnt, wie sie täglich erfahren, auf eben die Art, wie es gewonnen wird, so daß die meisten ihren Erben nichts als die äußerste Armuth hinterlassen. Treffend und lebhaft hat ihre Unmenschlichkeit der wegen Befehrung unzähliger Wilden berühmte P. Anton Vieira, welcher lange Zeit königlicher Prediger in Lissabon, nachmals aber Missionär in Brasilien war, und 14 Bände von seinen Predigten herausgab, geschildert, als er, weil er die Indianer bei ihrer Freyheit

heit schützte, von ihren Verfolgern aus der Provinz Marañon vertrieben wurde, und sich deswegen vor dem königlichen Hof zu Lissabon beklagte. Diese seine Rede, die er im J. 1662 gehalten hat, findet sich im 4ten Bande seiner Werke, welche zu Lissabon im Jahre 1685 aufgelegt sind, und ist allerdings lesenswerth.

Weil man in Brasilien selbst auf die königlichen Befehle nicht achtete, so suchten auch die Päbste der abscheulichen Gewohnheit die Indianer wegzufangen, und zu quälen auf Ersuchen der Könige mit Drohungen und Strafen Einhalt zu thun. Paulus der III. Urban der VIII. und hauptsächlich Benedikt der XIV. thaten alle diejenigen in den Kirchenbann, welche Indianer zu Sklaven machen (dies sind die Worte der römischen Verordnung) kaufen oder verkaufen, vertauschen, verschenken, von Weib und Kindern trennen, anderswohin bringen und versenden, ihnen auf was immer für eine Art ihr Haab und Gut oder ihre Freyheit nehmen, sie in der Sklaverey behalten, oder denen, die solches thun, mit Rath oder That beystehen, Vorschub leisten, oder ihren Frevel begünstigen, oder denselben für erlaubt ausgeben, und auf solche Weise davon predigen, und überhaupt alle, die auf was immer für eine Art dabei mitwirken. Dieses Verbot belegt alle demselben Zuwiderhandelnden mit der Strafe des Kirchenbanns (*latae sententiae*) so, daß sie durch die That selbst ohne richterlichen Ausspruch von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen sind, und nur von den römischen Päbsten nach vorher geleisteter Genugthuung wieder in selbe aufgenommen werden können.— Zum Besten aller Indianer nicht nur derer, welche in Brasilien, Paraguay oder an dem Fluß de la Plata, sondern auch derer, welche in Ost- und Westindien sich aufhalten. Das ist der Sinn, und überhaupt genommen auch der wörtliche Inhalt der päpstlichen Verfügungen. Die Briefe Paulus des III.

an den Cardinal Tabera Erzbischof von Toledo sind vom 23. May 1537 gefertigt. Die Bulle Urban des VIII. vom 22. April 1639, welche mit dem Worte Commissum anfängt, wird nebst dem Schreiben des Staatsraths von Madrid, worinn auf die Vollziehung derselben gedrungen wird, in der Urschrift in dem Archive unseres vormaligen Collegiums S. Ignaz zu Buenos Ayres aufbewahret. Die Bulle *Immensae* von Benedikt dem XIV. an die Bischöfe von Brasilien und andern portugiesischen Provinzen findet sich in der Bullensammlung eben dieses Papstes im I. Th. 28 Kap. Auch an die Spanier schrieben Päbste und Könige um sie durch Drohungen und Ermahnungen von den Bedrückungen der Indianer abzuhalten. Denn auch sie stellten einst wie wohl weniger als andere den Indianern nach, und be- dienten sich ihrer den königlichen Befehlen zuwider als Leibeigener. Um diesen reichhaltigen Stoff nur ein wenig zu berühren, so wurde in der Stadt Santa Cruz de la Sierra öffentlich Indianermarkt gehalten, und die india- nische Mutter mit ihren Söhnchen, wie das Schaaf mit seinen Jungen verkauft. Die Einwohner derselben mach- ten vielmal's Jagd auf die Wilden, tödteten einige und ver- handelten die Ubrigen, entweder zu Haus oder in Peru. Es ist unglaublich, wie angelegen sie sich seyn ließen die Errichtung der Kolonien, welche der P. Joseph Arce und seine Mitgenossen für die Chiquiten, und andere Völker anlegten, zu hintertreiben, oder wenigstens ihren Fort- gang zu hemmen, weil sie befürchteten, es möchten ihnen der Indianer, die sie fangen und verkaufen könnten, zu wenig werden. Dieser Menschenhandel trug ihnen jähr- lich viele tausend Thaler ein; aber er schreckte auch die Wilden von der Annahme des Christenthums gänzlich ab; weil sie sahen, daß sie diese Annahme, und die Ausfö- hung mit den Spaniern um ihre Freyheit bringen, und Zeit ihres Lebens unglücklich machen würde. Endlich drohe.



—

—

—

1888

1888

1888

1888



ergießt, unermessliche Strecken Landes, und heißt bei den Quaranianern, die an demselben wohnen, auch noch ist durchgängig Parana. Dieses Wort bedeutet etwas mit dem Meere Verwandtes, oder Meerähnliches. Para bedeutet auf quaranisch vielfärbig. Weil also das Meer nach Verschiedenheit des Lichts, der Winde und Wellen von Weitem allerley Farben spielet, so geben ihm die Quaranier den Namen Para, noch öfters aber Paraquazu (etwas sehr vielfärbiges). Da nun der Fluß Parana sowohl wegen der unerhörten Breite seines Flußbeetes, als auch wegen des ungeheuren Schalles seines Gewässers alle übrigen ohne Vergleich übertrifft, und fast wie ein Meer aussieht, so erweisen sie ihm die Ehre einen Verwandten des Meeres zu heißen, denn das Wort ana bedeutet eine Verwandtschaft. Im Jahre 1509 entdeckte Joh. Diaz de Solis, auf seiner Herfahrt von Europa, denselben, und nannte ihn nach sich den Fluß Solis. Im Jahre 1527 legten ihm Sebastian Gabot und Didacus Garzia den Namen des Silberflusses bei, weil sie bei den indianischen Anwohnern desselben einige Silberplatten entdeckten, welche die Portugiesen aus Peru gebracht, und jene diesen abgenommen hatten. Die Spanier hingegen vermutheten, man habe sie aus dem Grunde des Flusses heraus, oder an dessen Ufern geholet. Allein seit 3 Jahrhunderten zeigt sich keine Spur mehr von einem Silber. So sind oft die prächtigsten Namen eine Wirkung blosser Meinungen und ungegründeter Muthmassungen. Dieser zwar silberleere aber grosse Fluß (vielleicht, und wie man daselbst durchgängig glaubt, der größte in der Welt) behält von seinem Ursprunge an auch heut zu Tage den Namen Parana, wiewohl sich eine Menge großer und kleiner Flüsse, deren aber keiner der Parana gleichkömmt, darein ergießen. Erst bei dem Muschelfluß (Las Conchas) das ist, 6 Meilen oberhalb Buenos Ayres, wo aus dem Wasser die grosse
Klippe

Klippe La punta gorda hervorraget, wird er von den Spaniern der Silberfluß genannt, nachdem er kurz vorher den Uruquay, und mit selbem den schwarzen Fluß auf der Seite gegen Osten zu eingenommen hatte. Durch so viel hinzugekommenes Gewässer verstärkt breitet er sich bei las Conchas beinahe auf 10 Meilen weit aus. Daher legen sich hier die Schiffe, welche den Paraquay und Parana herabkommen, vor Anker, werden ausgeladen, und nehmen wieder ihre Ladung zur Rückfahrt ein. Weiter können sich solche kleine Schiffe, so wie selbe von Assumption, Corrientes, und den quaranischen Flecken anlangen, ohne Gefahr nicht wagen.

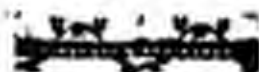
Ueber den Ursprung der Parana wird eben so sehr als über das Vaterland des Homer gestritten. Was man immer bisher davon geschrieben hat, ist eitel Muthmaßung und Hypothese. Die Spanier, welche sich zuerst Paraquay unterwerfen wollten, sind auf der Parana oder an ihren Ufern bei 500 Meilen weit aufwärts geangien, ohne doch zu ihrer Quelle gekommen zu seyn. Die Indianer in Brasilien halten für den Ursprung der Parana einen ungeheuren See, dessen Wasser sich aus den Gebirgen in Peru sammelt. Vielleicht ist dieß der See Lauricocha, der nahe bei der Stadt Quauuco ungefähr unter dem 11. Grade der Breite liegt. Aus gedachtem See leiten andere mit mehr Wahrscheinlichkeit den Amazonenfluß ab, ungeachtet viele Indianer denselben für die gemeinschaftliche Quelle sowohl dieses Flusses als auch der Parana ausgeben. Allein wer kann den Indianern etwas Zuverlässiges nachsagen? Es gibt so viele Flüsse, welche alle aus den Gebirgen von Peru ihren Ursprung nehmen, die da durch allerlei Krümmungen und Schlängengänge in einander laufen, und sich mit einander vermengen. Wer mag nun in diesem Gewirre der Flüsse die Parana mit Gewisheit heraus finden? Martin del Barco





strome von den nordöstlichen Gegenden an in seinem Laufe folgen.

Auf der Seite des westlichen Ufers der Parana fallen in selbe die Flüsse Ygayry, Ymuncina, Monicy Amambay; der Ygatimý, welcher Schiffe von mittlerer Größe trägt. Der Ygurey, und Yquairy; der Acaray ein ansehnlicher Fluß, wenigstens so groß wie die Donau bei Wien, vielleicht auch noch größer, denn am Gestade selbst habe ich ihn außer dem Zeitpunkte der Überschwemmung 6 Klafter tief befunden. Er ist ungemein breit, und fließt ganz unmerklich dahin. Er nimmt auch auf dem Wege bei 30 andere Flüsse von verschiedener Größe, über die ich oft gesetzt habe, zu sich, und würde ohne Zweifel auch für größere Schiffe zureichen, wenn nicht denselben hie und da Klippen im Wege stünden, deren Wegräumung eben so große Mühe nicht kosten würde, und die auch längst schon weggeräumt wären, wenn die Spanier den Nutzen der Schifffahrt besser einsähen. Denn der paraguayische Thee, welcher in den um diesen Fluß herumliegenden Wäldern häufig gesammelt wird, könnte auf demselben und der Parana mit vieler Zeit- und Kostenersparung bis nach Buenos Ayres geführt werden. Allein die Anwohner desselben sind taub bei allen Vorstellungen, und wollen lieber dürstig leben, als arbeiten. Ferners der Monday, welcher aus den Wäldern um Taruma bei dem Flecken S. Joachim, worinn ich so viele Jahre gewohnt habe, hervorquillt, und durch den Zufluß größerer Bäche als: des Yhù, Tarumà, Yuquiry, Quirahunquay, Cambay &c. dergestalt anwächst, daß man mit Booten, und selbst mit größeren Rähnen darauf herumfährt. Die Mamelucken sind einst in solchen, nachdem sie über die Parana gesetzt hatten, auf dem Monday bis zu unsern Quaraniern in den Flecken Jesus, welcher damals bei dem nahen Ybaroty erbauet wurde,



eingedrungen, und haben sie theils niedergemacht und theils gefangen weggeführt. Caapivary und Aguapey sind enge, aber tief, und den Schwimmenden der Wasserthiere wegen gefährlich. Der Yaquaró eine Art Seezieger, reißt oftmals die schwimmenden Pferde, und Maulthiere mit sich fort. — Endlich auch der Atingy. Alle die bisher angeführten Flüsse gehören in die Zahl der geringern, und unbedeutenden. Aber sobald man über den 27. Grad 43. N. der Breite, und 318. Gr. 57 N. der Länge hinaus und in die Gegend von Corrientes gekommen ist, dann halte man stille, und sehe sich aufmerksam um. Hier wird man gewahr werden, wie der grosse Paraquay, angewachsen durch eine Menge Flüsse, welche er in seinem Laufe aufnimmt, der noch größeren Parana zur Beute wird, und seinen bisherigen Namen ablegt. Denn das unermessliche Gewässer, welches sich aus dem Zusammenflusse so vieler Ströme auf einmal in einem und eben demselben Beete übereinander herwälzt, wird nun von keinem Menschen mehr Paraquay, sondern von Indianern und Spaniern Parana genannt, weil diese ungleich mehr als jener dazu hergießt. Allein auch in dem nämlichen Rinnsal zwischen einerlei Ufer laufen die Parana und der Paraquay lange mit einander ohne sich zu vermengen, als ob sich die hellen Fluthen der ersten des schlammigten Wassers des letzteren schämten. Wenigstens bleiben beide Flüsse bei 3 Meilen weit von einander geschieden, und unterscheiden sich an Farbe und Geschmack, wie man sich dessen sowohl durch die Augen als auch durch den Gaumen überzeugen kann. Aber wie das Beispiel der Kameraden ansteckend ist! Kurz, vorher floss die Parana nach Westen; so bald sie sich aber mit dem Paraquay vereinigt, ändert sie ihren Weg, und läuft gegen Süden willig der Mutter der Flüsse, dem Meere zu. In dem Flecken Franziskus Regis, welchen wir den Abiponern von der Klasse der Yaaucanigas gebauet haben, entdeckte

1000

1000

1000

1000



Feld und Wald überall unter Wasser gesetzt wird, und man nur schwimmend oder zu Schiffe, und keineswegs zu Fuß oder zu Pferd durchkommen kann. Die ganze Provinz westwärts der Parana hat Ueberfluß an allerlei hohen Erminnen zum Wagen- und Schiffbau, fetten Weiden, und theils ebenen, theils sanft erhobenen Feldern. Bei allem dem wird man daselbst beinahe keinen Platz entdecken, auf welchem Menschen wohnen, oder Flecken auf die Dauer gebauet werden könnten, weil man dort bald zuviel Wasser und bald gar keines, oder was eben so viel ist, saueres oder bitteres hat. Würde man an dem Ufer der Parana eine Kolonie bauen, so würde sie in der nächsten Uberschwemmung, welche sich zuweilen auf ein Paar Meilen erstreckt, ausgetränkt werden. Entfernte man sie aber 2 oder 3 Meilen von dem Gestade, so müßten Vieh und Menschen vor Durst umkommen. Denn die anderen Flüsse, welche alle der Parana zu eilen, sind so beschaffen, daß sie bei einem anhaltenden Regen aufschwellen, und die ganze Gegend in einen Morast verwandeln; und wenn es nicht regnet, austrocknen, oder ein Wasser mit sich führen, welches selbst das Vieh nicht trinken kann. Daher mußten wir in den Kolonien der Abiponern als S. Hieronymus, S. Ferdinand, S. Karolus, ob wir gleich Flüsse an der Hand hatten, stehendes, saures, schlammigtes, warmes und von Egein strotzendes Wasser trinken, aus einer Lache nämlich, in welche Pferde, Ochsen, Hunde und Schaafe getrieben wurden, und die sie daher oft verunreinigten. Sechs Jahre mußte ich mir den Durst damit löschen. Die Brunnen, welche man mit unglaublicher Mühe daselbst ausgrub, fielen entweder bei einem eingefallenen Regen gleich wieder zusammen, weil man sie mit keiner Mauer einfassen konnte, indem es wohl hundert Meilen herum keinen Stein giebt; oder sie gaben uns saures oder herbes Wasser.

Win.

1. *Содержание*
 2. *Введение*
 3. *Глава I. Общие сведения о предмете исследования*
 4. *Глава II. Методология исследования*
 5. *Глава III. Анализ существующих исследований*
 6. *Глава IV. Результаты исследования*
 7. *Глава V. Заключение*
 8. *Список литературы*
 9. *Приложение*
 10. *Сводная таблица*
 11. *Диаграмма*
 12. *График*
 13. *Таблица*
 14. *Схема*
 15. *Рисунок*
 16. *Формула*
 17. *Уравнение*
 18. *Программа*
 19. *Текст*
 20. *Ссылка*
 21. *Цитата*
 22. *Примечание*
 23. *Пояснение*
 24. *Комментарий*
 25. *Вывод*
 26. *Результат*
 27. *Наблюдение*
 28. *Измерение*
 29. *Описание*
 30. *Анализ*
 31. *Синтез*
 32. *Классификация*
 33. *Сравнение*
 34. *Контраст*
 35. *Анализ*
 36. *Синтез*
 37. *Классификация*
 38. *Сравнение*
 39. *Контраст*
 40. *Анализ*
 41. *Синтез*
 42. *Классификация*
 43. *Сравнение*
 44. *Контраст*
 45. *Анализ*
 46. *Синтез*
 47. *Классификация*
 48. *Сравнение*
 49. *Контраст*
 50. *Анализ*
 51. *Синтез*
 52. *Классификация*
 53. *Сравнение*
 54. *Контраст*
 55. *Анализ*
 56. *Синтез*
 57. *Классификация*
 58. *Сравнение*
 59. *Контраст*
 60. *Анализ*
 61. *Синтез*
 62. *Классификация*
 63. *Сравнение*
 64. *Контраст*
 65. *Анализ*
 66. *Синтез*
 67. *Классификация*
 68. *Сравнение*
 69. *Контраст*
 70. *Анализ*
 71. *Синтез*
 72. *Классификация*
 73. *Сравнение*
 74. *Контраст*
 75. *Анализ*
 76. *Синтез*
 77. *Классификация*
 78. *Сравнение*
 79. *Контраст*
 80. *Анализ*
 81. *Синтез*
 82. *Классификация*
 83. *Сравнение*
 84. *Контраст*
 85. *Анализ*
 86. *Синтез*
 87. *Классификация*
 88. *Сравнение*
 89. *Контраст*
 90. *Анализ*
 91. *Синтез*
 92. *Классификация*
 93. *Сравнение*
 94. *Контраст*
 95. *Анализ*
 96. *Синтез*
 97. *Классификация*
 98. *Сравнение*
 99. *Контраст*
 100. *Анализ*



Lanchas genannt, einem sicheren Ruheplatz an, und bähnet ihnen einen Weg zum Ufer. Diese letzteren werden auf diesem Fluß vielfältig gebraucht.

Bekanntere Flüsse, die ostwärts in die Parana laufen, sind von Mitternacht angefangen der Anemby, Paranapanè, Quibay, und Yquazu aus Brasilien, auf welchem einst die Mamalucken, in der Absicht Quaranier wegzufangen, angerückt kamen. Dieser Fluß ist nicht ganz unbeträchtlich und trägt auch größere Schiffe. Vier Meilen von dem Ufer der Parana sieht man einen Wasserfall, wo er bei 30 Ellen hoch mit einem fürchterlichen Geräusch stufenweise herabstürzt, und wobei wiederum so viel Wasser abpresset, daß auf diesem Orte stets ein schäumiger Dampf, wie eine Wolke, schwebet, dessen man allemal auf 4 Meilen gewahr wird. In der Nähe desselben sollen sich keine Fische des schrecklichen Getöses wegen aufhalten. Weil die Schiffe über diesen Wasserfall, den die Spanier Salto, die Quaranier aber Ytu nennen, (ein Wasser, welches über Felsensteine strömt) schlechterdings nicht hinaufkommen können, so müssen die Schiffer aussteigen, und den Kahn eine Weile mit den Händen nachziehen. Drei Meilen von dem Wasserfall ist der Fluß noch eine Meile breit. Hieraus kann man abnehmen, daß er den Namen Yquazu (eines großen Flusses) mit Recht führet. Der Ypirayty. Der Yabebiry, welcher bei den quaranischen Flecken S. Ignaz miti und Loreto vorbeifließt, und sehr schmal aber sehr tief ist. Die Flüsse S. Laurenz, S. Ambrosius, Rio de los Astores, S. Lucia. — Auf diesem letzteren schlichen sich die Payaguas, sehr grausame Raper, öfters herein, verwüsteten die Mageren der Spanier, und erschlugen die Einwohner. Der Fluß Corrientes gehört unter die mittelmäßigen. Er entspringet aus dem nahen See Yberà, welcher einst der See de los Caracaràs hieß, und bei 40 Meilen lang

lang aber von einer geringen und ungleichen Breite seyn soll. Die vielen Inseln dieses Sees dienen iht den aus den Flecken entflohenen Indianern zum Aufenthalt; Im vorigen Jahrhunderte sollen sich daselbst die Caracarás, ein indianisches Volk, das den Spaniern außerordentlich viel Schaden zufügte, aufgehalten haben. Die letzteren konnten ihnen lange Zeit nichts anhaben, bis sie endlich von einem Haufen Quaranier auf Befehl, und unter der Anführung des Statthalters von Buenos Ayres, Joh. de Garay angegriffen, und nach einer hartnäckigen Gegenwehre, indem sie Insel vor Insel vertheidigten, glücklich über den Haufen geworfen wurden, so, daß fast alle entweder getödtet oder gefangen worden sind. Man kann nicht bestimmen, ob dieser Sieg rühmlicher für die Quaranier oder für die Spanier zuträglicher gewesen ist. Die übrigen Flüsse, welche sich hier mit der Parana vermingen, heißen Quanquilaró, Espinoso, Alcaraz, Hernand Arias, Gardia, Rio de los Charruas, und Pacu. Allein alle diese bedeuten sehr wenig. Wir wollen zu etwas Wichtigern übergehn.

Wir haben des Orts erwähnt, wo der Uruquan, ein Fluß der ersten Größe, in die Parana fällt. Seinen Namen hat er von den Schnecken, welche größer als eine Faust sind, und von den Indianern in der Muschel gebraten, und geessen werden. Er entspringt, nach Bougainvilles Angabe, in dem Gebirge von Brasilien zwischen dem 25. und 26. Grad der Breite in der Capitainschaft S. Vinzenz, und läuft ungesehr 200 Meilen weit. Die vielen Klippen, mit denen er gleichsam besäet ist, und die Wassersfälle hindern die Schifffahrt, und machen sie selbst den Rähnen gefährlich. Der größte Wasserfall erstreckt sich bei dem quaranischen Flecken Yapeyú über den ganzen Fluß, so daß auch die Rähne, welche von Buenos Ayres anlangen, nicht hindüberkommen



können, sondern auf dem Rücken der Schiffer hinaufgebracht werden müssen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir ein bei den Indianern am Uruquay übliches Fahrzeug, welches auf spanisch Balsa heißt, beschreiben. Sie fügen nämlich zweien große, oft 70 Schuhe lange Rähne mittelst einiger Querstangen fest zusammen, und flechten darauf von Rohr eine Art von Fußboden, auf dessen Mitte sie ein Häuschen gleichfalls von Rohr und mit Ochsenhäuten bedeckt festmachen. Dieses Schiff wird nicht mit Segeln sondern mit Rudern sowohl auf- als abwärts sicherer als schnell getrieben: und fodert daher eine große Anzahl Ruderknechte zu seiner Bemannung. Am Fluß liegen überall Inseln herum, worauf man Palmbäume, Citronen- und Pfirsichbäume, kurz, Bäume von allen Arten; aber auch Lieger, Schlangen und andere reißende Thiere, nebst Wildprät in Menge antrifft. Die ungeheuren Felsenstücke, aus welchen dieser Wasserfall besteht, wurden einst durch Pulver in die Luft gesprengt; allein da die Bruchstücke in den Fluß zurückfielen, verlegten sie den Schiffen den Weg gänzlich. Solche Hilfsmittel sind oft schlimmer als das Uebel selbst.

Unter den Flüssen, welche der Uruquay auf der Seite gegen Westen zu einnimmt, sind die merkwürdigeren der wegen der Gränzstreitigkeiten zwischen den Portugiesen und Spaniern bekannte Piquiry, oder Pepiry, Quannubacà, und Acaranà; der Mborore, der bei den Quaranianern wegen ihres obgedachten wider die Mamelucken erfochtenen Sieges eben so berühmt ist, als es der See Thrasimenus und der Fluß Trebia durch die Niederlage, welche die Römer vom Hannibal erlitten haben, je geworden sind, wenn man anders kleine Begebenheiten durch große Beispiele erläutern darf. Ferners der Aquapey, und der Mirinay, welcher aus dem See Ybera hervorkommt. Ich muß hier einen Fehler rügen, der sich
in













100

100

100



ti und andern Spaniern auf Garandumbas nach Assumption gebracht. Eine Garandumba ist ein grosser aus einem einzigen Baume ausgehöhlter Kanot, auf dessen beiden Seiten man noch Bretter einfügert, um ihn zu erweitern. Weiters fliessen in den Paraguay die Flüsse: Tobaty, Caañabè, und der für mittlere Fahrzeuge zureichende Tebi-quary.

Durch die Vereinigung mit so vielen und so grossen Flüssen wächst der Paraguay zu so einer Grösse an, daß die Spanier auf eben den Schiffen, mit welchen sie von Kadix in die See stachen, und den Ocean durchsegelten, bis nach Assumption und noch weiter fahren konnten. Heut zu Tage waget es niemand mehr aus Besorgniß eines Schiffbruches. Der Fluß breitet sich so sehr aus, daß man oft gar kein Ufer, als ob man auf dem hohen Meere schiffte, erblicket. Er ist auch von vielen Inseln durchschnitten, und den Schiffen seiner vielen Klippen, Sandbänke und Würbel wegen gefährlich. Es würde eine unverzeihliche Unbehutsamkeit seyn denselben ohne einen des Klufes kundigen Schiffer, oder einen Lootsmann, zu befahren. Dieser Mann läßt sich sehr gut bezahlen. Er fährt in einem Kahn vor dem Schiffe voraus, und mißt stets die Tiefe des Wassers mit einem Senkbley. Des Nachts muß man in einem sicheren Ort Anker werfen. Nahet sich ein Sturm, so eilet man ängstlich nach einem Zufluchtsort. Allein oft bleibt das Schiff, aller angewandten Mühe unerachtet, auf einem Sandhaufen oder Furt, (ich rede aus eigener Erfahrung) sitzen. Die Schiffleute müssen es nun mit ihren Schultern wegheben, oder einen Theil der Waaren in einen Kahn hinüberladen. Denn die Meisten bes schweren des Gewinneshalber ihr Schiff dergestalt, daß es kaum zwey Handbreiten aus dem Wasser hervorraget. Sobald sich also ein Sturm erhebt, sobald dringt auch das Wasser in das Schiff. Dieß ist die Ursache, warum so
viele

1875

1875

1875

Bis sie mit einander ausmachen, was zu thun ist, geh das Fahrzeug unter.

Wenn man weiß, daß der Fluß Parana aus so vielen und so grossen Flüssen zusammengesetzt ist, wird man sich ohne Zweifel von seiner Breite einen Begriff machen können. Nun will ich das Vorzüglichste von seinen Merkwürdigkeiten erzählen. Vor allem aber muß ich des Wasserfalles oder des außerordentlichen Herabsturzes der Parana erwähnen, welchen die Spanier el salto grande nennen, und welcher unter dem 24. Gr. der Breite, und 325. der Länge in der Gegend der heut zu Tage zerstörten Stadt Quayra sich anhebt. Plinius hat viel von dem Fall des Nilus, und noch mehr Pomponius Mela vom Sturze des Araxes geschrieben; aber keiner von beiden kommt dem der Parana auch nur von Weitem gleich. Ich habe ihn selbst niemals gesehen. Ich bediene mich daher, um dieses Wunder der Natur zu schildern, der Worte des P. Jakob Ranconier eines Niederländers, welcher dasselbe im Namen des P. Nikolaus Duran unsers damaligen Provinzials in Paraquay in den jährlichen Berichten nach Rom im Jahr 1626 auf das Umständlichste beschrieben hat. Dieser hatte den Fall der Parana selbst, als er vermög seines Amtes die neuen Flecken der Quaranier in der Provinz Quayra besichtigte, gesehen und beobachtet: ich kann mich daher auf seine Worte so gut als auf meine Augen verlassen. Dieser Wasserfall, sagt er, ist unter allem, was man in dieser Provinz wunderbares antrifft, das Wunderbarste: und ich weiß nicht, ob es auf dem ganzen Erdkreis etwas giebt, welches mehr angestaunt zu werden verdiente. Ich habe diesen Gegenstand mit meinen Augen, und als ein wißbegieriger Wahrheitsforscher untersucht. Mit der heftigsten Gewalt schießt der Strom aus dem höchsten Felsengebirge durch einen Fall von 12 Meilen herab, und auf die Spizen ungeheurer und fürchterlich aussehender Klippen.

100

100

100













des gescheiterten Schiffes dienten den Quaraniern, von welchen einige Tausende im Jahre 1762 unter dem Petrus Zevallos die portugiesische Kolonie mit belagern halfen, Feuer anzumachen, und ihr Fleisch zu braten. Der beste, und, um es kurz zu sagen, der einzige Hafen an eben diesem Ufer ist Montevideo, welcher Ort von der Kolonie 30 Meilen, und eben so viele vom Meere weg liegt, und mit Batterien und einem Cittadelle, welche eine Besatzung von 500 Mann einnehmen kann, ansehnlich befestiget ist. Diese Rhyde ist von ihrer Mündung an beinahe anderthalb Meilen lang und fast rund. Das hohe Ufer und ein noch höherer Berg, den man auf 8 Meilen weit ausnimmt, bedeckt selbe wider alle Winde, den Sudwind ausgenommen, welcher hier besonders fürchterlich raset. Auch Kriegsschiffe könnten hier einlaufen, sie bleiben aber wie die Schweine im Schlamme sitzen. Die kleinen Kanincheninsel, La Isla de los Conejos, liegt an der Einfahrt in die Bay. Für die uermesslichen Kosten, welche der Madriderhof auf das Cittadel verwendet hat, ist dasselbe so klein, daß es eber einer Schanze gleichsieht. Von weitem kam es mir auf dem Schiffe wie ein Kalt-Ofen vor. Die Insel Maldonado liegt ungesehr 9 Meilen von der Mündung des Flusses und fast eben so weit von Montevideo weg, zwischen der Blumeninsel und der Insel der Seewölfe, fast in der Mitte. Schiffe von allerlei Art finden daselbst einen bequemen Ankerplatz, und Sicherheit wider den Sudostwind. Diese Bay hat der Statthalter P. Zevallos mit neuen Schanzen, so gut er konnte, befestiget. Nach dem Urtheile aller Sachverständigen könnte aus diesem Plage wegen seiner vortheilhaften Lage ein vortrefflicher Hafen gemacht werden, der für die Provinz von der äußersten Wichtigkeit seyn dürfte, wenn man anders der Natur durch Kunst zu Hilfe kommen wollte. Auf dem entgegengesetzten Ufer



1000

1000





que, wie es die Spanier nennen, welches mit Segeln und Rudern versehen war, und Kanonen nebst anderm Kriegsvorrath von Ladix gebracht hatte, verunglückte auf der englischen Sandbank im Jahre 1768. Kaum konnte sich noch die Besatzung in einer Chaluppe in der nahen Rucht Maldonado retten. Alte oder minder beträchtliche Schiffbrüche übergehe ich der Kürze halber. Bald hätte auch unser Schiff, auf dem wir von Lissabon kamen, die Anzahl der Verunglückten vergrößert. Ich werde die Veranlassung dazu ganz kurz erzählen.

Der Eigenthümer unseres Schiffes Felician Velho miethete in Portugall für vieles Geld einen Brasilier, dessen Vater ein Portugiese, die Mutter aber eine Schwarze war (man heist dergleichen Leute Mulaten.) Dieser gab sich für einen des Silberflusses Ründigen oder für einen Lootsmann aus, im Grunde aber wußte er von allem dem, was er hätte wissen sollen, nichts. Gleich bei der Einfahrt in den Fluß, wo ihm der Kapitän Joseph Carvalho de Pereira nach Schiffsgebrauch das Steuerruder übergab, weil er unser Schiff hätte führen sollen, machte der Dummkopf einen sehr grossen Fehler. Anstatt nach der Schifferregel das östliche Ufer stets im Gesichte zu behalten führte er das Schiff so weit westwärts, daß wir nichts mehr als Himmel und Wasser sahen. Als der Kapitän dieses bemerkte, sagte er zu ihm: Hörst du, du wirst noch mein Schiff vor Untergang der Sonne zu Grunde richten. Bald hätte diese Weissagung eingetroffen. Denn als ich mich Nachmittags gegen zwey Uhr auf den Rand des Schiffes lehnte, bemerkte ich und meine Mitgefährten, daß der Fluß an einem gewissen Orte ungewöhnliche Wellen warf. Ich entdeckte dem Kapitän meine Besorgniß, welcher sogleich mit der größten Eilsfertigkeit auf den Hauptmast hinaufkletterte. Er nahm gewahr, daß wir gerade auf die englische Sandbank hin-

segel.



the first of these is the fact that the
the second is the fact that the
the third is the fact that the
the fourth is the fact that the
the fifth is the fact that the
the sixth is the fact that the
the seventh is the fact that the
the eighth is the fact that the
the ninth is the fact that the
the tenth is the fact that the
the eleventh is the fact that the
the twelfth is the fact that the
the thirteenth is the fact that the
the fourteenth is the fact that the
the fifteenth is the fact that the
the sixteenth is the fact that the
the seventeenth is the fact that the
the eighteenth is the fact that the
the nineteenth is the fact that the
the twentieth is the fact that the
the twenty-first is the fact that the
the twenty-second is the fact that the
the twenty-third is the fact that the
the twenty-fourth is the fact that the
the twenty-fifth is the fact that the
the twenty-sixth is the fact that the
the twenty-seventh is the fact that the
the twenty-eighth is the fact that the
the twenty-ninth is the fact that the
the thirtieth is the fact that the
the thirty-first is the fact that the
the thirty-second is the fact that the
the thirty-third is the fact that the
the thirty-fourth is the fact that the
the thirty-fifth is the fact that the
the thirty-sixth is the fact that the
the thirty-seventh is the fact that the
the thirty-eighth is the fact that the
the thirty-ninth is the fact that the
the fortieth is the fact that the
the forty-first is the fact that the
the forty-second is the fact that the
the forty-third is the fact that the
the forty-fourth is the fact that the
the forty-fifth is the fact that the
the forty-sixth is the fact that the
the forty-seventh is the fact that the
the forty-eighth is the fact that the
the forty-ninth is the fact that the
the fiftieth is the fact that the
the fifty-first is the fact that the
the fifty-second is the fact that the
the fifty-third is the fact that the
the fifty-fourth is the fact that the
the fifty-fifth is the fact that the
the fifty-sixth is the fact that the
the fifty-seventh is the fact that the
the fifty-eighth is the fact that the
the fifty-ninth is the fact that the
the sixtieth is the fact that the
the sixty-first is the fact that the
the sixty-second is the fact that the
the sixty-third is the fact that the
the sixty-fourth is the fact that the
the sixty-fifth is the fact that the
the sixty-sixth is the fact that the
the sixty-seventh is the fact that the
the sixty-eighth is the fact that the
the sixty-ninth is the fact that the
the seventieth is the fact that the
the seventy-first is the fact that the
the seventy-second is the fact that the
the seventy-third is the fact that the
the seventy-fourth is the fact that the
the seventy-fifth is the fact that the
the seventy-sixth is the fact that the
the seventy-seventh is the fact that the
the seventy-eighth is the fact that the
the seventy-ninth is the fact that the
the eightieth is the fact that the
the eighty-first is the fact that the
the eighty-second is the fact that the
the eighty-third is the fact that the
the eighty-fourth is the fact that the
the eighty-fifth is the fact that the
the eighty-sixth is the fact that the
the eighty-seventh is the fact that the
the eighty-eighth is the fact that the
the eighty-ninth is the fact that the
the ninetieth is the fact that the
the ninety-first is the fact that the
the ninety-second is the fact that the
the ninety-third is the fact that the
the ninety-fourth is the fact that the
the ninety-fifth is the fact that the
the ninety-sixth is the fact that the
the ninety-seventh is the fact that the
the ninety-eighth is the fact that the
the ninety-ninth is the fact that the
the hundredth is the fact that the



nicht außer Gefahr. Es darf nur ein Sudwind toben, so wird Kunst, Wissenschaft, und die langwierigste Erfahrung der Gefahr nicht steuern können, und das Schiff auf Dörter hingerissen werden, wo die Schiffenden umkommen, oder wenigstens für ihr Leben zittern müssen. Im Jahre 1767 wurde ein Boot, das beste im Hafen von Buenos Ayres, welches gleichfalls von den äußersten Schiffen geführt worden war, von einem gewaltigen Sturme von Süden her an die Sandbänke geworfen, und wie eine Ruß durch den Boden durch in zween Theile gespalten. Zehn Jesuiten, welche nach Chili bestimmt waren, und verschiedene spanische Grenadiers ertranken; nur alle bis auf den Hauptmann und einen zehnjährigen Knaben, welche auf der jählings erwischten kleinen Chaluppe das andere von dem Orte des Schiffbruches wohl 10 Meilen entfernte Ufer glücklich erreichten. Alles staunte; aber keiner getraute sich die Schiffleute einer Unwissenheit oder eines Versehens zu beschuldigen; weil offenbar bloß das heftige bei der Nacht entstandene Ungewitter an dem Unglücke Schuld war. Aus den Seekarten und Schiffbüchern weiß man wohl, daß das nördliche Kinnal des Flusses enger und tiefer; das südliche hingegen seichter und weiter ist: man weiß, wo die englische und Ortiger Sandbank und die bekannten Klippen liegen; allein wer kann die neuen Untiefen, und Sandhaufen errathen, die der Fluß in jeder Überschwemmung, und das Meer durch sein ungestümmes Andringen in dem Fluß anzuschütten pflegen. Man entdecket sie zwar mittelst des Senkbleyes, aber meistens zu spät, wenn man ihnen nicht mehr entgegen kann, und die Fluthen Kunst und Arbeit vereiteln. Dieser Fluß wird also desto gefährlicher, je mehr er sich ausbreitet, und dem Meere nähert. Der Silberfluß ergießt sich in einer einzigen Mündung zwischen den Voraebirgen S. Maria, und S. Anton, welches letztere auch das weiße Vorgebirg (Cabo blanco) heißt, in das Meer

1888

1888

1888

1888

187

187



1875

1875

1875

de währte nicht lange, weil hierauf noch am nämlichen Tage alle die Fehler und Gefahren erfolgten, deren ich kurz vorher erwähnte. Man mag hieraus schließen, wie sehr auch die erfahrensten Seeleute die Breite des Silberflusses zu fürchten haben.

Betrachtet man den endlosen Schwall des Gewässers, welches der Silberfluß vor sich herwälzet, und seine wenigstens auf 60 Meilen sich erstreckende Breite, so würde mir niemand unrecht geben, wenn ich den Silberfluß allen Flüssen der alten und neuen Welt gleichstellte, und ihm in Ansehung der Größe selbst den Vorzug zuerkannte. Allein ich wage es nicht einen richterlichen Ausspruch hierüber zu fällen. Nichtsdestoweniger werde ich nie demjenigen Glauben beimessen können, was Gotthard Arthus von Danzig in seiner Geschichte von Ostindien vom Fluß Ganges schreibt. Diesen Fluß, sagt er, welcher auch in der h. Schrift Phison genennet wird, hält man für den größten in der Welt. Nach dem Zeugniß alter Geschichtschreiber ergießen sich in denselben nicht über dreißig Flüsse. Seine kleinste Breite geben sie auf 8000 Schritte, seine größte auf 20000, und seine kleinste Tiefe auf 100 Schuhe an. Hieraus erhellt, daß der Ganges wohl ein sehr grosser Fluß ist, aber mit nichten der größte in der Welt, indem Amerika noch weit größere Flüsse aufweisen kann. Der Euphrat, Indus, Nil, Araxes, die Donau, der Rhein, die Eiber, der Po, Guadalquivir, der Tago, der Dniester, und die Themse sind berühmt, aber bei weitem nicht so wasserreich, daß sie dem Silberfluß die Waage halten könnten. Doch wird noch mit Recht darüber gestritten, ob der Silberfluß, auch den übrigen Flüssen in Amerika überlegen ist.

Um den Vorrang mit der Parana streiten der Fluß Urinoco in Neugranada, und der Maragnon oder der
Ama:

1888

1888

1888



halten haben, den andern vorziehen, und gleichsam vergöttern. Wiewohl ich mehr als 20 Jahre in Paraguay zugebracht habe, so kam es mir doch nie in den Sinn, die Parana zur Königin unter den Flüssen vielleicht wider anderer ihren Willen zu erheben. Ich bin dem Silber- oder richtiger Rothflusse weiter nichts als mein Leben schuldig, daß er mir nicht genommen hat, als ich in seinem Schooße herum fuhr, und mich unversehrt aus seinen Fluthen wieder entkommen ließ, welches man die Wohlthat der Räuber nennen kann.

Engländer und Franzosen werden vielleicht dem Fluß des S. Laurentius in Kanada vor dem Silberfluß den Vorzug geben. Daß er ungeheuer groß ist, läugnet niemand. Er läuft außerordentlich weit. Sein Beet ist eines der breitesten und tiefesten so, daß er auch Schiffe vom ersten Range trägt. Bis nach Quebeck, das ist 120 Meilen vor seinem Ausflusse fahren die Kriegsschiffe; und von dort bis nach Montreal ungesehr 60 Meilen von Quebeck pflegen noch die größten Lastschiffe zu gehen. Allein darum übertrifft die Größe dieses Flusses die der Parana noch nicht. Auf diesem fährt man weiter. Die grossen spanischen Schiffe fuhren einst, so wie sie von Radix unter Segel giengen, bis nach Assumption hinaus, welches von der Mündung an bei 400 Meilen beträgt. Sie wagten sich sogar bis nach der Gegend von Candelaria, das von Assumption noch ungemein entlegen ist. Im Jahr 1753, da ich noch in Paraguay war, kamen die Spanier unter dem Emanuel de Flores, und die Portugiesen ihrer Gränzfreitigkeiten halber bis an den Fluß Jaurus, welcher unter dem 16 Gr. 25 N. der Süderbreite, und dem 320 Gr. 10 N. der Länge von der Insel Ferro an in den Paraguay fällt. Die Schiffe, deren sie sich hierzu bedienten, waren wie Seeschiffe gebaut, mit Segeln versehen, hatten Kanonen, Proviant auf mehrere Monate und Soldaten

daten



daten am Borde, und konnten folglich nicht so gar klein gewesen seyn. Dergleichen Schiffe (auf spanisch heißen sie lanchas) werden von den Spaniern zu Buenos Ayres auf dem Silberflusse vielfältig gebraucht, und selbst zu weilen auf dem hohen Meere, wenn die Reise nicht zu weit geht, und der Hafen nahen ist. Man mag von dem Silberflusse glauben, was man will. Die Parana ist nur eine Verwandte des Meeres, nicht die meinige: ich gewinne also und verliere dabei nichts. Mir ist bloß um die Wahrheit zu thun. Dieß ist der einzige Zweck, wor für ich schreibe. Man liest die ungereimtesten Märchen von diesem Flusse. So viele Irrthümer lassen sich nicht mit wenigen Worten widerlegen. Ich wollte daher lieber weilläufig als dunkel werden.

Raum erscholl der Name des Silberflusses in Europa, als die Spanier haufenweise in Paraquay liefen, um sich daraus statt der erwarteten Reichthümer den Bettelsstab zu holen. Paraquay ist von Chili, Peru und Quito umgeben, welche an Gold, Silber, Edelgesteinen, und anderen Kostbarkeiten einen Ueberfluß haben. Daß sich von allen dem in Paraquay nichts findet, wissen heut zu tage nicht nur die Eingebornen, sondern auch die Fremden. Man würde etwas finden, wenn man nachsuchte, möchte vielleicht jemand einwenden. Auch das ist mir nicht im geringsten wahrscheinlich. Ich kenne Spanier, welchen es weder an Kopf, noch an Spürkraft mangelt, die Schätze, wenn in dem Schooß der Erde welche verborgen lägen, auszuspiiren, und wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf, zu wittern. Weil man also bisher Gold und Silber theils gar nicht, und theils vergebens gesucht hat, so bin ich fest der Meinung, daß gar keines vorhanden seyn müsse. Je länger ich mich in Paraquay aufhielt, durch desto mehrere Beweise und Erfahrungen wurde ich in meiner Meinung bestärket. Wie
viel.



1875

1875

1875

1875



Spaniern, daß die Indianer einst vor der Ankunft der Spanier aus dem Gebirge um Rioja herum Gold ausgegraben hätten. Allein alle Bemühungen der Spanier, welche diesem edlen Metalle nachspürten, waren bisher immer fruchtlos. Daß man in dem Gebirge bei Montevideo zu unseren Zeiten Goldtheilchen entdeckt habe, versicherte mir selbst der Statthalter von Buenos Ayres Andonae-gui zu Anfange des Jahres 1749, als ich bei ihm speisete. Man berichtete auch die Entdeckung nach Jose Mas-drit, allein weder der Hof, noch Privatleute wollten sich an die Bearbeitung dieser Berge wagen, weil man sich wenig davon versprach, und vielleicht auf die ganze Sache nichts hielt. Jemand hatte auch ausgestreut, als ob man in dem kleinen Fläßchen Rosario, welches nahe bei der Stadt Montevideo vorbeifließt, einige Amethysten gefunden hätte. Meines Erachtens müßen es entweder bloß unächte, oder anderswohergebrachte gewesen seyn, denn man weiß nicht, daß noch von jemanden dergleichen Steine in diesem Flusse wären aufgesucht worden.

Die ersten spanischen Ankömmlinge hoßten in der Provinz Quayra, welche am meisten gegen Norden liegt, gegen Osten aber an Brasilien stößt, und von der Parana durchströmet wird, Gold, Silber und Edelgesteine die Menge anzutreffen. Sie schienen vergessen zu haben, daß nicht alles, was glänzt, Gold oder Diamant ist. An dem Ufer der Parana hat man einmal Steine gefunden, welche man Cocos de mina nennt. Sie sind manchmal rund, und manchmal eysförmig. Ihre Oberfläche ist wie bei gemeinen Steinen. rauh und hart, und von einer dunklen Farbe. An Größe gleichen sie einem Granatapfel, zuweilen auch dem Kopf eines Menschen. Unter ihrer Schale schließen sie eine Menge kleiner, vielfarbiger, und, nach dem Urtheile der Nichtkenner, kostbarer Steinchen ein. Diese glaubten an ihnen bald helles Crystall, bald Amethyste, Smar-



ragden ꝛc. zu sehen, allein ihre Augen täuschten sie. Kennen schätzen selbe den böhmischen Steinen gleich. Diese mit den kleinen Steinen beschwängerten Cocos de mina sollen mit einem jämmerlichen Knall gleich einem Kanonenschusse zerplagen, sobald ihre kostbare Frucht reif ist. Diese Gestalt und Eigenschaften leget ihnen das gemeine Volk bei, mit welchem Rechte weiß ich nicht: denn mir selbst ist auf meinen langwierigen Reisen, die ich durch einen grossen Theil von Paraguay, und besonders an dem Ufer der Parana gethan habe, wie wohl ich mich überall sehr aufmerksam umsah, kein solcher Stein zu Gesicht gekommen. Daß die Cocos de mina in anderen amerikanischen Provinzen, wo es ächte Edelgesteine giebt, einen Werth haben mögen, stelle ich nicht in Abrede; aber ich läugne zuversichtlich, daß sich noch jemals ein Paraguayer davon bereichert habe. Viele haben vielmehr bei ihrem Glauben an diese unächten Edelsteine, und der Hoffnung des Gewinns, die sie darauf gründeten, ihr ganzes Vermögen eingebüßet, wie man daselbst allgemein weiß. Die vormaligen Städte in Quayra Xerez, la Ciudad Real, und la Villa Rica, welche einst für die Quellen der Reichtümer und des Golds und Silbers gehalten wurden, waren der Sammelplatz der Dürstigkeit, und des Elendes. Der brennende Durst nach Gold, wie viele tausend Europäer hat er nicht in Paraguay um ihren Verstand gebracht! Tief in ihrer Seele hat die Meinung unausrottbare Wurzeln geschlagen, daß Paraguay Schätze besitze, aber bisher in dem Schoosse der Erde verborgen gehalten habe. Petrus Stephan de Avila Statthalter von Buenos Ayres schilderte Paraguay im J. 1637 in einem Schreiben an den König als ein gold- und silberreiches Land. Eben dieser Meinung war auch Ruiz Diaz Melgarejo der Erbauer der Stadt Villa rica. Allein Emanuel de Frias Tochtermann des Ruiz und nachmals Statthalter berichtete an
den



den König, daß Ruiz nach allem möglichen Nachsuchen keine Spur von einem Metalle habe entdecken können, und daß diejenigen, welche dem Madriderhose vorspiegelten, als ob es in Quayra Bergwerke gebe, aus einem tödtlichen Hasse gegen die Jesuiten bloß denselben Meider zu erwecken zur Absicht hätten. Solche Menschen verdienten als Verläumder keinen Glauben, und könnten überhaupt nicht als Zeugen gelten. Die Stadt Villa rica (die reiche Stadt) war nur dem Namen nach, oder in Erwartung ihrer Schätze reich, in der That niemals.

Da die Spanier in Paraguay, daß sie zu Fuße ausgingen, und mit Augen sahen, nirgends Gold, oder Silberminen entdeckten, so machten sie andern und sich selbst weiß, daß sich diese auf dem Grund und Boden der Quaranier, welche die Jesuiten in der Religion unterrichteten, befinden müßten. Diese grundlose Muthmaßung ist die Quelle, woraus so viele Verläumdungen und Lügen wider uns geflossen sind. Wirklich wurden selbe, weil das Falsche, nach der Bemerkung eines Weltweisen, oft wahrscheinlicher als die Wahrheit selbst aussieht, von vielen geglaubt, welche die Verläumder hätten bestrafen, wenigstens im Zaume halten sollen. Der Hof von Madrid sandte einst, nicht nur die Wünsche der Jesuiten, sondern auch ihre Bitte zu erfüllen, Leute aus, welche alle Spuren eines Bergwerkes genau untersuchen sollten. Diesen Auspürern wurde nun in einer Stadt ein entlaufener Quaranier zum Wegweiser mitgegeben, ein Mann von einem lockeren Charakter und feilen Gewissen. Von einem Feinde der Jesuiten durch Geschenke und Verheißungen bestochen gab der Schurke vor, die Goldaruben der Quaranier seyn in der Gegend um den Flecken Conception am Ufer des Uruguay. Er kenne diesen Ort sehr gut, allein derselbe sey wie eine Festung mit Schanzen, Kanonen, und einer zahlreichen Besatzung versehen. Dortbin

gieng also der Zug. Die Reisegesellschaft war nur noch wenige Meilen von den gerühmten Goldminen weg, als der indianische Betrüger aus Furcht vor der Strafe, die ihm die Lüge, welche in kurzem entdeckt werden sollte, zu ziehen würde, bei der Nacht entfloß. In dem Flecken Yapeyú ließ ihn unser Missionär selbst ergreifen, schließen, und unter einer hinlänglichen Bedeckung treulich und unverweilt an die Spanier abliefern, denen er entflohen war. Der Betrug in Ansehung der erdichteten Goldminen und Flussswerke war nun offenbar. Das Märchen und die Verläumdung standen in ihrer Blöße da. Die Spanier untersuchten alle Ecke und Winkel. Die Folge davon war, daß sie einmüthig und öffentlich eingestanden, daß dort weder ein Metall vorhanden ist, noch, nach der natürlichen Lage der Provinz zu urtheilen, daselbst erzeugt oder vermuthet werden könne. Dem Indianer kam seine Untreue theuer zu stehen. Die Spanier, welche die Jesuiten so zerlästert hatten, ließ der König als Verläumder, ihrer Güter und Ehre auf immer verlustig und zu allen königlichen Diensten unfähig erklären. Die Strenge dieses königlichen Ausspruchs schreckte zwar die Schmäher zurück: aber die lächerliche Meinung von den Gold- und Silberminen bei den Quaraniern verlor dadurch so wenig von ihrem Ansehen, daß sie sich sogar auf die leichtgläubigeren Europäer herüberpflanzte. Eben diesen Irrthum hegten auch einst die Portugiesen in Brasilien, welche unsern Missionären an dem Fluß Uruquay das Ansehen thaten: Ueberall, wo ihr hintretet, tretet ihr auf Gold. Bloss die Hoffnung Gold zu erhaschen war der Beweggrund des bekannten Statthalters von Rio Janeiro in Brasilien Gomez Freyre de Andrade, warum er dem Hofe von Lissabon die Kolonie S. Sacramento um die 7 Flecken am Uruquay zu vertauschen anrieth. Diese wollten die Spanier, nachdem sie, wie ich oben gesagt habe, die 32,000 Quaranier herausgetrieben hatten,

ten,

ten, wirklich, dem Vergleiche gemäß, an die Portugiesen übergeben; allein die letzteren nahmen sie nicht an. Unter anderen Ursachen dieser Weigerung gab man in Paraquay auch folgende an, daß die Portugiesen, welche während des Krieges die Ländereien am Uruquay genau in Augenschein genommen, und kennen gelernt hatten, keine Spur einer Gold- oder Silbermine auffinden konnten, da, wo sie sich vorher durch bloße Muthmassungen getäuscht goldene Berge hingeträumer hätten.

Oft habe ich über die Spanier gelacht, welche zuweilen zu uns in die Flecken der Quaranier kamen. Die gemeinsten Steine, die ihnen auf dem Wege aufstießen, hoben sie sorgfältig und mit einer inneren Freude auf, und trugen sie nach Verschiedenheit ihrer Farbe bald als Smaragden, bald als Amethysten, oder auch als Rubinen mit sich fort. Ich sagte ihnen oft, diese sonderbar aussehenden aber dennoch gemeinen Steine fänden sich an den Gestaden der Flüsse und auf den Strassen so häufig, daß man nicht nur Schiffe, sondern auch ganze Flotten damit beladen könnte. Allein dieses machte auf sie keinen Eindruck. Sie blieben dabei, daß alles, was sie bei den Quaraniern fänden, Gold oder Edelgestein seyn müsse. Von Goldschmieden und Juwelenhändlern müssen sie jämmerlich ausgezischt worden seyn. Legt aber die Einbildungskraft nicht jedem Spielwerke der Kinder einen Werth bei? Diamanten, wovon in ganz Paraquay keiner ist, hat die Verläumdung und der eingewurzelte Haß gegen die Jesuiten dem Lande der Quaranier so häufig angedichtet, daß selbst die öffentlichen Zeitungen dadurch hintergangen wurden. In einem solchen Blatt (Gazeta de Madrid) las ich einst unter der Aufschrift: London: Man schreibt aus Brasilien, daß die Jesuiten in Paraquay ihre Diamantengruben zu einem Grad der Vollkommenheit gebracht haben, daß zu befürchten steht, die brasilianischen Diamanten



werden im Preise fallen. Dieses Blatt gab ich dem Statthalter von Paraquay Karl Morphi aus Irland, der sich durch seine Tapferkeit und Kriegskenntnisse einen grossen Namen erworben hat, zu lesen, als er mich einst zu S. Joachim besuchte. Er las es laut, und lachte und ärgerte sich wechselweise darüber. Die herumstehenden Spanier und Offiziere, die in Paraquay geboren waren, und ihr Vaterland auf das genaueste kannten, glaubten, der Madriderzeitungsschreiber müsse dasselbe in Traume, oder in einem Anfall von Wahnsinn geschrieben haben: allein er ist bloß von unverschämten Lügnern ohne seine Schuld hinfertgegangen worden. Wie spizet sich meine Feder ihre Namen herzuschreiben! Es sind solche, die man nicht einer Lüge fähig halten sollte. Ich hätte mich gern viel Geld kosten lassen, wenn ich nur ein kleines Stückchen von einem Diamanten hätte austreiben können, um die Gläser zum verschiedenen Gebrauch in der Kirche zu schneiden. Allein ich konnte niemand finden, der einen verkaufte oder besäße. Ich mußte mich daher statt desselben mit einem Kiesel begnügen. Hieraus schliesse man, was von den Diamantengruben der Jesuiten zu halten sey. Sie haben bloß in den Schriften unserer Verläumder, und der Unwissenden existirt, in Paraquay niemals. Haben die Wilden bei der magallanischen Meerenge etwas Metall, so haben sie es aus dem Gebirge von Chili, wo man, wie jederman weiß, Metalle findet. Aber die Provinz Chili ist von Paraquay so sehr verschieden, als Oesterreich von dem angränzenden Ungarn. Dieses hat Gold und Silber in Ueberfluß, jenes keines von beiden. Die Portugiesen sammeln in Cuyaba, welches unter den 14. Gr. der mittägigen Breite, und dem 322. der Länge liegt, in Matogrosso und in der S. Rosaschanze (la Estacada) aus verschiedenen Flüssen Goldsand oder Goldkörnerchen. Die Spanier ließen es vor Alters geschehen; im letzten Friedensschluß aber bestätigten sie den Portugiesen ausdrücklich diese Freyheit. Denn
die



die letztern behaupteten immer, daß die gemeldeten Landschaften zu Brasilien gehören; die Spanier hingegen rechneten sie zu Paraguay oder Peru. Daß sich jemals ein Spanier oder Indianer die Mühe gegeben hätte, dergleichen Goldstinkerchen aus dem Sand der paraquayanischen Bäche herauszulesen, habe ich weder gesehen, noch gehört. Doch kann ich nicht bestimmen, ob dieses der Armuth der Bäche, oder der Trägheit der Paraquayaner zugeschrieben werden müsse: denn an den Portugiesen haben wir allemal in Amerika mehr Thätigkeit, aber auch mehr Habsucht bemerkt, welches kein Spanier läugnen wird.

Zur Bestätigung alles dessen, was ich über diese Materie geschrieben habe, scheint mir von einem besonderem Gewichte das Zeugniß des berühmten Bougainville zu seyn, welcher, wiewohl er seine Nachrichten von Paraguay von Feinden unserer Gesellschaft, wenigstens von solchen, die wir zu fürchten Ursache hatten, erhielt, dennoch ohne Bedenken frey und unverholen heraus sagt, daß diese Provinz weder Gold noch Silber hervorbringe. Da er so viele theils unrichtige, theils für uns unrühmliche Dinge, so wie man sie ihm weiß machte, niederschrieb, so zweifle ich nicht, daß er auch unserer Gold- und Silber-ader nicht erwähnt haben, wenn er davon nur im geringsten Wind gehabt hätte. Sein Stillschweigen muß in diesem Punkte meine Leser mehr überzeugen, als ich mit allen Künsten der Beredsamkeit thun könnte. Hierzu kommt noch ein anderer, eben so unumstößlicher Beweis, der auch dem stumpfsten Verstand einleuchten muß. Seit dem Jahr 1767 sind die Jesuiten von ihren für die Indianer erbauten, und unterhaltenen Flecken, Kollegien, und Meyereyen weg, und in ganz Europa zerstreuet. Alles wurde der Willkühr, den Augen und Händen der Spanier überlassen. Dreizehn Jahre sind bereits nach unserer Abreise verflossen. Gäbe es nun darinn irgend eine Goldmine, oder

Edelgesteine, so würden selbe wahrhaftig 'ihren scharfsichtigen Augen nicht entgangen, sondern von hundert Zeitungs-
schreibern in der Welt ausposaunet worden seyn. Allein
bis ist hat man keine Sylbe von Paraquay verbreitet.
Ich wenigstens, der ich fleißig allerlei Zeitungen lese,
habe bis auf diese Stunde nicht das Gerinaste das
von weder gelesen noch gehört. Mich wundert auch nicht,
daß so viele, die auf unser Vermögen gelauert, und uns-
ere Ehre geschändet haben, auch nach unserer Entfernung
nichts fanden: aber das wundert mich, daß sich kein Ehr-
vergessener gefunden hat, der uns so was nachsagte, nach-
dem man uns noch in unserer Abwesenheit so viel Uebels
theils aus Irrthum, und theils aus Neid aufgebürdet
hat. Um meine Leser von meiner Aufrichtigkeit zu über-
führen, werde ich denselben alles getreulich mittheilen,
was mir von Paraquay's Produkten bekannt ist. Man
wird nicht ohne zu lachen innen werden, welche Schätze
die Natur hier vergrub.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts brachte
der P. Natou Sepp aus Tyrol ein altväterischer, aber
rechtschaffener, und in der Musik trefflich bewandter
Mann, der sich besonders um die Quaranier verdient ge-
macht hat, aus den Steinen Ytacurü, welche in den
Feldern allenthalben herumliegen, mittelst des bestigsten
24 Stunden in einem fortunterhaltenen Feuers etwas Ei-
sen heraus. Allein beinahe niemand machte es ihm nach:
denn das bißchen Eisen ersetzte bei weiten die außerordentli-
che Mühe und das viele Holz nicht, das man darauf
verwenden mußte. Diese Steine sind aus den kleinsten
Steinchen zusammengesetzt, dunkelbraun und mit schwarzen Punk-
ten besprenkt. In unseren Zeiten wurde etwas mehr Ei-
sen auf spanischen Schiffen hineingebracht; allein der Preis
desselben ist noch heut zu Tage entsetzlich hoch. Eine Art
von Rhyermärktischen oder schwedischen Eisen kostet 4 deutsche
Gul.





Tafanz einst mit meinen Ordensgenossen dahin geschicket wurde, erzählte man mir, daß der Donner wenige Monate vorher in die Eisenkammer eingeschlagen hatte, wo man nämlich die Aexte, Sägen, und andere Schmiedswerkzeuge hinlegte. Alles dieses bekam durch den Donner eine magnetische Kraft, so daß es Nadeln, und was sonst noch von Eisen ist, mit Gewalt an sich zog. Dieß ist auch sehr begreiflich; denn der Donner sammelte sich aus dem in dem dortigen Gebirge mit häufigen Magnettheilchen geschwängerten Dünsten; und erhielt dadurch magnetische Eigenschaften. Diese sollen auch anderen Blitzstrahlen in Europa eigen seyn. Ich lasse alles das der Untersuchung der Naturforscher über.

In den Gebirgen von Corduba gräbt man zuweilen den Talco aus, welcher auf latein Lapis specularis, oder Lunaris, auf griechisch Aphoselenium oder Selebites, auf deutsch aber Frauenglas heißt. Um mit einem Messer seine Häutchen von einander ablösen zu können, muß man ihn in Wasser einweichen. Bei einem mäßigen Feuer nimmt er die Weiche des Papiers, und die Farbe des Silbers an. Man schneidet Bilder, und andere Figuren daraus um arme Kirchen damit auszukuzieren. Unter den vielen Blättchen, welche man von diesem Steine abschälet, findet man wenig ganz reine und durchsichtige; die meisten haben theils schwarze, theils dunkelbraune Fleckchen. Die besseren braucht man zu Fenstern und Laternen statt des Glases, welches im J. 1748, als ich in Paraquay kam, äußerst selten, und theuer war. In den vornehmsten Kollegien der Provinz, und den Flecken der Quaranier fand ich nicht ein einziges Glassenster. Alle Leute machten sich ihre Fenster aus Talco (welches aber wegen seiner Seltenheit nicht sehr oft geschah) Papier oder Leinwand. Allein sie mußten, weil jeder Regen oder heftiger Wind dasselbe einreißt, beständig daran flicken. In den letzten
Jahr

1000

1000





nen Gebrauch, auch schätzt man selbe nicht so hoch, wie in Europa, weil sie hier zu Lande etwas sehr gemeines, und alltägliches sind. So sehr kommt es überall beim Werth und der Bewunderung der Dinge auf ihre Seltenheit, und fremde Herkunft an. Als ich einst aus dem Flecken S. Joachim durch die Gegend von Urucutuy eine Reise machte, so fand ich auf einem kleinen Hügel, den ich um die Gegend zu übersehen mit den Quaraniern zu Fuße bestiegen hatte, auf der Oberfläche der Erde überall Steine von gemeiner Art, verschiedener Größe, aber einerlei Figur herumliegen. Sie stellten einen Mund, eine Nase, und zwey Augen, kurz ein menschliches Gesicht nicht unkenntlich vor. Das Sonderbare dieser Entdeckung machte uns anfangs lachen, nachher aber setzte sie uns in Verwunderung. Ich zweifelte gar nicht, daß die Steine durch die Gewalt des herabgefallenen Regens also ausgehöhlet worden sind. Worüber ich mich aber wunderte, war, daß sie gerade dadurch die Gestalt eines menschlichen Gesichts angenommen haben, welches ich sonst nirgends, als an diesem Orte beobachtete. Sogleich schöpften die Indianer demselben einen Namen, und nannten ihn Ytá robá, Gesichtsteine. Rothe, schwarze, feuerträchtige, folglich gute Flintensteine sind besonders am Uraquay sehr häufig. Allein man hat keine Werkzeuge sie zu spalten, und für Flinten zurecht zu machen. Ob Paraquay auch Alaun, Schwefel und Quecksilber hervorbringe, weiß ich nicht. Salpeter schießt auf verschiedenen Feldern sehr häufig an, besonders, wo es Palmbäume von der Art der Caranday giebt. Das von ihren Blättern herabfallende Regenwasser scheint wegen der darauf angenommenen Salzigkeit der Saame des Salpeters zu seyn. In einigen Seen setzt sich bei anhaltender Trockenheit Salz zusammen. An anderen Orten wird aus dem gesammelten Salpeter in irdenen Töpfen Salz gekochet. In dem Lande der Quaranier giebt es gar keines, sondern dasselbe muß von den
Golds

Kolonien der Spanier sehr weit und mit grossen Kosten dahin gebracht werden. Die Schildkröten, wovon in den Flüssen, Bächen, und bei den Chiquiten auch in den Wäldern alles voll ist, sind nicht von der Art derjenigen, deren Gehäus bei den Europäern einen so grossen Werth hat, und verarbeitet wird. Spanische Rohre, wie sie die Deutschen, oder indianische, wie sie die Spanier nennen, und welche zu Stöcken gebraucht werden, kennt man in Paraquay nicht, ob man gleich daselbst Rohre von verschiedener Gestalt und Grösze hat.

Aber wozu die Erzählungen aller dieser Kleinigkeiten? Blos um meine Leser von meiner Aufrichtigkeit, und Begierde alles anzufagen, was Paraquay erzeugt, zu überführen. Unvernunft, oder Unverschämtheit würde es verathen, wenn man mir als einem Augenzeugen weniger Glauben beimessen wollte, als den elenden Brochüren, deren Verfasser theils aus Unwissenheit, und theils aus anderen Ursachen Paraquay zum Magazin von Gold, Silber und Edelgesteinen lügen. Viele haben sich geirret, die selbst in Paraquay von Paraquay geschrieben haben. Sie eignen diesem Lande Schätze zu, nicht weil sie die Provinz wirklich besitzt, sondern weil sie selbe in das von Mineralien ganz entblösste Land hineingeträumet haben. Ein Blinder träumte, er sehe, sagt ein spanisches Sprichwort, und er träumte, was er wünschte. *El ciego Soñaba, que veia, y Soñaba lo, que queria.* Hierunter ist Martin del Barco Erzdiacon von Buenos Ayres zu zählen, welcher im vorigen Jahrhundert in seinem Gedichte, *Argentina y conquista del rio de la plata*, nebst anderen Märchen auch folgendes in spanische Reime gebracht hat, daß nämlich in einem See in der Gegend, wo icht die Abiponer sich aufhalten, Edelgesteine erzeugt würden. Ich habe die ältesten, erfahrensten, und redlichsten unter den Indianern, die dort herum geböhren waren, und viele Jahre in diesen Gegenden



Gegenden gewohnt hatten, hierüber befragt. Allein sie antworteten mir einstimmig, daß sie in ihrem Leben keine Edelgesteine gesehen, auch von ihren Vätern nie so was gehört hatten. Da diese Wilden, um sich zu schmücken, Hals, Arme und Baden, mit Glasfugeln, die aus Europa hineinkommen, andern Scheibchen, die sie sich aus den Schneckenhäusern bereiten, den Saamenkörnern von allerlei Früchten, Nüssen, Klauen von Vögeln und anderen solchen Spielwerken täglich behängen, so würden sie ohne Zweifel nicht eben so brennendem Verlangen nach den Edelsteinen gegeist haben, weil sie von Natur hellleuchtend sind, wenn sie ihnen unter die Augen, oder unter die Hände gekommen wären. Wir rechnen daher diesen edelgesteineträchtigen See ohne Bedenken in die Klasse der Hirugespinste; denn aus der Klasse der Geschichten ist er schon lange von allen Vernünftigen ausgemerzet worden. Wie läppisch aberglaubisch, und dumm argwöhnisch selbst die Einwohner in Aufsehung alles dessen, was wie Metall ausseh, gewesen sind, kann man aus den Worten des P. Nikolaus Duran, welcher, nachdem er als Provinzial die neuen Klecken der Quaranter in Quayra (sie sind jetzt alle portugiesisch) bereiset hatte, als ein Augenzeuge folgendes erzählt: Dort, sagt er, sieht man einen ungeheueren Felsen, von welchem sich das Gerücht bis zu uns verbreitet hat, und den man im entgegengesetzten Verstande den armen nennet; weil ihn alle für die reichste Goldgrube halten, und ihn beinahe ganz aus diesem Metalle bestehen lassen. Dieser Fels sieht recht abentheuerlich aus, hat allerlei Farben, und schimmert so sehr, daß er die Sonnenstrahlen wie ein Spiegel zurück wirft: Daher ihn auch alle Statthalter und Soldaten in diesen Gegenden für ein sehr kostbares Metall halten. Sie zeigen ein außerordentliches Verlangen diesen Felsen aufzusuchen; allein die Furcht umzukommen, oder zu

1875

1875

1875



1888

1888

1888

sich daher wider die Religion und die Freundschaft der Spanier, welche immer die Dienstbarkeit zur Folge gehabt hätte, aus allen Kräften gestreuet haben. Wir hätten folglich auch nie so viele tausend Wilde zu unserm Glauben bekehret, also zwar, daß ich den Mangel der Bergwerke, oder ihre Nichtentdeckung für eine Wohlthat der Vorsicht, und für ein Glück der Provinz Paraguay halte.

Wenn gleich Paraguay keine Metalle besitzt, oder wenigstens keine noch darinn entdeckt worden sind, so würde man dennoch unrecht daran seyn, wenn man sich diese Provinz als ein armes und mühseliges Land vorstellte. Sie hat Ueberfluß an allem, was man zum Unterhalt des Lebens braucht, und besonders an Vieh von aller Art. Man wird nicht leicht ein Land in der Welt antreffen, worinn so viele und so zahlreiche Heerden Ochsen, Pferde, Maulthiere und Schaafse auf den Wiesen zusammen weideten. Von allen diesen Gattungen wurden anfangs in Paraguay von den ersten Spaniern, welche dahin kamen, nur etwelche Stücke gebracht. Sie haben sich aber seit dem theils wegen der schönen Wiesen, und theils weil sie das ganze Jahr hindurch Tag und Nacht auf ihrer Weide bleiben können, ins Unglaubliche vermehret. Besonders übersteigt der schnelle Anwachs des Hornviehes alle Begriffe der Europäer. Vor 50 Jahren wimmelte auf dem flachen Lande alles von so vielen Ochsen, die einem jedem gehörten, der sich selbe zueignete, daß sich die Reisenden durch selbe, weil sie sich auf dem Wege blustellten, und mit ihren Hörnern jenen den Durchgang verwehren wollten, mittelst vorausgeschickter Reuter, eine Oeffnung machen lassen mußten. Man darf sich daher nicht wundern, daß ein ansehnlicher Ochse dazumal durchgängig 5 Groschen oder einen Real de plata galt, wie man aus den alten Rechnungen ersieht.

Der

Der aus Holz prächtig geschnitzte Hochaltar zu S. Borgia am Uruquay (ich habe ihn selbst gesehen) soll ohne Vergoldung 30000 Ochsen gekostet haben. Er war ein Werk der Quaranier aus dem Flecken Loreto, welche unser Bruder Prasanelli von Rom ein vortrefflicher Bildhauer in seiner Kunst unterrichtet hat. Ein jeder Spanier, der seine Meyerey vergrößern wollte, miethete sich für wenige Ellen Zeug, oder Kotton etliche Reuter, welche ihm innerhalb wenig Wochen Kühe und Stiere zu zehn tausend und noch mehr zusammen trieben. Man wird vermuthlich wissen wollen, wie die Ochsen in Paraguay aussehen; denn ich bin öfters darüber befraget worden. An Größe kommen sie den ungarischen gleich, sie sind aber stärker vom Leibe, und von allerley Farben. Den Kopf tragen sie wie die Hirschen mit einem gewissen wilden Troß aufrecht, auch laufen sie beynabe eben so schnell. Wenn die Weide nicht bey einer lang anhaltenden Trockenheit ausdorret, so erhält man von einem jeden geschlachteten Ochsen außer einer Menge Unschlitt so viele Fette, daß oft zweyn starke Männer selbe nicht wegtragen können. Die Rindsfette vertritt in der Küche gemeiniglich die Stelle des Schmalzes; denn die Kühe werden wegen ihrer Wildheit nur sehr selten gemolken. Sie zu zähmen ist ein langwährißes und mühsames Geschäft, und daher den trägen Indianern und Spaniern unausstehlich. Die einheimischen geben nur in Gegenwart des Kalbes, und wenn man ihnen die Füße bindet, Milch. Untertags läßt man sie mit ihren Kälbern auf die Weide; auf den Abend aber kehren sie wieder selbst nach Haus, doch sündert man die Kälber des Nachts, damit sie ihnen nicht die Euter austrinken, von ihnen ab. Daher kommt es, daß man in Paraguay von Milch und Käse nur sehr wenig, und von Butter beynabe gar nichts ist. Ein Fischer und eine Schlachtbank sind zwey

Wörter, welche der Quaranier nicht kennt. Jeder schlachtet sich seine Ochsen nach Belieben. Die Armen kaufen sich hier nicht, wie in Europa, nur einige Pfunde Fleisch, sondern ganze Vierteltheile von Ochsen; aber meistens erhalten sie selbe von den Vermöglicheren umsonst. Auch dem wüthendsten Stier können zween oder drey Jünglinge das Leben nehmen. Einer wirft ihm um die Hörner einen ledernen Strick; der andere einen um die hinteren Füße, schneidet ihm hierauf eine Sehne ab, springet ihm auf den Rücken, und sticht ihm das nächste, beste Messer in den Nacken. So fällt der Ochs auf einen Stich zusammen. Erst jüngsthin habe ich gehöret, daß dieser Brauch in Sicilien, wo ihn die Spanier eingeführet haben, noch währe.

Die Ochsenhaut, welche vom Kopf bis auf den Schwanz 3 Ellen mißt, und von den Spaniern das gesetz- oder vorschriftmäßige Leder (*un cuero de ley*) genennet wird, kaufen die Handelsleute durchgängig für 6 Gulden unserer Währung, da doch der ganze Ochs lebendig bey den Spaniern nur auf 4, und bey den Quaranien gar nur auf zween Gulden zu stehen kömmt. Nämlich die Mühe, welche die noch rohen Häute kosten, erhöht ihren Preis. Um sie zu trocknen, muß man sie mit hölzernen Nägeln auf der Erde fleißig ausspannen, und in einem bedecktem Orte, wo aber die Luft frey durchstreichen kann, damit sie nicht von den Motten angefressen werden, und ihre Haare verlieren, mit aller Vorsicht aufbewahren. Alle drey, wenigstens alle 8 Tage muß der Staub als der Ursprung der Motten sorgfältig ausgeklopset werden. Wird diese Arbeit einige Monate lang, nämlich bis man einige tausend Häute mit einander verkauft, fortgesetzt, so halten die spanischen Käufer sehr viel darauf. Es ist unglaublich mit welchen Kunstvorthellen und mit welchem Fleiße einige die frischen



und Niedermäkelung ein ganzes Jahrhundert fortsetzte, so wurden die Wiesen völlig ausgelceret. Nun giebt es keine der herrenlosen und unzähligen Gemeinheerden (Las Vaquerias) mehr. Wer einen Ochsen oder 10000 Ochsen fieng, besaß sie mit Recht, und kein Mensch setzte sich dawider. Die Habichtigen richteten damals ihr Augenmerk bloß auf den gegenwärtigen Gewinn, den ihnen der Lederhandel einbrachte, und ließen sich dadurch so sehr verblenden, daß sie die Nachtheile nicht sahen, die daraus für ihre Nachkommen entstanden sind. Bloß der Größe der Felder, und der Fruchtbarkeit des Erdreichs muß die grosse Menge Hornvieh, welche sich noch bis jetzt in den paraquayischen Meyereyen erhalten hat, und in deren Anschung Europa Paraguay nur beneiden, nie aber erreichen kann, zugeschrieben werden. Daß bei den Spaniern noch ikt ein Ochs 4, und bei den Quaranianern nur 2 Gulden gilt, habe ich anderswo gesagt. Die ersten Jahre, die ich bei ihnen war, wurde einer meistens für einen Gulden hingegeben. Da die Anzahl derselben sich immer verminderte, so mußten sie natürlich im Preise steigen. Ich kenne Spanier, welche bei 100000 Ochsen auf ihren Meyereyen zählen. Der Flecken Yapeyu zu den h. 3 Königen besitzt bei 500000; S. Michael noch mehr. Hierbei ist aber kein Ueberfluß. Um den Magen von 7000 Quaranianern (so viele Einwohner zählt ungefehr dieser Flecken) auszufüllen, werden täglich wenigstens 40 Ochsen geschlachtet, wovon man einem jeden abends eine grosse Portion abreicht. Hierzu rechnen man die Ochsen, welche von den Indianern, in dem Flecken oder auf den Meyereyen heimlich abacthan, von den herumschwärmenden feindselig gesinnten Wilden erschlagen, und von den Waldhunden, Liegern und Wärmern, die sich gemeiniglich an dem Nabel des Kalbes ansetzen, aufgezehret werden. Der Flecken Caàzapà, welcher unter der Aufsicht der Franziskaner steht, erzielet,

wie



wie ich schon an einem andern Ort gesagt habe, in seinen Meyerereyen jährlich bei 20000 Kälber. Jedes Rauffahrthenschiff nimmt 30 manchmal auch 40000 Ochsenhäute nach Europa mit. Wer mag das Leder von den tausenden berechnen, welches täglich zu Stricken, Zäunen, Häusern, Kisten, Sätteln etc. zum Einmachen des paraquayischen Thees, Tobacks, Zuckers, Getreides, der Baumwolle, und anderer Dinge verwendet wird. Der spanische Pöbel breitet sich statt des Beths eine Ochsenhaut auf die Erde um des Nachts darauf ruhen zu können, so wie alle Negersklaven thun. Ich gebe alles dieses einzelnweise durch, um meine Leser im Stand zu setzen, von der Menge der Ochsenhäute auf die Menge des Hornviehes einen Schluß zu machen. Rindfleisch ist die vorzüglichste, tägliche und oft einzige Nahrung der gemeinen Paraquayer. Nicht nur allein viele Spanier, sondern auch viele Indianer endigen ihre Tage, ohne ein Brod aus Getreide jemals gekostet zu haben. An vielen Orten mangelt es an einem Getreideboden, an dem meisten aber den Einwohnern an Geduld das Getreide auszusäen und zu mahlen. Türkisches Korn, Erdäpfel, von allerley Farbe und Geschmack, Mandioca (die Wurzel eines Baums) verschiedene Bohnen, Johannesbrod u.d.g. dienen ihnen manchmal statt des Brods und Zuckerwerkes. Da es den meisten Paraquayern an diesen Nahrungsmitteln fehlet, so muß selbe das Rindfleisch ersetzen, welches zuweilen gesotten, meistens gebraten, und nur sehr selten gesalzen gegessen wird. Von einer Portion, woran ein Europäer ersticken müßte, wird ein Amerikaner kaum zur Hälfte satt. Ein kleines Kalb verzehrt ein Quaranier in wenigen Stunden. Dieß ist eben so gewiß, als es den Europäern ungläublich vorkommen dürfte. Welcher Paraquayer wird nicht aus vollem Halse lachen, wenn er bei dem berühmten Robertson, vermuthlich weil man ihn unrecht berichtet hat, in seiner Geschichte von Ame-



rika liest: Die Amerikaner haben einen schlappen Magen, und wenig Eßlust. Er hätte sagen sollen: Sie sind unersättlich gefräßig, und allzeit heißhungerig. Ovid scheint von den Indianern in Amerika zu reden, da er im 8. B. seiner Verwandlungen sagt:

„Kaum erwacht er, so tobt in seinem hungrigen Schlunde, und in den unermesslichen Eingeweiden eine rasende Fraßgier. Auf der Stelle fordert er der Erde, der Luft und dem Meere ihre Erzeugnisse ab. Mitten im festlichsten Schmause plagt er über Mangel; mästet sich mit Leckerbißchen, und sehnt sich nach neuen. Woran einer Stadt, einem ganzen Volke genüge, erkletzt ihm allein nicht. Seine Freßlust wächst, so wie er seinen Wanst anpfropfet.“ *)

Ich glaube hier keinen Dichter zu hören, sondern die unersättliche Gefräßigkeit der Amerikaner in einem Bilde zu sehen; so treffend ist sie geschildert. Ehe der Indianer schlafen geht, setzt er sein Fleisch, wenn er eines hat, zum Feuer, damit er es bei seinem Aufwachen gebraten finde, und verzehren könne. Geht ihm sein Proviant nicht aus, so wird die Sonne sowohl bei ihrem Auf- als Niedergang seine Zähne beschäftigt, und seinen Mund voll finden, ohne daß ihn der Appetit je-

*) Vt vero est expulsa quies, furit ardor edendi,
Perque avidas fauces, immensaue viscera regnat.
Nec mora, quod pontus, quod terra, quod educat aer,
Poscit et appositis queritur jejunia mensis
Inque epulis epulas quaerit, quodque urbibus esso
Quodque satis poterat populo, non sufficit uni,
Plusque cupit, quo plura suum demittit in al-
vum. *Metamorphos.* 8.





setzen. Diese Nahrung scheint gleichfalls zur Erhaltung des Magens, und zur Besehung der Eblust nicht wenig beizutragen.

Paraguay bringt nicht nur Ochsen, sondern auch Pferde in unendlicher Menge hervor. Die letzteren stammen alle von den sieben Pferden ab, welche die ersten Spanier in dieses Land gebracht haben. Die ganze Ebene, welche sich vom Silberflusse an auf 200 Meilen weit ringsumher erstreckt, ist ganz mit herumwirrenden Pferden bedeckt, von welchen man so viele nehmen, und sich zueignen kann, als man will. Etliche Reuter bringen in wenig Tagen viele tausend Pferde nach Hause. Diese Pferd Jagd wird nicht auf einerlei Weise unternommen. Bisweilen werfen sie einzelnen Pferden, welche ihnen am meisten gefallen, einen ledernen Strick um. Allein auf solche Art fängt man, wie die, welche mit der Angel fischen, in langer Zeit nur sehr wenige. Andere machen es wie die Fischer, welche Netze auswerfen, und umzäunen das Feld trichterförmig, wobei sie doch eine überausgrosse Oeffnung lassen. Durch diese jagen sie die Pferde, welche sie von den übrigen wegtreiben, schaarenweise hinein, schließen sie hernach zu, und lassen ihre Gefangenen eine Zeitlang Hunger und Durst leiden. Dadurch werden sie geschmeidiger, und lassen sich hernach unter den zahmen Pferden ohne Mühe überall hintreiben, wohin man will. Bisweilen brennt man auch eine Strecke Feldes ab. Sobald nun das junge Gras hervorschießt, kommen die Pferde begierig und haufenweise herzugehau, und werden von den Jägern von allen Seiten umgeben, und weggeführt. Einige schneiden auch den Stutten, um sie hinken zu machen, und ihnen das Entlaufen zu verleiden, in die Sehne des Hinterfußes. Denn das Hinken hindert sie nicht trüchtig zu werden, als wozu sie allein bestimmt sind. Ein solches vom Fel-

de



de gebrachtes Pferd, welches noch nicht zum Reuten abgerichtet ist, wird meistens für 15 oder 14, bisweilen auch für 10 Kreuzer verkauft. Die Füllen giebt man den Käufern der Pferde umsonst mit. Ich habe einmal mit Erstaunen gesehen, wie sechs Spanier, die sich mit dieser Pferdejagd abgaben, auf einmal 2000 Pferde in eine Meyerey bei Corduba zum Verkaufe trieben. Man bezahlte sie dafür mit einigen Ellen Coton, welchen sie wie einen Mantel zusammenrollten, und an den Sattel hinter sich aufbanden. So kehrten die Pferd Händler still wieder nach Hause, sie, die kurz vorher mit einem jämmerlichen Getöse, und hinter einer ungeheuren Wolke von Staub herantrabten. Man hätte sie für ein anrückendes Kriegsheer halten sollen. Weil die Pferde sogar niedrig im Preise sind, so hat oft ein eben nicht sehr bemittelter Mann auf einer einzigen Meyerey sowohl zum Gestütze, als auch zum Reuten bei 50000 Pferde. Man braucht sie gemeiniglich zu allem. Hohe und Niedere bedienen sich ihrer nicht bloß zu Reisen, sondern auch zum täglichen Spazierreiten in die Kirche, oder in die Stadt, imgleichen zum Holz- und Wassertragen in die Küche, welches letztere sie aus dem nächsten Bache holen, kurz zu allen Geschäften, wozu ein Europäer seine eigenen Füße in Bewegung setzt. Die Pferde müssen auch in ganz Paraquay statt der Drescher das Getreide austreten, und die Mühlen statt des Wassers treiben. So viele tausend Wilde setzen sich gleichfalls ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts täglich auf ihre Pferde. Die Indianer gegen Süden (eine unzählbare Menschenmenge) reiten nicht bloß darauf, sondern fressen sie auch stündlich auf. Alle Jahre werden von den Spaniern eine Menge Stutten erschlagen, weil sie ihr Fett, zum Abgärben der Hirschhäute brauchen. Durch die Klauen der Tiger, durch die Zähne giftiger Schlangen, und das alles zernagende Gewürme gehen jährlich, so wie
durch



durch den Wassermangel, wenn die Bäche austrocknen, unglaublich viele Pferde zu Grunde. Wir haben ihre Leier haufenweise an den Ufern der Seen und Flüsse herumliegen gesehen. Von den Küllen kommen nur die wenigsten auf. Die meisten werden theils von den im vollem Laufe dahersprengenden Pferden zertreten, und theils den Wurmern, die sich an dem stets feuchten Mabel anhängen, oder den Tiegeru zum Raube. So vielfältig der Gebrauch ist, den man in Paraquay von den Pferden macht, und auf so verschiedene Weise selbe umkommen, so wimmelt doch alles davon, wie man aus dem äußerst niedrigen Preise derselben, der aber dennoch nach ihrer Verschiedenheit gleichfalls verschieden ist, abnehmen kann. Ein zugerittenes Pferd im besten Alter und Zustande wird meistens für 2 Gulden verkauft, wenn es ein Trottgänger ist. Ist es aber ein Paßgänger, so gilt es vier. Pferdeliebhaber geben für einen Zelter von besonderer Grösse und Hurtigkeit wohl noch mehr. Ich will mich hierüber deutlicher erklären.

Der Preis der Pferde steht in Paraquay nicht nur mit der Farbe und dem Körperbau, sondern auch meistens mit ihrer Gangart im Verhältniß. Diese ist verschieden, und nach der Beobachtung der Spanier vielfach. Am höchsten schätzt man die, welche nicht im Gehen, wie die meisten bei uns, rütteln oder trotten, sondern mit den Schenkeln sanft und weit vorschreiten. Ein Reuter, welcher darauf sitzt, kann sicher ein volles Glas Wasser in der Hand halten, ohne einen Tropfen zu verschütten. Diese Pferde heißen auf lateinisch Gradarii, Tolutares, und Asturcones, weil man sie einst aus Asturien kommen ließ, auf spanisch Aguillas, de passolargo, und Andadores, auf abiponisch endlich Yachacata. Es giebt einige, welche von Natur so geartet



artet sind, und andere, die man dazu abrichtet. Ist die Stut-
te ein Paßgänger, so wird auch das Füllen ein Paßgän-
ger, wenn gleich der Hengst trittete. Sicherer aber
ist es, wenn beide Paßgänger sind. Daher sündert man
auch in den Meyereyen die Stutten dieser letzteren Art
von den gemeinen Hengsten ab. Unter den jungen Pse-
den wählt man die schönsten, und stärksten aus, um sie
einen sanften aber dennoch hurtigen Tritt zu lehren, wo-
bei man auf folgende Weise zu Werke gehet. Man bin-
det die Vorder- und Hintersüße mit einem Riemen also
zusammen, daß sie zwar gehen, aber keinen für den Rei-
ter beschwerlichen Schritt thun, oder mit den Schenkeln
hüpfen und selbe ausstrecken können. Andere binden den
Schulpferden einen runden Stein in einem Leder einge-
macht an die Füße. Da dieser sie nun, wenn sie trotten,
auf die Schenkel schlägt, so lernen sie aus Furcht vor
den Schmerzen sanft und mit den Beinen weitgreifend
gleichförmig aufzutreten. Jede dieser zwei Unterrichtsar-
ten macht Paßgänger. Sie lernen mit leichten Füßen
über den Boden hinwegschweben, und in prächtigen
Schritten einhertanzen, wie Virgil sagt. (3. Georg.)
In allen Flecken der Quaranier waren solche Pferdschulen.
Jeder Paßgänger macht in einer Stunde zwei Meilen,
vorausgesetzt, daß der Weg nicht uneben ist. Auch
wird denselben ein gemeines Pferd nie erreichen, es sey
denn, daß es galoppiret. Die Pferde, welche man auf
lateinisch Succussatores, auf spanisch Trotones, auf
abiponisch nichilicheraneta, und auf deutsch Trabgän-
ger nennt, haben von Natur einen für den Reiter
sehr unangenehmen Gang: weil sie ihre Füße wie Schlä-
gel aufheben, und dadurch dem auf ihnen Sitzenden alle
Eingeweide auf eine sehr gewaltsame Art rütteln. Der-
gleichen Pferde sind zwar unbequem aber sicher zu rei-
ten: denn da sie den Fuß fester in die Erde setzen, und
ihre Beine bei jedem Schritt hoch aufheben, so stolpern
sie



sie seltner als die Paßgänger, welche den Fuß kaum von dem Boden wegbringen, und folglich da sie eben so hurtig als sanft fortschreiten, mit ihrem Huf bald an die Steine, bald an eine Baumwurzel oder eine feste Erdscholle anstoßen. Sie fallen also auch öfter, und werfen den Reuter auf die Erde nieder, besonders wo kein gebahnter Weg ist. Ich kenne jemanden, (ich bin niemanden schuldig zu sagen, daß ichs selbst war) welcher diese Erfahrung auf seine Kosten zu verschiedenen Malen gemacht hat. Zu langen Reisen, welche durch unwegsame Gegenden unternommen werden, sind die Pferde am besten, welche zwischen den Trott und Paßgängern das Mittel halten, und von den Spaniern *Pasitrotos*, oder *Marchadores* genennet werden. Dieser ihr Tritt kömmt dem menschlichen am nächsten. Sie ermüden also den Reuter weniger, werden selbst nicht sobald müde, und stoßen sich seltner an. Viele halten sehr viel auf die Wettkäufer, weil sie sowohl beim Wettrennen, als auch auf der Jagd, und wenn man feindlichen Wilden nachsetzt, sehr wohl zu gebrauchen sind. Die Spanier, welche auf dem flachen Land wohnen, und alle Indianer schätzen jedes Pferd geringe, das nicht mit allen Vieren zugleich aussprenget, kurz nicht galoppiret. Sie wollen nur geflügelte Pferde. Langsame Schildkröten verachten sie.

Ohne Zweifel taugen alle Geschichtschreiber nichts, von denen sich Robertson hintergehen ließ, da er sagt, die amerikanischen Pferde wären schlecht beleibt, und ganz ohne Feuer; Zwerge unter den Pferden, und nur der Schatten der europäischen. Ich behaupte ungescheut, daß die Pferde in Paraguay an Wuchs und innerer Trefflichkeit von den unsrigen in nichts unterschieden sind. Man sieht allenthalben grosse und mittelmäßige für Kürassiere, und Dragoner. Kleine wie die aus Korsika sind in Pa-
raguay



taquay eben so selten, als die Kometen am Himmel. Es ist wahr, steyermärktische Rösse mit mäßig breitem Rücken, ungeheuren Schenkeln und spannungsgroßen Hufen fast wie die Elephanten hat man in diesem Lande auch ikt noch nicht. Es erzeugt bloß leichte, kurz Renn- und Reutpferde, nicht aber Kutschen- und Fuhrpferde. Vielleicht würden sie, wenn man sie wie in Europa mit Gerste und Haaber in einem bedeckten Stalle fütterte, die Größe der steyermärktischen erreichen. Die Paraquayerspferde werden auf dem Felde geworfen, und bleiben das ganze Jahr, Tag und Nacht, auf dem Felde, ohne ein anderes Futter zu haben, als das Gras, welches um selbe herumliegt, oftmals weder gut noch hinreichend, und zuweilen von der Sonnenhize und dem Reife verdorben ist. Manchmal nagen sie auch an Baumreisern, und sogar auch am dörren Holze. Um ihren Durst zu löschen müssen sie vielmal lange herumlaufen, bis sie nur ein wenig schlechtes Wasser finden. Unter freyem Himmel sind sie beständig bald der Sonnenhize, bald lange anhaltenden Regengüssen, bald dem Reif und bald der beschwerlichen Kälte, welche der stürmische Sudwind mit sich bringt, und beinahe überall und allzeit dem Stachel stechender Fliegen, Bremen, und Schnacken, die in unendlicher Menge herum schwärmen, mit bloßem, oft mit wundem Leibe ausgesetzt. Diesen Ursachen schreibe ich zu, daß die paraquayischen Pferde nicht so volleibig wie die steyermärktischen, hollsteinischen, dänischen, und neapolitanischen werden. Wenn im Winter das Gras verwelket, welken sie auch ab, und die Farbe ihrer Haare wird dunkler. Wird das Feld wieder grün, so nehmen auch sie wieder zu, und bekommen ihre alte Farbe wieder. In fetten Weiden, wo viel Gras und Salpeter ist, werden sie gleichfalls so fett, daß man auf ihrem Rücken wie auf einem Tische Thaler zählen könnte, ein Ausdruck, dessen sich die Spanier von den fetten Pferden

S

den

den zu bedienen pflegen. Allein so sehr auch die Paraguanerpferde von dem fetten Grase zunehmen, so giebt es ihnen dennoch die Kraft nicht, welche Gerste und Haaber, mit Stroh und Heu untermengt, den europäischen Pferden zu geben pflegen, so, daß diese den ganzen Tag ihren Reiter tragen oder am Wagen ziehen können. Wenn man in Paraguay eine noch so kurze Reise unternimmt, so muß man allemal eine Schaare Pferde vor sich hertraben lassen, damit man, sobald eines ermüdet ist, das andere hernehmen kann. Dasjenige, welches man vormittag geritten hat, läßt man nachmittag mit den andern frey laufen. Daher gaben wir jedem Quaranier, welcher im königlichen Heere Dienste that, 4 Pferde aus der Meyerey des Fleckens mit, damit sie sich immer eines um das andere bedienen, und die übrigen ausruhen lassen konnten. Doch übertreffen die Pferde von S. Jakob de Storea die übrigen an Stärke und Dauerhaftigkeit des Körpers, theils weil sie von ihren ersten Jahren an an die Arbeit gewöhnet, und theils weil sie in Ermangelung des Grases, welches auf dem sandigten Boden öfters zu wenig wird, mit Johannesbrod gefüttert werden. Ich kannte Soldaten von S. Jakob, welche mit einem Pferde in den Krieg zogen, sich desselben alle Tage bedienten, und damit wieder zurückkehrten, nachdem sie 30 und noch mehrere Tage auf der Reise zugebracht hatten, und beinahe kein einziger verstrichen ist, an dem sie nicht unterwegs dem Gewilde nachgejagt hätten. Denn da sie nur sehr wenig Proviant mitnehmen können, so würden sie oft Hunger leiden müssen, wenn sie nicht die Jagd zu Hilfe nähmen. Sie mußten viel Gewild um das Leben bringen, um sich das ihrige, und oft auch das meinige zu erhalten; denn auch ich habe manche langwährige Reise mit ihnen durch die öden Wüsteneyen in Chaco gemacht. Ich muß aufrichtig bekennen, daß mir die Pferde
 von



von S. Jakob die nützbarsten, und liebsten vor allen waren.

In Paraguay findet man Pferde von allen Gattungen, wie man sie in Europa antrifft. Daß es aber darunter mehr Schimmel, und Falben, als Rappen und Fuchse gebe, ist eben so gewiß als sonderbar, indem unter diesem Himmelsstriche, fast alle Menschen, sie mögen nun von Europäern oder Amerikanern abstammen, schwarze und steife Haare erhalten. Ein Spanier mit einem blonden Haar ist in Paraguay etwas äußerst seltenes. Ein weißhaariges Kind von einer indianischen Mutter, würde für ein Weltwunder angesehen, und zu den Kobolden und Ebentheuern gezählet werden. Vielleicht, daß es sogar der wilde Vater im nächsten Bache ersänfte. Schimmel und Falben, welche die Spanier nach Art der Lateiner bajos, spadiceos, badios oder ballos nennen, fallen sehr in die Augen, und waren vorzüglich bei den alten in Ansehen. Man rühmt ihre Gelehrigkeit, und Sanftmüthigkeit. Allein da sie, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, bald müde werden, und zu schweigen anfangen, so kann man sie an Stärke mit den Rappen und Fuchsen nicht vergleichen, am wenigsten aber mit den kastanienbraunen Fuchsen. Von diesen sagt das spanische Sprichwort, daß sie, weil sie außerordentlich viel ausstehen und ertragen können, eher todt auf dem Plage bleiben, als müde werden. Alazan tostado antes muerto, que cansado. Doch haben wir auch öfters beobachtet, daß die Eisenschimmel, welche bei den Spaniern Dordillos heißen, weiße und schwarze Haare untereinander, eine schwarze Mähne und einen Schwanz von eben dieser Farbe haben, eine besondere Stärke äußerten. Eben dieses gilt auch von den Braunsalben, (auf spanisch bayo en ferrado, deren Mähne und Schwanz schwärzlich aussieht. Um meine Nachrichten von Amerika mit ein wenig gries



chischer Gelehrsamkeit zu würzen, erzähle ich meinen Lesern aus dem Homer, daß selbst Achilles unter andern (nach der Meinung der Ausleger) einen solchen Falben geritten habe. Die Schecken hält man in Paraguay für tückisch und gefährlich, und glaubt daher, daß sie mit besonderer Vorsicht behandelt werden müssen. Daß man ihnen hierin falls so gar Unrecht nicht thue, habe ich leider mit meinem Schaden vielfach erfahren, obwohl ich auch eingestehen muß, daß ich die paraguayischen Pferde, von was für einer Farbe sie auch seyn mochten, niemals mit der Sicherheit, und dem Vertrauen bestiegen habe, mit dem man sich auf die meisten europäischen setzt. Viele von jenen schlagen aus, und werfen ab, stolpern, sind widerspenstig, furchtsam und scheu. Jedes gählinge Geräusch, jeder fremde Anblick erschreckt sie, also zwar, daß sie ohne auf Zaum und Zügel zu achten den Kopf rückwärts an die Brust des Reiters werfen, nicht mehr weiter gehen, und manchmal auch den Reiter, wenn er nicht fest sitzt, durch ihr Aus schlagen hinabschleudern, oder außer dem Wege mit ihm fortrennen. In der Stadt S. Jakob de Storea habe ich einmal ein junges Pferd zum Geschenke erhalten. Es war weiß, und mit schwarzen Punkten besprenkt. Viele Jahre hat es mir die besten Dienste geleistet. Dieses Pferd besaß so eine Stärke, daß es auch die langwüthigste Reise nicht ermüdete. Immer frisch und gutwillig konnte dasselbe durch nichts weder beim Tag noch bei der Nacht erschreckt werden. Es rührte sich nicht, wenn man zwischen seinen Ohren eine Flinte abfeuerte. Dieser trefflichen Eigenschaften ungeachtet, konnte ich dasselbe nie dahinbringen, daß es sich auf dem Felde einem Orte näherte, wo man von weitem neue Ziegel und schwarzen Thon sah. Es fürchtete sich nämlich vor einem Gegenstande, den es noch nie gesehen hatte, wie diejenigen, welches alles Neue für gefährlich ansehen.

Wel.

Welche Angst würde nicht ein Pferd aus Paraguay theils selbst ausstehen, theils seinen Reiter aussiehen machen, wenn es in eine europäische Stadt käme, wo demselben so viele unbekannte Schauspiele von so mancherlei Farben und Gestalten, Grenadiere mit hohen rauen Mützen auf dem Kopfe, Damen mit noch höhern Aufsätzen von Dünntuch, gleich den Geweihen der Hirschen, und langen Schleppen, womit sie die Gassen kehren, die höchsten Thürme, Häuser mit unendlichen Reihen glänzender Fenster und andere dergleichen Dinge in die Augen fielen. Doch würden sie bei dem wiederholten Anblick dieser Sonderbarkeiten, weil derselbe für sie keine schlimme Folge hätte, ihre Furcht ablegen. Dieß ist die Wirkung der Gewohnheit, welche gemeinlich die furchtsamen Gemüther wieder aufrichtet. Wir sahen auch in Paraguay paraquayische Pferde zu Kriegszugungen mit Erfolge abrichten, und an den Schall der Trommel, und den Donner der Kanonen, und andere Dinge, welche im Kriege vorkommen, gewöhnen.

Bei einer so grossen Menge der Pferde herrscht auch viele Mannsfaltigkeit. Einige sind schöner und hurtiger, als die andern, wie in Europa. Diejenigen hält man in Paraguay für die trefflichsten, welche eine breite Brust, kleinen Kopf, grosse und schwarze Augen, kurze und spitzige Ohren, weite Nasenlöcher, eine dicke Mähne, einen langen und starken Schwanz, rauhe Füße, dünnen Bauch, einen breiten und runden Rücken, gerade schlanke Beine und einen festen und ungespalteten Huf haben; mit einem frechen Muthwillen ihre Nebenpferde auf dem Felde zum Kampfe auffodern, über die Gräben ohne Furcht setzen, auf dem morastigen Boden leicht weghüpfen; und sobald man sie abgesattelt, und abgeräumt hat, um den Schweiß von sich abzustreifen, sich frisch auf der Erde herumwälzen. Die, welche auf einem stei-



nichten Boden geworfen werden, hält man für besser als die, welche auf einem weichen und thonigten das Tageslicht erblicken. Bringt man ein Pferd, das an den steinigten Boden gewöhnet ist, in weiche und morastige Felder, so wird es sich lang streuben, und mit unsurem Tritt furchtsam vorschreiten. Die Ursache dieses Zagens ist die Erde, welche unter den Hufen weicht. Führt man aber eines, welches auf einem weichen Erdreich aufgewachsen ist, auf Stein- und Kieflwege, so wird man es öfters straucheln und mit wundem und durch die rauhen Steine abgestossenem Hufe hinken sehen. Denn in ganz Paraguay bedienet man sich der Hufeisen nicht, wiewohl dieses Land an manchen Orten mit Felsen und schroffen Steingebirgen besetzt ist. So ein Hufeisen würde Postbarer als das Pferd selbst seyn, erstens, weil das Eisen unglaublich theuer ist, und zweitens, weil man daselbst den Hufschmid, der die Pferde beschlagen könnte, auch dem Namen nach nicht kennt. Aber es ist auch nicht nöthig. Ich habe durch eine vieljährige Erfahrung gefunden, daß die Pferde, wo sie immer her seyn mögen, innerhalb wenig Monaten jeden Boden gewöhnen. Nicht nur die Spanier sondern auch alle Wilden reiten in Paraguay lauter Wallachen. Am häufigsten und am glücklichsten werden sie im abnehmenden Monde geschnitten. Da ich dieses behaupte, lache keiner der neuern Philosophen über mich, wenn ich und alle Amerikaner ihm nicht Gleiches mit Gleichem vergelten sollen. Sie alle wissen, sehen und greifen den Einfluß des Mondes auf uns so zu sagen mit Händen. Mir ist er im geringsten nicht zweifelhaft; und ich habe ihn bei den auf meine Anordnung und in meiner Gegenwart erbauten Häusern oft erfahren. Die im Vollmond gefällten Bäume dauern nicht lang, werden faul, und den sogenannten Holzwürmern zur Speise. Die Bäume hingegen von gleichem Alter und der nämlichen Gattung, welche man im auf- oder abnehmenden

Mon.





und theils auf dem mittelländischen Meere zugebracht habe, beobachtete ich, daß die spanischen, portugiesischen, schwedischen und dänischen Kapitäne äußerst aufmerksam, ich möchte fast sagen, ängstlich den Mondesvierteln entgegen gesehen haben: weil sie um eben diese Zeit eine Veränderung in der Luft oder im Meere hoffeten, oder fürchteten, indem einer langen Erfahrung zufolge auf jede Mondsveränderung eine der Elemente folgt, und der Sturm die Windstille, der Nordwind den Sudwind, oder dieser jenen ablöset.

Aus dem Baum Cupay (woher der berühmte brasilier Balsam Cubayba den Namen führet) fließt, wenn man mit einer Art bis an den Kern desselben hineinbaut, ein von den Aerzten und Maltern sehr gebrauchtes Del, aber bloß in den Frühlingsmonaten September und Oktober, und zwar im Vollmonde. Nimmt der Mond ab, so erhält man nicht einen Tropfen mehr. Beides habe ich selbst beobachtet, und kaum meinen Augen trauen wollen, bis ich dessen endlich übersühret war. Ich übergehe die übrigen Erfahrungen von dieser Art, damit ich mich nicht über die Schranken, und wider mein Vorhaben über die Eigenschaften des Mondes ausbreite, wozu mir das Entmannen der Pferde Anlaß gab.

Die zugerittenen Stutten können leichter und länger als alle andere die Beschwerden der Reise ertragen. Dieß halte ich für eine ausgemachte Wahrheit. Auch bemerkten wir, daß die Kühe immer besser und glücklicher über die Flüsse setzten als die Stiere. Oft läßt man mehrere tausend Ochsen in kleinen Abtheilungen über die breitesten Ströme schwimmen. Hierbei zählten wir von den Ertrunkenen immer mehr Stiere als Kühe. Jene werden von dem Flusse, weil sie etwas träger schwimmen, öfters fortgerissen. Den Gestütpferden scheren die Spa-

nier



nier Mähne und Schweif weg, damit sie desto eher und gewisser fett werden. Ich weiß wohl, daß dieß noch aus einem andern Grunde geschieht. Die Reitpferde zieret und verheuert ein langer und dicker Schwanz. Auch der elendeste Mohr würde sich für entehret halten, wenn er auf ein englisiertes Pferd sitzen müßte. Die Indianer halten den Schwanz für einen unentbehrlichen Theil des Pferdes, und glauben, wir treiben Scherz, wenn wir ihnen sagen, daß es in Europa Leute giebt, welche ihre Pferde stutzen. Sie sagen, der Schwanz sey nicht nur die Zierde des Pferdes, sondern auch seine vornehmste Waffe, sich der Schnacken und Fliegenschwärme zu erwehren. Ein alter und stets kränklicher spanischer Priester hatte ein gutartiges, hurtiges, und besonders sanft auftretendes Pferd. Er bediente sich desselben vor allen andern, zu den Reisen, die er zuweilen unternehmen mußte. Einem Spanier stach der Gaul sehr in die Augen; er bittet daher dem Greise dafür so viel an, als er nur selbst verlangen würde, aber vergebens. Unwillig, daß ihm der Priester nicht willfahre, drohet er diesem sein Lieblingspferd, wenn er es nicht verkaufen würde, heimlich entführen zu lassen. Der Eigenthümer desselben, welcher sich die Erfüllung dieser Drohung als sehr malsich vorstellte, ließ seinen Knecht kommen, und befahl ihm ohne weiters seinem Pferd den Schwanz abzubauen. Es ist besser, sagte er, einen Theil als das Ganze zu verlieren. Auf dem Felde, wo man es nicht öffentlich sieht, wird es mir zu meinen Reisen noch sehr gute Dienste thun. Die mir begegnen, werden wohl über meinen Engländer lachen, aber von den Dieben wird es stets Unangetastet bleiben. Ich will lieber auf demselben, so lang es mein ist, ausgelacht als ohne dasselbe von einem Trottaßnaer an allen Gliedern und Beinen, wie Pfeffer im Mörser, zerstoßen werden. Ich habe mit diesem Stoiker genauen Umgang gepflogen, und ihn, wie er es auch werth war,



hoch geschätzt. Einem Pferde, auf dem der andere reitet, den Schwanz abhauen ist die empfindlichste Rache, und bei dem spanischen Pöbel nichts seltenes. Man hält es für eine Schande und für einen unerträglichen Schimpf, wenn einer den andern einen rabon (ein Pferd ohne Schwanz) heißt.

Dem Pferde ein gutes Aussehen theils zu verschaffen theils zu erhalten, trägt die besondere Reinhaltung desselben nicht wenig bei. Denn wenn sie stets bestäubt, ihre Mähnen ungekämmt, ihre Schwänze schuppicht, und in Knoten in einander verflochten sind, so wird ihre Ausdünstung gehemmet, und die Pferde werden allmählich mager, ausgemergelt oder raudicht. Daher sorgen die wirtschaftlicheren Spanier, und Abiponer, ob sie gleich ihre Pferde nicht gar so gewissenhaft wie die Europäer kämmen, waschen, und striegeln, und auch nicht die nöthigen Werkzeuge dazu haben, dennoch fleißig dafür, daß diese, welchen das freye Feld statt der Krippe und des Stalles seyn muß, nicht in ihrem Unflathe versaulen. Hängen sich Dörner, Disteln, oder so was stachelichtes an ihre Schwänze an, so werden diese mit Unschlitt durchgeschmieret, und jene mit einem Rübchen sorgfältig ausgelöst. Sobald sie von einer Reise nach Hause kommen, satteln sie ihre Pferde ab, waschen ihnen den Rücken, wenn er noch vom Schweiße triefet, mit kaltem Wasser, trocknen selben hernach ab, und bedecken sie, damit sie nicht von der kalten Lust aufschwellen, eine Zeitlang mit einer Decke. Die Gesundheit und Lebhaftigkeit der Pferde gewinnt sehr viel, wenn man dafür Sorge trägt, daß sie nahe bei Seen und Flüssen, die helles und lauterer Wasser haben, weiden, damit sie nicht nur, so oft sie wollen, trinken, sondern auch besonders bei strengerer Sommerhize sich öfters abschwemmen können, welches ihnen eben so angenehm, als gesund, und beinahe nothwendig ist. Denn
im



Winter werden sie wegen der rauhen Luft, und im Sommer wegen der langen Trocknheit gemeiniglich mager und raudicht, wenn sie nicht einen Ort haben, wo sie sich oft baden, und herumschwimmen können. In einem Flecken nahe bei uns weiß ich, daß eine Menge Stutten aus Mangel eines tiefen Wassers durch die Raude bald daraufgegangen wäre. Sie erholten sich wieder, sobald man ihnen durch den dazwischen liegenden Wald einen Weg zum nahen Bache eröffnete, der ihnen statt eines Bades und besser noch als eine Apotheke gedienet hat.

Auf den Felbern von Paraquay, dieser Herberge des Viehes, giebt es nicht nur viele Schlangen, sondern auch verschiedene Gattungen von Kräutern, welche giftiger noch als jede Schlange vor dem hungrigen Viehe zum Anffressen dastehen. Das bekannteste, und welches daselbst am häufigsten wächst, heißt bei den Einwohnern Nio. Es hat einen langen Stengel und eine gelbe Blume, aber das Vieh zu tödten, eine pestartige Kraft. Die Pferde, welche davon fressen, fallen um, wenigstens werden sie eine Zeitlang mit einem fieberhaften Zittern gequälet. Ich habe selbst in dem Gebiete von Corduba ganze Herden von diesem Kraut gesehen. Die daselbst geworfenen Pferde können es ohne Nachtheil fressen; weil sie von ihren ersten Tagen an daran gewöhnet sind: aber dafür werden sie auch von jedermann für schwach und zu langen Reisen untüchtig gehalten. Ich werde nun etwas von der Sorgfalt erzählen, mit welcher die Spanier ihre Pferde von diesem tödtlichen Futter hindanzuhalten beflissen sind. Wenn sie in den Krieg ziehen, so schicken sie alle Tage einige von ihren Leute als Kundschafter voraus. Diese besichtigen nun, wo sie zu Mittag oder zu Nachts bleiben, das ganze Feld, worauf die Pferde des nachkommenden Beschwaders weiden sollen, weit und breit. Sobald sie



nun solcher Kräuter gewahr werden, reißen sie einige davon aus, binden sie in ein Bündel zusammen, und werfen selbe in das Feuer, damit der daraus entstehende Rauch von dem Winde den Pferden entgegen geweht werde, weil der Geruch desselben, wenn er den Rössen in die Nase steigt, ihnen einen unüberwindlichen Eckel vor dem giftigen Kraut beibringt. Diese werden sich daher an dem übrigen Grase begierig weiden, aber jenes nicht anrühren. Allein es giebt in Paraguay noch eine Menge anderer Werkzeuge der Zerstörung, als Tiger, Schlangen, Gewürme ic., welche letztere allein unzählige Pferde zu Grunde richten. Die Ursache und der Ursprung der Würmer, welche an den Pferden nagen, sind die in die Paraguay üblichen Sättel. Diese werden aus gegärbten Leder gemacht, und mit zwey Bündeln Stinsen ausgefüllt, welche dem Pferde beiderseits auf den Rippen also aufliegen, daß der Rücken desselben von dem Sattel gar nicht berührt wird. Polster, wie man sie in Europa sowohl zur Bequemlichkeit des Reiters als des Pferdes braucht, haben sie keinen. Statt deren werden 4 Ellen Boy übereinander, und auf den Rücken des Pferdes gebreitet. Auf diese kommt noch statt der Satteldecke eine Decke von weichem Leder verschiedentlich ausgeschnitten und mit Figuren gezieret zu liegen. Dieses alles wird dem Sattel um den Rücken des Pferdes zu schonen untergelegt. Hierauf bringt man noch, damit der Reiter desto weicher sitze, eine Haut von einem Widder, oder eine zierlich buntgestreifte Rohe von Schaafswolle an, von der Art derselben, welche die Paraguayer, wenn sie auf freiem Felde schlafen, statt der Matraze sich unterbreiten. Diese Sättel werden nicht mit Stricken von Hanf, sondern mit einem Riemen von Ochsenhaut an dem Pferdrücken festgemacht, ohne daß eine Schnalle dazu nöthig wäre. Die Steigbügel werden von Holz künstlich ausgeschnitten, und für die Vornehmen mit Silber beschlagen. Auf spa-

nisch



nisch heißen sie *baules*, Koffer, weil sie solchen gleichen, indem sie den Fuß des Reuters ganz umschließen, und wider die Unannehmlichkeiten des Weges und der Witterung in Sicherheit setzen. Allein stürzt ein Pferd jählings oder wirft es seinen Reuter ab, dann schwebet dieser in Gefahr geschleift zu werden, indem man aus solchen den Fuß nicht so leicht herausbringen kann, wie aus den eisernen Steigbügeln der Europäer. Die Steigbügel der gemeinen Spanier, welche keine Schuhe tragen, sind gleichfalls von Holz und mit einem so kleinen Loch versehen, daß sie nur die große Zehe hineinstecken können. Die Wilden bedienen sich nach den Sitten ihrer Väter gar keiner Steigbügel, und einige auch keiner Sättel.

Ein paraguayisches Gebiß ist sowohl an der Gestalt als an der Größe von dem unsrigen unterschieden. Die Indianer machen die ihrigen aus Ochsenhorn mit Querbölkern so, daß sie wie ein Korb aussehen, und das Maul des Pferdes ganz ausfüllen. Die Sporne der Spanier sind überaus groß, und mit langen, großen, und stumpfen Spitzen versehen, womit sie das Pferd mehr in die Seite stoßen als stechen. Ihnen kommen die kleinen und spitzigen Sporne der Europäer ganz unausstehlich vor, weil sie glauben, daß das Pferd dadurch leicht wund gespornt und scheu gemacht werden kann. Die Wilden, deren Pferde so schnell laufen, als wenn sie geflügelt wären, bedienen sich flüglich gar keines Sporns, denn ein schnelllaufendes Pferd braucht, wie Ovid sagt, nicht gespornt zu werden. So eines hat mehr des Zaumes nöthig, und ein wilder kann mit seiner nackten Ferse auch den trügsten Gaul zum strengsten Galopp bringen. Dieß ist die ganze Rüstung eines Pferdes in Paraguay. Ich will, daß meine Leser von allem unterrichtet seyn sollen, was die Pferde in Paraguay betrifft. Ich werde daher noch einiges von ihren Krankheiten und Heilmitteln erwähnen.



Oft wird der Rücken des Pferdes durch die raube Decke wund gerieben, und oft durch den harten Sattel wund gedrückt. Nimmt man einem Pferde nach einer starken Ermüdung, wenn es noch vom Schweiße schäumt, seine Decke weg, so schwillt es von der gäh darauf fallenden rauhen oder regnerischen Luft auf, bis endlich die Geschwulst nach und nach ausbricht. In die aufgebrochene oder wundte Haut setzen sich sogleich ganze Schwärme Fliegen. Aus ihrem Unflath und Saamen entstehen auf dem Rücken weiße Würmchen, dergleichen man bei dem Fleische eines frischgeschlachteten Ochsen beobachtet. Hier ist Gefahr in dem Verzug: denn die Würmer vermehren sich stündlich auf eine unglaubliche Weise, und freßen allgemach in das Innere. Will man das Pferd retten, so muß man auf der Stelle mit einem kleinen Hölzchen die Würmer aus dem Fleische herausgraben, und die Höhlung, diesen Schlupfwinkel der Würmer, mit im Munde gekautem Toback öfters ausfüllen. Das Bittere davon tödtet die Würmer, verscheucht die Fliegen, woraus jene entstehen, und hindert das weitere Umsichgreifen der Fäulniß. Der Schaden muß täglich mit Unschlitt beschmieret werden, damit die Haare nachwachsen. Weil nun die Meisten dieses Mittel außer acht lassen, oder damit so lang zaudern, bis die Wunde unheilbar ist, so zweifle ich gar nicht, daß mehrere Pferde von den Würmern gefressen, als von den Tiegern zerrissen werden. Frische Rückenwunden heilen leicht; alte kaum ein einzigesmal vollkommen. Scheint es auch, als wenn sie zugeheilet wären, und sich eine Haut darüber gezogen hätte, so brechen sie doch, wenn man das Pferd im Reiten etwas zu sehr anstrengt, oder eine kalte Luft einfällt, wieder auf, welches demselben unleidentliche Schmerzen verursacht, und dadurch den Reiter in Gefahr setzt. Denn diese machen das Pferd so während, daß es ohne aufhören ausschlägt, bis es



heraus, ob sie gleich auch oft die Wunde mit ihren spitzigen Schnabel größer machen. Doch verdienen sie hierinn Nachsicht wie unsere Aerzte, welche bei aller ihrer Sorgfalt für die Kranken bald durch die zu sehr angreifenden Arzneyen, bald durch eine zu starke Dosis derselben den Schmerzen und die Gefahr der Kranken vermehren. Aber die Fledermäuse, welche die europäische sowohl an Menge als Größe ohne Vergleich übertreffen, fallen dem Pferde nicht nur beschwerlich, sondern sind auch denselben sehr schädlich. Am zahlreichsten flattern sie auf dem Felde herum. Sie setzen sich auf das Pferd, und während daß sie mit dem Schnabel seinen Rücken zerfleischen, sächern sie mit ihren Flügeln ein sanftes und gelindes Lüftchen an. Das thut dem Pferde so wohl, daß es darüber gleichsam einschlummert, und ohne sich zu streuben, sein Blut von der Fledermaus aussaugen läßt. Bestreuet man die zurückgebliebene Wunde nicht alsogleich mit warmer Asche, so schwillt sie auf, und schwüret nach und nach aus, also zwar, daß meines Erachtens in den Bissen der Fledermäuse etwas giftiges stecken muß. Auf eben die Weise, wie sie den Thieren nachstellen und nach ihrem Blute dürsten, pflegen sie auch in den Häusern den Menschen im Schlafe das Blut auszusaugen. Die Empfindung des Schmerzens, den sie mit ihrem Schnabel erregen, wissen sie mit dem Plätschern ihrer Flügel zu mildern: und die Meisten werden die von den fliegenden Egeln an ihnen gemachte Operation erst dazumal inne, wenn sie frühe beim Aufwachen das Bett mit ihrem Blut überall besprizet finden. Dieß ereignet sich in den Landhäusern, die schon lange nicht bewohnt waren, sehr oft. Wenn der Regen einige Wochen Tag und Nacht in einem fort anhält, wie das in Paraguay nichts seltenes ist, so schwimmt das flache Land überall im Wasser. Die Pferde haben nirgends einen Ort, wo sie einen Fuß hinsetzen könnten, als das Feld. Da sie also so lange im Wasser blei-

ben



hält. In Paraquay dürfte beides überflüssig seyn. Einmal erkranken daselbst die Pferde weder so schwer noch so oft. Dies kann man daraus schließen, weil sie sich selbst überlassen, im Genuß ihrer Freyheit, auf dem Felde fröhlich herumlaufen, unter freyem Himmel die reinste Luft einathmen, frisches Gras weiden, wenn ihnen die Mutter Natur welches bescheret, aus den lautersten Bächen trinken, und so oft es sie lüftet, in der Schwemme sich erquicken können. Sie dürfen auch weder hart tragen, noch ziehen; und sind daher schon darum lebhafter, und gesünder als die europäischen Pferde, welche wie Missethäter an Ketten geschmiedet, oft in finsternen Ställen wie im Kerker eingesperrt, den größten Theil des Jahres und ihres Lebens zubringen. Heu so dürr wie Binsenstein, und Sprey so hart wie Holz muß mehr ihren Magen ausfüllen, als sie sättigen. Haaber bekommen sie selten und sparsam. Oft und lange müssen sie Hunger und Durst leiden, manchmal aus Schuld ihrer faulen oder diebischen Wärter, manchmal aus Geiz ihrer Herren, welche mehr bedacht sind sie zu nützen, als zu füttern. Ich übergebe ihre immerwährenden Beschwerden, und den Schmerzen, den die Pferde bei dem so vielmaligen Beschlagen ausstehen müssen. Wenn ich dieses alles so überdenke, so wundere es mich nicht, daß unsere Pferde tausend Krankheiten unterworfen sind; es wundere mich nur, daß noch ein einziges übrig ist. Man mußte eine Schule errichten für Menschen, welche die Pferde heilen sollten.

Pferde und Maulthiere weiden in Paraquay untereinander: wir wollen sie daher auch in unserer Geschichte nicht trennen. Es giebt sehr viele, welche den Pferden an Größe gleich kommen, dennoch sind die meisten kleiner als die spanischen und italienischen. Von der Menge der Maulthiere kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß jährlich bei 80000 aus Paraquay in Peru





werden. Man hält ein Gestütt von Eselinnen, welche Eseln, und Stutten, welche Füllen werfen, in Bereitschaft. Sobald die Stutte sich ihres Füllens entladen hat, wird es erwürgt und ausgezogen. In diese Haut wird, solange sie noch frisch ist, ein gleichfalls neugeworfener Esel gesteckt, und der Stutte, der Mutter des erdrosselten Füllens, vorgeführt. Da sie seine langen Ohren erblicket, so weigert sie sich anfangs denselben für ihr Kind zu erkennen, und stößt ihn von sich. Allein durch den aus der Haut ihres Füllens hervordringenden Geruch betrogen, fängt sie an zu zweifeln, ob der Esel dennoch nicht ihr Junges ist. In dieser Ungewisheit glaubt sie ihrer Nase mehr als ihren Augen, hält das unterschobene Junge für ihr eigenes, und säuget es. In der Folge, wenn beide völlig zusammengewöhnet haben, zieht man dem Esel die Pferdshaut ab, welcher nun unmaskirt sich mit der Milch der Stutte nähret, und unter den Stutten aufwächst. Nun versetzt man ihn in das Feld, wo die zur Maulthierzucht bestimmten und von den Hengsten abgesonderten Stutten weiden. Diese aber begehren der von ihnen gesaugten Esel nicht, und würden sie auch nicht anlassen. Man muß ihnen daher einige Beschellhengste beigesellen, welche die Begattung zwar anheben aber nicht vollenden können. Sie müssen daher nicht ganz, sondern nur (ich hoffe, man wird mich verstehn) an gewissen Theilen verschnitten seyn. Ich bin in Verlegenheit. Um den Wohlstand nicht zu beleidigen werde ich unverständlich; doch will ich mirs lieber an Klarheit als an Behutsamkeit gebrechen lassen. Dem es daran liegt, alles dieses aus dem Grunde zu wissen, dem werde ich alles umständlich eröffnen. Man kann einem bescheidenen Mann vieles zwischen 4 Augen sagen, was man nicht ohne zu erröthen vor dem Publikum aufdecken darf. Die zur Maulthierzucht hergerichteten Esel heißen auf spanisch Burros hechores, und die verstümmelten Hengsten retajados. Diese letztern werden theurer ver-
kauft.

kaufet, weil bei der schmerzhaften Operation der Verstümmelung mehrere daraufgehen. Man wählt gemeiniglich kleinere Stutten zum Maulthiertragen sehr weislich aus, weil sie sich eher zu dem Körperbau der Esel schicken. Dieses alles, was ich bisher angemerkt habe, beobachtet man in Paraguay pünktlich. Darum hat man auch daselbst so viele Maulthiere. In mittelmäßigen Meyereyen, wo man eine hinlängliche Anzahl Stutten nebst einigen zu diesen Geschäfte gehörigen Eseln unterhielt, beobachteten wir, daß jährlich bei 200 und mehr Maulthiere geworfen wurden. Ich schreibe dieses zum Nutzen der österreichischen Provinzen, wiewohl mit flüchtiger Feder, nieder, damit wir nicht stets unsere Maulthiere mit so grossen Kosten aus Italien bringen zu lassen genöthiget sind. Ungarn würde vor allen, weil es Pferde, grosse Haiden, und die fettesten Viehweiden hat, in wenig Jahren Maulthiere die Menge aufweisen können, wenn ihre Einwohner die Vortheile, die ihnen die Natur anbietet, nach dem Beispiele der Paraguaner beäugen wollten. Ohne Zweifel würde der Handel mit Maulthieren, welche die angrenzenden Provinzen begierig aufkaufen würden, demselben mehr als der Wein- und Getreidehandel eintragen.

Obgleich die Maulthiere weder erzeuget, noch gebähren, so bespringen sie dennoch wie die Böcke die Stutten, welche dadurch unfruchtbar werden. Deswegen werden die jungen Maulthiere, wenn sie ein Jahr alt sind, von den Stutten getrennet, um dieser ihre Fruchtbarkeit zu bewahren. Die meisten werden verschnitten, und nach 2 Jahren zum Lasttragen oder Reiten abgerichtet. Dieses gefährliche Geschäft kostet denen, die sie abrichten, weil sie außerordentlich unbdändig sind, täglich viele Zeit und Mühe. So gelehrig und folgsam sie sich auch in den folgenden Jahren beweisen, so darf man ihnen dennoch nie trauen; Denn ein Maulthier dienet, wie das spanische



nische Sprichwort sagt, seinem Herrn 70 Jahre, damit es ihn mit seinem Huf am Ende erschlagen könne. Die Wahrheit dieses Sprichworts ist durch eine Menge trauriger Geschichten, welche ich selbst gesehen habe, bestätigt. Viele wurden auf der Erde geschleift, oder brachen sich die Beine, oder verloren ihre Hände, oder zerquetschten sich ihren Kopf an den Bäumen und Steinen u. s. f. Denn obgleich die Maulthiere durch die Bank stärker als Pferde sind, und in Wäldern, Steinwegen, und unwegsamen Haiden gelinder und sicher aufzutreten, auch mit ihrem Hufe fast niemals anstossen, so haben sich dennoch die Reitenden bei ihnen mehr als bei allen Pferden in Acht zu nehmen, weil sie, von Natur furchtsam, überall Gefahren vermuthen. Auf dem Wege stehen sie oft auf einmal erschrocken still, riechen im Grase überall herum, hochen mit gespitzten Ohren, und blinzen mit unstetten Augen auf die entlegensten Gegenden. Eine unbekannte Pflanze, ein fremder Geruch, das Zwitschern eines Vogels, das Geräusch der Bäume in den Wäldern, und das Säusen der vom Winde etwas stärker bewegten Blätter macht sie einen nahen Tieger fürchten, besonders wenn es dämmeret oder finster ist. Ein panischer Schrecken bemächtigt sich ihrer; sie rennen mit dem Reiter fort, stürzen ihn wenn er sich nicht recht gegenwärtig ist, herab, oder schleifen ihn, wenn er sich in die Steigbügel verhängt, eine Zeitlang auf der Erde. Das Ausschlagen der Maulthiere ist sehr gefährlich, weil sie lange und oft nacheinander ausschlagen. Die Maulthiere hat man also niemals mehr zu fürchten, als wenn sie sich selbst fürchten; denn alsdann sind sie nicht mehr im Zaume zu halten, und scheinen ganz von Sinnen gekommen zu seyn. Wer ein Pferd haben kann, soll sich Vormittags auf kein Maulthier setzen. Denn in der Frühe sind gemeiniglich von den Tiegern, die im Felde herumziehen, noch frische Spuren und

Auss

Ausdünstungen übrig : nun aber ertattem sie vor dem bloßen Schatten dieses Thieres, so daß er ihnen den Todesweiß auspreßt. In dem Flecken S. Karolus hatte einer meiner Abiponer einen Tieger mit einer Lanze erlegt, gehörig zerstücket, und also zu Pferde nach Hause gebracht, um seinen Hausgenossen einen tüchtigen Schmaus davon zuzubereiten. Auf dem Weg verlor er ohne sein Wissen ein Viertel von demselben, weil der Riemen, an dem es hieng, brach. An eben diesem Tag kam ich, der ich von der ganzen Sache nichts wußte, an diesen Ort. Allein das Maulthier, auf dem ich ritt, roch vom weiten den verlorenen Braten, ward scheu, und jagte mit mir auf Abwege fort. Ja es merkte sich viele Monate seinen Schrecken, und war auf keine Weise dahin zu bringen, daß es bei dem Plage, wo das Tiegerviertel gelegen hatte, vorbeigegangen wäre. Ich mußte daher immer daselbst einen Umweg nehmen, wiewohl von dem Tieger weder ein Haar noch das geringste Beinchen mehr übrig war. Wir haben von Natur überaus gutartige Maulthiere gesehen, welche auf ein einzigesmal, daß sie ein Tieger erschreckt hatte, also scheu geworden sind, daß sie lange Zeit weder jemanden aufsitzen, noch sich etwas aufladen ließen. Der Schrecken ergriff so ihre ganze Seele, daß ihnen derselbe nur sehr spät und schwer aus dem Sinne kam. So viel Gewinn der Maulthierhandel in Paraguay abwirft, eben so gefährlich ist er auch für die Maulthierhändler wegen jener ihrer unglaublichen Zaghaftigkeit und ihres Hanges davon zu laufen. Auf einmal werden oft 10000 Maulthiere ganz frey ohne Riemen von wenig Spaniern nach Peru getrieben. Ehe sie sich versehen, nehmen alle, wenn sich auch nur ein Laub reget, voller Schrecken den Reißaus, und flüchten sich spornstreichs von allen Seiten in die unermesslichen Ebenen und unabsehbaren Haiden. Alle Mühe der Reiter und die Geschwindigkeit der Pferde sie wieder auf den rechten Weg zu bringen ist vergebens. Ich



erinnere mich, daß einst bei 2000 Maulthiere in dem Gebiete von Corduba ihrem Eigenthümer zu Grunde giengen. Ein auf einem Baum zum trocknen aufgehängtes, und von den stürmischen Winden hin und her gewehtes Hemd war die Ursache ihrer Flucht, und des für den Maulthierbändler so beträchtlichen Schadens. Beispiele einer solchen Flucht, und eines solchen Schadens hört man öfters; viele gerathen dadurch ins Verderben.

Ich habe wackere und herzhafte Leute gekannt, welche durch so viele Unfälle schüchtern gemacht den Entschluß gefaßt haben, sich Zeit ihres Lebens auf kein Maulthier zu setzen. Sie pflegten zu sagen: ni mula, ni mulato; Maulthieren und Mulaten müsse man nicht trauen, das ist, Leuten, welche von einem Weißen, und einer Schwarzen abstammen. Ich kenne aber auch eine Menge anderer, welche die Maulthiere den trefflichsten Pferden zur Reise vorzogen. Man kann sie auch deswegen nicht tadeln: denn wenn gleich die Maulthiere furchtsam und tückisch sind, so haben sie doch vor den Pferden viele Vorzüge. Sie haben besonders, wenn sie Passgänger sind, einen außerordentlich sanften und dennoch festen Schritt, und treten überall sicher auf, es mag nun die Reise über steile Felsen, oder über morastige Gegenden gehn. Zum Uebersetzen über die Flüsse aber taugen die Pferde, weil sie höher sind, mehr. Eine lange und beschwerliche Reise, zu welcher kaum 4 Pferde zureichten, hält ein einziges Maulthier aus. Sie sind auch mit dem schlechtesten Futter, das ihnen in dem Wege kommt, zufrieden, und dennoch meistens fett und dick. Viele laufen noch weit geschwinder als die schnellsten Pferde, welches ich beim Wettrennen der Soldaten vielfach beobachtet habe. Zudem leben sie auch länger als andere Thiere, vielleicht weil sie sich nicht begatten. In S. Joachim hatte ich Maulthiere, welche mehr als 30 Jahre alt waren, und dennoch bei allem ihrem Alter

ter einen Reiter aufsitzen ließen, und ihn bei Gelegenheit mit Auschlagen auch wieder abwarfen. Sie haben Riesensstärke, und Kräfte, die allen Glauben übersteigen. Mit paraguayischem Thee bepacket tragen sie auf dem Rücken eine Last von 4 Zentnern durch die schroffen Wege viele Monate in einem fort. Kurz man kann nicht leicht entscheiden, ob bei den Maulthieren die trefflichen oder schlechten Eigenschaften vorwiegen. Als einen Zusatz füge ich hier noch folgendes bei. Unter der unendlichen Menge der Maulthiere, die ich in Paraguay gesehen habe, kannte ich nur ein einziges, welches von einem Pferde und einer Eselin erzeugt war. Es gab keinem Pferde an Höhe und Größe etwas nach; an Gutartigkeit aber übertraf dasselbe alle. Bloß die Ohren verriethen, daß es zu der Abart der Maulthiere gehörte. Es kam von sich selbst täglich in unsern Hof und sogar auch in unser Zimmer, weil wir selben Brod und Salz gaben. Wenn wir es aus dem Zimmer hinausjagten, so steckte es seinen Kopf zum Fenster hinein, wie ein Bettler. Weil das Maulthier aus meiner Hand vielmals dieses Schleckwerk erhielt, so lief es mir sowohl auf dem Platz, als auch auf das Feld hinaus nach, begleitete mich nach Hause, streckte mir seinen Kopf vor, damit ich ihm die Ohren kratzte, bleckte die Zähne, damit ich ihn Salz gäbe, und schmei-
kelte mir wie ein Hund, indem es seinen Kopf an meine Schulter drückte. Man hätte es für eine Pantomime halten sollen. Die Indianer haben oft darüber gelacht, und noch öfter sich darüber verwundert. Auf den Reisen in holperichten Wegen zeigte sich dasselbe, ohne auf ihre Länge zu achten, allezeit unvermüdet und unerschrocken. Folgendes ist der Aufmerksamkeit der Philosophen nicht unwerth. Wiewohl dieses Maulthier von einem Hengsten erzeugt, und von einer Eselin geworfen wurde, und an seinem Körperbau und seiner Gestalt von den Pferden, die Ohren ausgenommen, in nichts unterschieden war, so



trug es dennoch vor den Pferden einen gewissen Abscheu, und gesellte sich immer zu den Eseln, wenn es deren einige erblickte oder roch. So sehr neigte der Naturtrieb dasselbe auf die mütterliche Gattung hin. Ich möchte sagen, daß bei dem oftberührten Maulthiere der Spruch der Rechtslehrer: *Partus sequitur ventrem*, statt hatte.

Der Esel darf man ihrer Verwandtschaft wegen mit den Pferden und Maulthieren bei Erwähnung dieser nicht vergessen. In den Ebenen von Paraguay laufen sie haufenweise herum, und gehören niemanden, als dem der sie fängt und wegsührt. Von ihrem Schreyen erhält die Lust und die nahen Pflanze lassen sie nicht schlaffen. In Italien und Portugall sind die Esel, wie ich selbst gesehen habe, die geschäftigsten Thiere, und zum Lastkorbe, und Sattel gleich brauchbar. In Paraguay dürfen diese nichts thun. In recht grossen Meeneren unterhält man auch grosse Heerden Esel, um stets frischgeworfene bei der Hand zu haben, welche man hernach zu Erzeugung der Maulthiere braucht. Die Esel sind nicht so fruchtbar als man glauben dürfte, ohne daß man die Ursache davon weiß. Außerdem richten auch die Tieger täglich grausame Niederlagen unter ihnen an, besonders unter denen, welche sich mit den Stuten vermischen. Auf diese gehen sie am ersten los. Ob ihnen ihr Fleisch auch schmackhafter vorkommt? Ich glaube es wenigstens, weil es stinkt: denn die Tieger pflegen auch den stinkenden Rohren dem Spanier und das faule Fleisch dem friichen vorzuziehen, wie wir aus Erfahrung wußten. Kein Amerikaner wird dem Esel den Vorwurf der Feigheit machen; denn sie stoßen den Tieger, wenn er auf sie zukommt, mit ihren Hufen zurück, und wehren sich hartnäckiger als alle Pferde. Allein weil sie dumm, und wie überall langsam sind, so werden sie von dem schlaunen und schnellen Tieger
mei



meistens mit List überwältiget. Die Spanier tödten gleichfalls alle Jahre nicht wenig Esel, ihrer Fette wegen, welche sie wider die natürliche Einrichtung der andern Thiere im Genicke haben, und die Gerber die Hirschhäute abzugerbten brauchen. Andere machen davon auch noch einen anderen Gebrauch. Bei der unzähllichen Menge Pferde und Maulthiere in Paraquay wird es nicht nur jeder Spanier, sondern auch der elendeste Mohr für eine Schande halten einen Esel zu besteigen. Doch würdigen sich die Spanier um die Städte Rioja und Catamarca herum, weil es dort wegen der wenigen Felder auch wenig Pferde giebt, auch auf Esel zu setzen. Ein für alle sehr heilsames Gesetz untersaget unsern Quaraniern Pferde zu halten, um ihnen alle Gelegenheit zu benehmen zum Nachtheil wenigstens mit Gefahr der andern umherzuschweifen. Sie bedienen sich durchgängig der ihnen zugehörigen Esel ohne Unterschied des Geschlechts, die Früchte vom nahem Felde nach Hause zu schaffen. Denen aber, welchen die Aufsicht über das Vieh, und die Besorgung der Angelegenheiten des Fleckens anvertrauet ist, hielten allemal Pferde und Maulthiere in Bereitschaft.

So wie Paraquay an anderem Vieh Ueberfluß hat, so wimmelt es auch daselbst von zahlreichen Heerden Schaaßen, die den unsrigen völlig gleich kommen, und um welche Europa diese Provinz beneiden dürfte. Einige quaranische Kolonien zählen bei 30000, andere weniger, nach der Zahl ihrer Einwohner und der Ergiebigkeit der Weide. Ihre Wolle wird hauptsächlich zur Kleidung der Indianer verarbeitet: Denn die Indianerinnen tragen nichts als ein weißes baumwollenes Tuch zu ihrer Bedeckung. Das Geschäft der Mädchen war auf dem Felde die zeitige Baumwolle zu sammeln, der Weiber hingegen ihres, nicht nur diese, sondern auch die Schaafwolle zu spinnen; das der Männer endlich, die Faden verschieden zu färben und



zu wehen. In jedem Flecken ist eine grosse Weberwerkstätte, worinnen, um so viele tausend Einwohner alle Jahre neu zu kleiden, stets gearbeitet wird. Nie wird ein Indianer mit seinem Loos zufrieden leben, es sey dann, er habe seinen Magen mit Fleisch angepöpselt, und eine gute Kleidung auf dem Leibe, also daß zur Erhaltung dieser Kolonien die Menge der Ochsen und Schaafe wesentlich nothwendig ist, weil die ersten Fleisch zur Speise, und die zweyten Wolle zur Kleidung hergeben.

Das Wollvieh erfordert, weil es zarter ist, mehr Sorgfalt und Fleiß als das Hornvieh. Daher sahen wir uns immer mit aller Sorgfalt um treue und eifrige Hirten um, die es den Wölfen nicht nachmachten. Diesen banden wir fleißig ein, die Heerden zu den gesetzten Stunden in das Gehege (einen bedeckten Ort ohne Seitenwände) zu treiben, damit sie wider den nächtlichen Thau, die miltägige Sonnenhitze, und die Anfälle der Löwen und Tiger in Sicherheit wären. Auf das Feld durften sie selbst nicht eher hinaus lassen, als bis die Sonne den Thau aufgetrocknet hätte. Von sumpfigten Gegenden, bebaute Grass, Disteln und Dörnern mußten sie die Schaafe sorgfältig entfernt halten: Denn die übermäßige Feuchtigkeit verursacht denselben oft einen tödtlichen Husten, und die Dörner raufen ihnen viel Wolle aus. Um fette Weiden, wo viel Salpeter und Wasser ist, sollten sich die Hirten fleißig umsehen. Die überflüssigen Widder, welche den Schaafen ohne Zweifel nachtheilig gewesen seyn würden, mußten sie beschneiden, um sie fett zu machen. Gebraten taugen sie auf dem Tische mehr als lebendig auf dem Felde. Alles was bockartig ist, durften sie zu den Schaafen nicht einmal in die Nähe lassen, damit nicht ihre Wolle durch ihre Vermischung mit Böcken an der Zartheit verlore. Die Schaafwärter mußten gleichfalls sehr darauf sehen, daß sie die zarten Lämmer, sobald sie

ge-



geworfen waren, in einen sichern Ort brachten, um dort von ihrer Schaafmutter gefänget und abgelecket zu werden. Ohne diese Vorsicht werden sie von den größern zertreten. Auch mußten sie wohl acht haben, daß sich an dem feuchten Nabel der Lämmerchen keine Würmer ansehten. Zur Ausnahme der Meyereyen trägt gleichfalls nicht wenig bey, wenn man das ganze Heer der Schaase, welches sich auf 10 bis 30000 Stücke beläuft, in kleinere Haufen eintheilet, jedem derselben ein besonderes Gebeg, wo sie des Nachts verwahret werden können, und eine besondere Weide anweist, und eigene Wärter giebt, weil diese mehreren hernach die Sorge über die Schaafzucht miteinander theilen und ihre Geschäfte leichter und eifriger verrichten können. Durch diese Sorgfalt nahmen die Meyereyen der Quaranier täglich auf eine den Europäern unglaubliche Weise an Schaafe zu.

Da Paraquay an Vieh von aller Art einen so bewundernswerthen Ueberfluß hat, wer wird diese Provinz, ungeachtet selbe an Mineralien Mangel leidet, für ein armes Land ansehen? Gewild, Thiere, Vögel, Fische Amphibien, Bäume, Früchte, Arzneypflanzen ic. bringt selbe gleichfalls in unendlicher Mannichfaltigkeit hervor. Die genauere Beschreibung davon werde ich an einem andern Orte liefern. Noch ist mir von dem Klima in Paraquay und den übrigen Eigenschaften der dortigen Atmosphäre einiges zu sagen übrig. Die Beschaffenheit der Luft ist nach der Verschiedenheit des Ortes verschieden. Je mehr ein Ort gegen Süden, welches dort die kälteste Gegend ist, zuliegt, desto mehr nimmt auch die Kälte zu. In der Terra Magallanica oder dem Lande der Patagonen, welches man noch zu Paraquay rechnet, herrscht die strenge Kälte, in dem nahen Gebirge liegt immerwährender Schnee; und die stürmischen

Ende



Südwinde toben auf den dortigen Meeren, wofür sich jeder Schiffer fürchtet, mit einer schrecklichen Wuth. Selbst in dem Gebiete von Buenos Ayres, welches unter dem 34. Grad der Breite liegt, ist die Luft noch zu rauh, als daß Toback, Baumwolle, Zuckerrohre paraquayischer Thee, Affen und allerley Gattungen von Papageyen sich erhalten, oder erzeugt werden könnten, ungeachtet die Getreiderndte daselbst sehr ergiebig ausfällt, und auch Citronen, Pfirsiche, Kitten, Granatäpfel, Feigen ic. ganz gut fortkommen, wenn anders der Fleiß der Anpflanzer der Fruchtbarkeit des Bodens entspricht. Außer den Gebirgen nahe bei Chili habe ich sonst nirgends Schnee gesehen. Auch giebt es hier 4 Jahreszeiten wie in Europa, aber in einer anderen Ordnung. Denn wenn die Europäer Sommer haben, ist daselbst Winter, haben sie aber Frühling, so ist in Paraguay Herbst. Denn der November, December und Jänner machen den Sommer; der Hornung, März und April den Herbst; der May, das Juny und Brachmonat den Winter; der August endlich, der September und October den Frühling aus. Im August blühen die Bäume, die Vögel bauen ihre Nester, und die Schwalben lassen sich wieder sehen. Im Winter fällt gar kein Schnee, und der Reif nur sehr selten, so daß auch im Winter an vielen Orten die Melonen und Hülsenfrüchte gedeihen, ohne von der rauen Luft zu leiden, wie ich selbst gesehen habe. In den Gebirgen von Taruma, wo ich mich 8 Jahre aufgehalten habe, fällt der Reif dreyimal nach einander. Aber, was zu bewundern ist, auf den dritten, welcher strenger ist, als die beiden vorhergefallenen, folget gegen Mittag noch am nämlichen Tag allemal ein Ungewitter mit Blitzen, Donner, und häufigem Regen, wodurch das vom Reif verbrannte Gras wieder grünet, oder neues hervorschießt. Nach der Verschiedenheit der Win-

—

—





von dem Himmelsstriche, worunter die quaranischen Flesken liegen, das ist, von dem 24. 25. 26. 27. 28. und 29. Grade der Breite. Hieraus erhellet, daß in Paraguay die Tage niemals weder so lang noch so kurz wie in Deutschland sind. Die Luft ist in diesem grossen Lande verschieden, meistens gesund, und fähig das Leben auf viele Jahre hinaus zu verlängern. Der Kranken giebt es daselbst, im Vergleiche mit Europa so wenige, als die Zahl der Greise groß ist. Nicht wenige Spanier, Indianer und Mohren werden über ein Jahrhundert alt. Aber am längsten leben die berittrenen Wilden. Die Ursache ihrer außerordentlichen Lebenskraft werde ich in der Geschichte der Abiponer, die ich iht bald anheben werde, auseinandersetzen, so wie eine Menge anderer Paraguay allein eigenthümlicher Erzeugnisse, welche ich hier Kürze halber übergangen habe.



Mit Recht würde man meiner Geschichte den Vorwurf der Unvollständigkeit machen können, wenn ich nicht auch wenigstens die merkwürdigsten Eigenschaften der vierfüßigen Thiere, Amphibien, Vögeln, Fische, Pflanzen, Bäume und ihrer Früchte kurz und gleichsam im Vorübergehen berühren wollte. Ohne Zweifel würde ich diese Sehenswürdigkeiten der Natur in Paraguay näher und aufmerksamer betrachtet haben, wenn ich vorgesehen hätte, daß ich davon in Desierreich schreiben würde. Wer sich damit vollständiger und genauer bekannt machen will, der schlage den berühmten Linnäus, und den gelehrten Holländer Wilhelm Piso, der sich lange Zeit in Brasilien aufgehalten hat, und andere nach, welche ausführlich alles Stück vor Stück der Ordnung nach beschrieben haben. Dennoch schmeichle ich mir, wenn ich mich nicht

nicht sehr irre, meine Leser hie und da mit Merkwürdigkeiten zu unterhalten, welche diese berühmten Schriftsteller weder gesehen, noch ausgezeichnet haben. Kurz man wird innen werden, daß auch oft eine blinde Henne ein Weizenkörnchen auffcharret. Da die Abtöner der Hauptgegenstand meiner Geschichte sind, so mußte ich das zur Erläuterung derselben dienliche nur obenhin durchgehen in der Besorgniß, die Noten möchten weitläufiger als der Text und das vorläufige Buch größer als die Geschichte selbst ausfallen. Wir wollen von den viersüßigen Thieren anfangen. Der Tieger soll zuerst auf den Schauplatz hervortreten.

Der Tieger, Onza und Mbaracaya.

In Paraguay giebt es mehr Tieger, als man glauben sollte; weil diese Provinz an Vieh, der Nahrung des Tiegern, Ueberfluß hat. Alle Tieger haben schwarze Flecken, doch mit dem Unterschiede, daß bei einigen die Farbe der Haut ins Weiße, bei andern ins Gelbe fällt. Gleichwie die Löwen aus Afrika um viel größer und grimmiger sind als die in Paraguay, so übertreffen hinwiederum die paraguayischen Tieger an Größe weit die afrikanischen. In der Mierren zu St. Ignaz, welche dem Kollegium von Corduba gehörte, fanden wir bei unserer Ankunft aus Deutschland die Haut eines Tiegern, welcher Tags vorher erlegt worden war; auf der Erde mit hölzernen Nägeln ausgespannt. Sie maß 3 Ellen und 2 Zolle. Länger fodern sie auch die Spanier von einem ausgewachsenen Ochsen nicht. Sonst ist auch der größte Tieger schlanker und leichter gebauet als jeder Ochse. Die Tieger mögen nun wie die Katzen auf etwas hinanspringen oder davon fliehen, so ist ihr Lauf allemal außerordentlich schnell, aber nicht anhaltend. Ein rüstiger Reiter wird sie im Felde leicht einholen, und erlegen.



gen. Im Walde verbergen sie sich hinter Bäumen oder in einem Schlupswinkel, und wehren sich, wenn sie angegriffen werden, auf das Hartnäckigste. Es ist unglaublich, welche Verwüstungen sie täglich in den Meyereyen anrichten. Ochsen, Schaafe, Pferde, Maulthiere und Esel zu erwürgen kostet ihnen keine Mühe. Ihre Aeser schleppen sie in ihre Höhlen, um sie erst dann zu verzehren, wenn sie zu faulen anfangen. Ueberhaupt essen sie allemal das faule und stinkende Fleisch lieber als das frische. Zum Beweise mögen folgende Erfahrungen dienen. Wenn ein Spanier, ein Indianer und ein Mohr auf dem Felde an einem und eben demselben Orte, und bei ebendemselben Feuer miteinander schlafen, so wird der Tieger den Spanier und Indianer liegen lassen, und ohne Verzug auf den Mohren losgehen, um ihn zu zerreißen und aufzufressen: denn von Mohren, deren Haut, besonders wenn sie schwitzen, ganz abscheulich stinket, sind sie außerordentliche Liebhaber. Aeser von Pferden, auf denen bereits die Wotten wachsen, speisen sie bis auf den letzten Bissen auf, wenn gleich lebendige Pferde, womit sie ihren Apeptit stillen könnten, vor ihren Augen weiden. Weil die Tieger sogar grossen Schaden thun, so setzen ihnen die Indianer und Spanier allenthalben nach. Jene pflegen einen grossen Kasten, der wie eine Wauersalle aussieht, aus dicken Dielen zusammen gezimmert ist, und auf 4 Rädern wie ein Fuhrwagen liegt, an den Ort, wo sie einen Tieger verspüret haben, hinzuführen. In den einen der inneren Winkel des Kastens wird ein Stück tüchtig stinkendes Fleisch statt des Köders gelegt. Wenn nun der Tieger hineintritt, und es wegfrisst, fällt die Thüre zu, und der Räuber ist gefangen, welcher hernach entweder erschossen, oder mit einer Lanze durch die Oeffnungen des Kastens erstochen wird. In dem Flecken zum h. Rosenkranz sahen wir einst im Walde einen halbgewachsenen Tieger, der schon allgemach auf die

Vor.

Vorübergehenden lauerte, ungefehr einen Büchschuß von meinem Hause. Ich gieng daher, um uns auf immer davon zu befreien, mit 3 bewaffneten Spaniern gleichfalls bewaffnet zu ihm hinaus. Kaum bemerkte er uns, als er sich unter die Bäume und Hecken flüchtete, so daß wir ihn aus dem Gesichte verloren. Wir giengen seinen Spuren nach und fanden ihn in einem bejahrten, grossen, und inwendig ganz hohlen Baume, der auf der Erde lag, verborgen. Um dem Tieger jede Möglichkeit, uns zu entlaufen, abzuschneiden, ließ ich die Desonung mit den nächsten besten Holzrämmern verrammeln, aber zugleich mit einer Art auf einer Seite, um mit unserem Gewehre ihm zukommen zu können, ein kleines Loch machen. Endlich erlegte ich ihn ohne die geringste Gefahr mit vielen Klintenschüssen und Bajonetstichen. Sobald der Tieger einige Wunden im Leibe hatte, machte er in der Höhlung des Baumes jämmerliche Sprünge, bald hinauf, bald herunter, wie Quecksilber im Wetterglase. Seine Haut war wie ein Sieb durchstoßen und durchschossen, folglich ganz unbrauchbar, an seinem Fleische aber weideten sich die Abiponer. Ich beneidete sie darum wahrlich nicht. Ubrigens darf sich einer allein über einen Tieger, wegen der außerordentlichen Stärke, Geschwindigkeit und Arglist dieser Thiere, auf freiem Felde nicht wagen. Ich läugne nicht, daß es auch zuweilen einem einzigen Indianer oder Spanier gelungen ist einen Tieger, der auf ihn lossprang, mit der Lanze zu erstechen, oder mit der Schlinge zu erwürgen: aber vielmal sind auch Spanier und Indianer von denselben zerrissen worden, wenn ihnen der Lanzenstich schlüßlug, oder sie selbst keine tödtliche Wunde beibrachten. Kein Thier stirbt mit solchen eisenfesten Schnen ohne Wuth, es sey denn, daß es im Kopf, Herzen oder Rückgrade stark verwundet ist; es geht meistens desto grimmiger auf seine Angreifer los, je härter es verwundet wurde.



Will man also auf diese fürchterliche Bestie Jagd machen, so treten ihrer immer mehrere zusammen, und nehmen Lanzen zu sich; weil die Flinte allein mit vieler Gefahr verbunden ist: denn wenn der Sieger nicht auf den ersten Schuß auf dem Platze bleibt, so springt er stracks dorthin, woher die Kugel kam, und zerreißt den, der geschossen hat, in Stücken. Um dessen Leben zu retten, müssen zweien mit Lanzen Bewaffnete ihm zu beiden Seiten stehen, welche den Sieger, der nach dem Schuß hinzuläuft, niederstechen. Die Gefahren, welche andere ausgestanden haben, sind mir Beweises genug, daß man hierinnsfalls mit Pulver und Bley behutsam umgehen müsse. Ich reisete einst mit 6 Mocobis von Santa Fé nach dem Flecken Xavier, und blieb über Nacht an dem Ufer des runden Sees, wie es da der Brauch ist, auf freiem Felde. Der Himmel war unser Dach, und der Boden unser Bett. Das Feuer, diese nächtliche Schutzwehre wider die Sieger, brannte eine Zeitlang helle mitten unter uns, nachmals aber immer matter. Um Mitternacht schlich sich ein Sieger heran. Die Indianer hatten sich, um nicht das Ansehen zu haben, als wenn sie auf die Freundschaft der Spanier ein Mißtrauen setzten, unbehindert auf den Weg begeben. Ich hatte wohl eine Flinte bei mir; aber sie war nicht geladen, weil ich an keine Gefahr dachte. Meine Gefährten ließ ich einen Feuerbrand nach dem andern auf den herannahenden Sieger werfen, welches sie auch mit vieler Geschicklichkeit bewerkstelligten, so daß der Sieger auf jeden Wurf brüllend zurückfuhr, aber immer frischen Muth faßte, und wieder drohend heransprang. Indessen lud ich die Flinte. Weil ich mir aber bei diesem nächtlichen Dunkel keine Hoffnung machte, denselben gehörig zu treffen, und ihn weiter nichts als zu verschrecken wünschte, so lud ich mein Gewehr mit doppelter Ladung Pulver ohne Kugeln, und drückte es los. Der außerordentliche Knall trieb den



den Tieger in die Flucht: wir aber schloßen auf ein neues ein, voller Freuden, daß uns unser Anschlag so gut gelungen war: denn wir wollten den Tieger nicht um sein Leben bringen, zufrieden, wenn er uns das unfrische ließ. Ebendenselben Mittag begegneten uns, als wir durch einen engen Weg ritten, den einerseits ein tiefer See, auf der andern Seite aber der Wald umschloß, zwey solche Raubthiere, welche die ihnen nachsehenden Mocobis ohne Zweifel mit ihren Schlingen gefangen hätten, wenn sie ihnen nicht in das Gehölz entwischt wären.

Alle Jahre bemächtigen sich die spanischen und indianischen Reiter einer unzähligen Menge Tieger, indem sie ihnen einen ledernen Strick umwerfen, selbe hernach im vollen Carriere mit sich fortschleifen, und am Ende erwürgen. Die südländischen Wilden, welche wir Pampas nennen, schlagen mit einem zähen Rohr den Tieger auf den Rücken, und tödten ihn dadurch auf der Stelle. Sonst schleudern sie auch starke Pfeile, oder drey an Riemen hängende Steinfugeln mit vieler Geschicklichkeit auf diese Bestien. Ihre Stärke kann man hieraus abnehmen. Wenn sie zwey an einandergekuppelte Pferde auf dem Felde weiden sehen, springen sie unvermuthet auf das eine, bringen es um, und schleppen es nebst dem lebendigen in ihre Höhle. Ich würde dies für ein Märchen halten, wenn ichs nicht selbst auf den Reisen, die ich mit einigen Soldaten von S. Jakob gemacht habe, gesehen hätte. Ihre Schlaueit gleicht ihrer Stärke. Finden sie in dem Walde oder auf dem Felde keine Nahrung, so holen sie sich selbe aus dem Wasser. Weil sie vortreflich schwimmen können, so tauchen sie in einem See oder Fluß bis an den Hals unter, und speyen einen weißlichten Schaum aus ihrem Rachen heraus, welcher oben auf dem Wasser schwimmt, und wie ein Köder von



den hungrigen Fischen begierig aufgeschnappet wird. Diese saßt nun der Tieger mit seinen spitzigen Klauen, und wirft sie geschwind auf das Land. Auch die Schildkröten, deren es in den Flüssen eine ganze Menge giebt, fängt derselbe, löset sie sehr künstlich aus der Schale heraus, und verzehret sie. Als ich mich in dem Flecken S. Ferdinand unter den Yaucanigas aufhielt, stieß ich einst mit meinem Gefährten an dem Ufer des schwarzen Flusses auf einen Tieger, eben als er an einer Schildkröte speisete. Ich hielt es für gefährlich meine Augen länger an diesem Schauspiel zu weiden, und machte mich daher eilends davon. Bisweilen verstecken sie sich unter das hohe Gras oder ein Gesträuch, schauen ruhig und ungesehen eine Schaare Reiter nahe bei sich vorbeiziehen, und machen sich erst über den letzten, der den Schluß macht, ohne Widerstand her. Zu Nachts, wenn es regnet oder stürmet, schleichen sie sich leise und listig in die Häuser hinein, nicht um zu rauben oder zu morden, sondern um sich wider das Wasser, das sie scheuen, und den kalten Wind zu verwahren. Zu Corrientes lag einst die Mutter mit ihrer Tochter in dem nämlichen Bett. Als diese in der Frühe aufstand, sah sie unter dem Bett einen Tieger liegen. Sie winkte daher der Mutter, daß sie sich ja nicht rühren sollte, und holte zugleich Leute, welche dem gefährlichen Gast die Thüre wiesen. Dieses schwierige Unternehmen gelang nach Wunsche. Wenn die Parana zu den bestimmten Zeiten aus ihren Ufern tritt, so schwimmen die Tieger aus den unter Wasser gesetzten Inseln eilends nach dem Lande. Einer von ihnen wurde, eben als er an das Ufer von Corrientes hinaufarbeitete, von einem hinzugelaufenen Portugiesen durch einen Schuß verwundet, und lief in den Hof unsers Collegiums. Alle Patres fiengen zu zittern an. Endlich erlegte ihn ein Spanier, durch Zuthun einiger anderer mittels einer Schlinge. Dieser Vorfall gab zu einem



einem lustigen Rechtsstreit Anlaß; denn der Portugiese, welcher den Tieger zuerst verwundet hatte, wollte sich auch die Haut zueignen; allein sie wurde wie billig dem Spanier, der demselben vollends vom Leben half, zugesprochen.

Wiewohl man sich vor einem jeden Tieger in Acht zu nehmen hat, so muß man dennoch diejenigen besonders scheuen, welche schon einmal Menschenfleisch versucht haben. Ein solcher Tieger heißt auf spanisch Tigre *corvado*, und ist dermassen auf die Menschen erpicht, daß er ihnen ohne Ende nachstelllet. Er geht den menschlichen Fußstapfen viele Meilen weit nach, wie ich selbst gesehen habe, bis er endlich den Wanderer einholet. Ein solcher Tieger hat einst auf der Landstrasse von Santa Fè nach S. Jakob, worauf man täglich eine Menge Reisende antrifft, zehn unbehutsame Spanier in verschiedenen Tagen jämmerlich zerrissen. Wegen zunehmender Gefahr schickte der Unterstatthalter von S. Jakob einige Soldaten aus, dem Greuel dieses unverschämten Strassenraubers einmal ein Ende zu machen, und auf dieser so gangbaren Strasse die Sicherheit wieder herzustellen. Diese unbedeutende Expedition kostete Zeit und Mühe: sie hatte aber auch den glücklichsten Erfolg. Ich war dazumal bei den Abiponern zu Conception nahe bey dem Tummelplatze, wo das reißende Thier so herumwüthete. Bey dieser Gelegenheit will ich einige Rettungsmittel wider den Tieger erwähnen. Den Baum, den jemand um den Klauen desselben zu entgehen hinauf klettert, besteiget auch der Tieger. Aber hier kann man auf der Stelle Rath schaffen. Der Urin dienet in diesem Falle statt der Waffen. Sobald man ihm davon unten am Baume in seine grimmigen Augen sprizet, so ist nichts mehr zu besorgen. Der Tieger nimmt auf der Stelle den Reißaus. Bei der Nacht schüßet ein großes Feuer wider seine Anfälle. Auch die Hunde fürchtet er, wiewohl er ihnen das Fell oft jämmerlich über die Ohren



abzieht, oder sie zerreiſet. Die Spanier haben gewiſſe groſſe Fanghunde, welche derſelbe beſonders ſcheuet. Zu S. Ferdinand ſchlich ſich ein Tieger öfters in das Gehege, wo die Schaafſe des Nachts verwahret werden. Er ſog das Blut aus den erwürgten Schaafen, biß ihnen die Köpfe ab, und ließ das Uebrige liegen. Da wir dieſe Unverſchämtheit nicht länger ertragen wollten, ſo ſtellten wir gegen den Abend 20 Abiponer mit Lanzen in einen Hinterhalt, um dem verderblichen Thiere das Wiederkommen zu verleiden. In die Mitte ſtellten wir einen mit Piſtolen. Wiewohl ſie ſich in einer nahen Scheune verbargen, und ohne einen Laut von ſich hören zu laſſen, auf den Tieger lauerten, ſo mußte er ſie dennoch entweder gehört, oder gerochen haben; denn er getraute ſich dasmal nicht den Schaafen ſeinen gewöhnlichen Beſuch zu machen. Man gab alle Hoffnung auf ſeiner habhaft zu werden, und gieng daher vor Anbruch des Tages wieder nach Haus. Kaum wandten ihm die Abiponer den Rücken, als er erſchien und ungeſehr 10 Schaafſe zerriß. Um ihn auszuſpüren begaben ſich alle Abiponer, ſo viel ihrer zu Hauſe waren, Abends auf den Weg mit beiderſeits geſenkten Lanzen. Ich machte auf ihr Verlangen mit Piſtolen, und einer Flinte, worauf eine Bajonette gepflanzt war, den Schluß. Nachdem wir die ganze Nachbarschaft rein ausgegangen waren; fehreten wir wieder unterrichteter Dinge zurück, und wurden dafür von den Weibern tüchtig ausgelachet. Dennoch wagte ſich der nämliche Tieger täglich Abends nahe zu dem Flecken, um aus dem Naſe eines Pferdes ein Stück Fleiſch zu holen, ohne daß ihn die auf ihn lauenden Indianer erwiſchen konnten. Die Abiponer kämpfen täglich mit dieſen Raubthieren und überwältigen ſie allemal; es ſey denn, daß jenen im Stechen die Lanze abſpringt. Daher frißt ein Tieger ſelten einen Abiponer, aber dieſe zehren um ſo viel mehrere Tieger auf. So ei-

nen abentheuerlichen Geruch ihr auch frisches Fleisch ausdünstet, so sehnen sich doch alle bevittene Wilden, die ich kenne, auf das begierigste darnach. Das Tiegerschmalz lassen sie zerrinnen, trinken es, und halten es für ein Stärkungsmittel. Hühner, Eyer, Schaase, Fische, Wasserschildkröten ist keiner, weil sie glauben, daß der Genuß dieser zarten Speisen Feigheit, Zaghaftigkeit und Erschlaffung der Leibes- und Seelenkräfte zurücklasse. Die Folge davon ist sehr natürlich. Auch Julius Cäsar schrieb (im V. B. von dem gallischen Krieg) von den alten Britten: „Ihrer Meinung nach ist es unrecht von einem Haasen, Huhn oder einer Gans zu essen. Doch unterhalten sie selbige zum Vergnügen und zur Lust.“ Hingegen sehnen sich die Abiponer begierig nach dem Fleisch von Tiegern, Stieren, Hirschen, Wildschweinen, Ameisenbären, und Elendthieren, weil diese Nahrung ihnen, ihrer Meinung nach, Stärke, Kühnheit und Entschlossenheit giebt. In den vielen Kämpfen mit den Tiegern werden nicht wenige Abiponer durch ihre Klauen verwundet, wenn sie auch übrigens den Sieg davon tragen. Die Narben verursachen ihnen auch nach geheilten Wunden eine Entzündung und die unleidentlichsten Schmerzen, wogegen weder Zeit, noch Arznei etwas vermag. Ich habe ihrer mehrere gekannt, welche Zeit ihres Lebens unglücklich und elend geblieben sind. Auch die Tieger leiden oft an der Entzündung ihrer Klauen. Um sich zu heilen, fragen sie öfters an dem Baum Seibo, und ziehen Furchen in die Rinde. Dieser Baum bringt die schönsten Blüthen hervor, übrigens aber taugt er zu nichts; denn das Holz desselben ist so weich, daß man es mit einem gemeinen Messer wie einen Apfel schneiden, aber weder zur Feuerung brauchen, noch sonst auf eine Weise verarbeiten kann. Die Rinde dieses Baumes giebt dem Tieger eine Arznei, vielleicht auch dem Menschen, wenn man nur die Kräfte derselben besser untersucht?



Der Tieger verschonet keine Thierart: er fällt alle an, aber mit ungleichem Vortheile, und Erfolge. Pferde und Maulthiere unterliegen meistens, wenn sie sich nicht eilfertig durch die Flucht retten. Wenn der Esel rücklings sicher ist, so treibt er seinen Feind zurück dadurch, daß er in einemfort ausschlägt, und sich dabei im Rade herumreht. Aber auf dem freyen Felde zieht er gemeinlich den Kürzeren, besonders wenn er zur Maulthierzucht bestimmt ist, weil die Tieger diesen am meisten nachstellen, zum grossen Nachtheile der Meyerhöfe. Die Kühe vertheidigen sich und ihr Kalb mit ihren Hörnern wider alle Angriffe des Tiegers auf das Herzhafteste. Die Stuten hingegen lassen ihre Füllen, so bald er auf sie losgeht, im Stich, und nehmen die Flucht. Die Elendthiere, deren Stärke über alle Vorstellung gehen soll, erwarten ihren Feind, so zu sagen, mit offenen Armen rücklings liegend, und erdrücken ihn in dem Augenblick, da er auf sie zuspringt. So erzählen es wenigstens die Eingebornen des Landes. Weil der Tieger in seinem Leben dem Menschen so gefährlich ist, so ist er ihm dafür nach seinem Tode in manchem Betracht, nützlich. Seine Fette ist ein bewehrtes Mittel wider die Würmer, und seine Klauen stillen, wenn man sie zu Kalk brennet, die Zahnschmerzen, wie ich an einem andern Orte weitläufiger auseinander setzen werde. Die Tiegerhäute brauchen die Abiponer bald zu Pferddecken, bald zu Tapeten, und bald zu Mäntel. In Spanien kostet eine 4, bisweilen auch 6 Gulden unseres Geldes. Des Gewinnes wegen gesellen sich oft in Paragway mehrere Spanier zusammen, und unternehmen eine Tiegerjagd. Alle Jahre wird eine grosse Menge Tiegerhäute in Spanien gesandt. Zu Santa Fè kannte ich einen anfangs armen Spanier, der in kurzer Zeit sich durch diesen Handel mit Tiegerhäuten beträchtliche Reichthümer gesammelt hat. Bewunderungswürdig scheint es, daß von den vielen Jesuiten, welche beinahe alle Haiden, Wälder,

1875

1875

1875



Der Löwe.

Die paraguayischen Löwen verdienen diesen fürchterlichen Namen nicht: denn sie kommen mit den Löwen aus Afrika weder an Gestalt noch an Größe, noch an ihren übrigen Eigenschaften überein. Wider Pferde, Ochsen, und Menschen unternehmen sie nie etwas. Bloss Kälber, Füllen und Schaafe sind der Gegenstand ihrer Fraßgier. Auf die paraguayische Löwen paßt das alte Sprichwort der Spanier: No es tan bravo el Leon, como se pinta. (Der Löwe ist nicht so grimmig als man ihn mahlt.) Ihr Fleisch läßt sich vom Kalbfleisch kaum unterscheiden, weswegen auch die Spanier und Indianer begierig dabei zulangen. Ihr Fell ist goldgelb und hier und da weißlicht; ihr Kopf groß und kugelförmig; ihr Nacken fleischicht. Ihre Augen sunfeln und ihr zottichter Knebelbart besteht aus langen und steifen Haaren, wie Borsten. Ich habe sie selbst mit meiner Hand angefühlet. Man vernehme bei welcher Gelegenheit. Die spanischen und indianischen Wärter der Meereyen stecken die Köpfe der Tieger und Löwen, die sie getödet haben, als Siegeszeichen und Denkmale ihrer Wachsamkeit und ihres Muthes auf die Gehege des Viehs und auf Pfähle aus, ungefehr so, wie man an den Richtstätten die Köpfe und Hände der Missethäter an den Galgen angeheftet sieht. Ich stieg einst in einer Meverey auf so ein Gehege hinauf, besah nach der Reihe die Tieger- und Löwenköpfe, deren es daselbst immer eine Menge giebt, betrachtete ihre Augen, Ohren, Zähne und rupfte aus dem Knebelbärten der Tieger verschiedene Haare aus, welche ich wie Eisendrat, an der Wurzel dick, und elastisch fand. Ich blieb lange Zeit mit Verwunderung dabei stehen, und trug sie nach Hause um sie den neuen Ankömmlingen aus meiner Gesellschaft zu zeigen. Warum die Abiponer die jungen Löwen nicht aufziehen, begreife ich nicht, da sie doch die jungen Tieger so lieb haben, wiewohl ein Vergnügen dieser Art alle



allemal mit Gefahr verbunden ist. Noch klein geben sie Beweise ihres angeborenen Blutdurstes von sich, und fallen, die ihnen nahe kommen, mit den Zähnen an, besonders wenn die Sonnenhitze ihr Blut in Wallung bringt. Einer riß einem jungen Tiger Zähne und Klauen aus, damit er nicht schaden könnte: aber ~~sch~~ ohne Waffen fiel er über Kinder und Kälber her, und würde sie ohne Zweifel erwürgt oder erdrückt haben, wenn nicht also- gleich Leute ihnen zu Hülfe herbeigeilet wären. Damit er nicht bei zunehmenden Alter auch an Bösartigkeit zunähme, hat man durch einen Schuß seinem Leben ein Ende gemacht.

Die Wildkaze.

In den meisten Wäldern in Paraguay sieht man Wildkazen, die unsern zahmen ganz gleich sehen, außer daß ihr Schwanz am Ende platt und zusammen gedrückt ist, und sie selbst etwas größer als diese zu seyn scheinen. Es giebt solche Kazen von allerlei Farben. Dem Indianer grauet es nicht selbe gebraten zu essen: doch kostet es ihm viele Mühe, bis er eine erwischt, weil sie außerordentlich schnell und scheu sind. Wir hatten zu S. Conception ein Kätschen von einer zahmen Kaze und einem Waldkater. Eine schönere und größere hab ich in meinem Leben nicht gesehen, aber auch keine wildere, und scheuere. Sie gerieth dem Kater nach, und konnte weder durch die Länge der Zeit, noch durch Liebkosungen einheimisch gemacht werden, wiewohl ihre Mutter durch ihre besondere Gutartigkeit unsere Zuneigung völlig gewann. Die Kaze heißt auf abiponisch Kapaik, auf guaranisch Chibi, auf spanisch Gato, ein Thier, welches in Paraguan, wo es so viele Ratten und Mäuse giebt, nicht nur nützlich, sondern äußerst nothwendig ist.

Das



Das Elendthier, oder die grosse Bestie.

In den tiefesten Wäldern gegen Mitternacht wandelt das Elendthier, welches auf latein Alge, auf spanisch Anta oder la gran Bestia, auf italienisch Dante, auf französisch Etan, auf quaranisch Mborebî, und auf abiponisch Alalèk heißt. An Größe sieht dasselbe einem ausgewachsenen Esel, und in Rücksicht auf Kopf, Augen und Füße einem Schwein gleich. Es hat kurze und von vorne zugespitzte Ohren, sehr spitze Zähne, und ein Kälbermaul, dessen obere Lefze rügelartig aussieht. Wenn es zornig ist, pflegt es diese Lefze hervorzustrecken. Seine Vorderfüße spalten sich in zwei hohle Klauen, die Hinterfüße in drey. Ein kahler und haarloser Schwengel vertritt bei ihm die Stelle des Schwanzes. Die Haut der Elendthiere ist dunkelbraun und unaemöhnlich dick. Darum trocknen sich die Spanier und Abiponer selbe in der Luft, und machen sich Goller daraus, welche Pfeile und Säbelhiebe aushalten, aber Lanzen und Kugeln nicht widerstehn. Dieses Thier flieht die Menschen und ihren Anblick, wiewohl es eine solche Stärke besizet, daß es, wenn man ihm einen ledernen Strick umwirft, in der Flucht Reiter und Pferd mit sich fortreißt. Bei Tage schläft es fast immer; und geht bloß bei der Nacht in den Wäldern herum, und seinem Futter nach. Wenn es so im Gehölze herumstreicht, bricht es die Zweige mit vielem Geräusche ab, und verräth dadurch seine Gegenwart. Ich habe einmal einem solchen Thiere, als es unter der Dämmerung von dem Brunnen zurückkehrte, mit einem Schießgewehr eine Zeitlang nachgesetzt; allein es war mir unmöglich, dasselbe zu erreichen, weil ich wegen des morastigen Bodens nicht mehr weiter konnte. Die Indianer, welche in den Wäldern wohnen, richten den Elendthieren aus Stöcken Gallen auf, oder verbergen sich unter einem Gesiräuch, ahmen ihre Stimme sehr natürlich nach.





bern, sich mit den Klauen des Hinterfußes das linke Ohr fragen. Ob dem also ist, mögen die zusehen, welche diese Erzählung zuerst verbreitet haben. Auf deutsch heißt es das Elendthier, weil man es der fallenden Sucht wegen, der es unterworfen seyn soll, für elend hielt. Die alten Deutschen aber nannten es Elch, nach dem griechischen ἄλχη oder dem lateinischen alx oder alce. Da ich aus allen Geschichtschreibern wußte, daß die Elendthiere in den nördlichen Gegenden von Europa Geweihe tragen, in Paraguay aber keine, wie ich selbst gesehen habe, so entstand in mir der Zweifel, ob diese nicht von jenen der Art nach unterschieden sind, und bloß einer Aehnlichkeit wegen gleichen Namen führen. Sehr sonderbar finde ich das Meiste, was Julius Cäsar (im 6 B. von dem gallischen Kriege) von dem Elendthiere schrieb: Auch giebt es das selbst, sagt er, da er von den ausländischen Thieren spricht: Thiere von der Art, welche man Elendthiere nennt. Sie sehen den Ziegen ziemlich ähnlich; außer daß sie größer sind, und stumpfe Hörner tragen. Ihre Felle sind buntfarbig. *) Dieß ist eben so unerhört als unglaublich, weil es dem Zeugnisse der übrigen Schriftsteller geradezu widerspricht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Cäsar ein Elendthier auch nur von Weitem gesehen habe, weil er sie für ziegenähnlich ausgiebt. Vielleicht ließ er sich durch fliegende Gerüchte hintergehen: oder vielleicht haben die Kriegeunternehmungen seine ganze Aufmerksamkeit so auf sich gezogen, daß er in dem damals kriegerischen Deutschland diese Thiere weder sehen wollte, noch auch sehen konnte. Als er den Fuß in unser Vaterland setzte, war ihm

*) Sunt item, quae appellantur Alces. Harum est consimilis capris figura, & varietas pellium, sed magnitudine paulo antecedunt, mutilaeque sunt cornibus.

1875

1875

1875



die verlassen müße, welche sich zu unserer Zeit mit der Bearbeitung der Naturgeschichte eigends abgegeben haben.

Der Huenack.

Da das Thier, welches auf spanisch Guanaco, auf abiponisch aber Hakahatak heißt, im Latein keinen Namen hat, was soll uns hindern dasselbe *Ελαφοκαμυλον*, ein Hirschkameel zu nennen, so wie es Straußen giebt, die unter dem Namen *Struthiocameli* Straußenkameele bekannt sind? denn an dem Kopf, Hals, Rücken, der gespaltenen Oberlesze und dem Schwanz, welcher eine Spanne lang ist, sieht es einem Kameel, im übrigen aber einem Hirschen gleich. Die Füße sind gespalten, die Haut zotticht, und größtentheils röthlicht. Die Haare brauchen die Hutmacher; das Fleisch aber essen die Spanier und Indianer. Die Waffen des Huenacken bestehen in seiner Geschwindigkeit. Er thut niemand etwas zu Leid, weder mit den Zähnen, noch mit den Klauen. Beleidiget ihn aber jemand, so wird er ausgebracht, und speyet seinen Beleidiger an. Dieser Schaum soll nach der gemeinen Meinung anfangs eine rothe Blase, nachmals aber die Krätze verursachen. Die Huenacken flettern wie die Gämssen die steilsten Berge und Felsen hinan, steigen aber auch des Futters wegen, so oft es ihnen einfällt, haufenweise in das unten im Thale gelegene Feld hinab. Indessen macht ein Männchen auf einer Anhöhe die Schildwache, und sieht sich fleißig herum, ob nicht irgendwo eine Gefahr drohet. Treibt ein jählinger Schrecken die ganze Heerde in die Flucht, so laufen die Weibchen voraus, und die Männchen hinten drein. Allein diese Furcht fährt in sie so gar oft nicht umsonst; denn die spanischen Reiter werfen ihnen vielmals, wenn sie auf der Ebene weiden, Stricke um: doch braucht man dazu die schnellsten Pferde, weil sie



ſie außerordentlich geſchwind laufen. Ein vortreffliches Windſpiel, welches mich auf dem Weg begleitete, verfolgte lange Zeit einen jungen Huenacken ohne ihn einholen zu können. Auf meiner Reiſe durch die Gebirge von Korduba in Tufuman habe ich ganze Heerden ſolcher Huenacken angetroffen. Sobald ſie die Pferde hören, fliehen ſie ſchaarenweiſe auf die Gipfel der höchſten Felfen, ſtellen ſich wie Soldaten in lange Reihen, und ſehen auf die vorüberziehenden Reiter herab, welchen ſie nachwiehern auf eine Art, die dem Lachen der Menſchen nahe kömmt. Gleich darauf aber nehmen ſie, wie ſie von Natur ſaghaft ſind, erschrocken nach allen Seiten hin die Flucht. Dieſes Schauspiel machte uns Europäer oft lachen, und allen überhaupt viel Vergnügen. Die kleinen Huenacken werden in den Flecten ſehr leicht zahm gemacht, wiewohl ſie ſonſt ſehr wilde und ſcheu ſind. Ein ſolchen haben wir in der Kolonie S. Sakrament, in deren Hafen wir zuerſt einliefen, nicht ohne Verwunderung geſehen. Wie ein Hund lief er auf dem Plage herum. Außer dem Fleiſch und der Haut der Huenacken ſchätzt man auch den Stein Bezoar (die Spanier nennen ihn la piedra Bezar,) welcher zuweilen in ihren Eingeweiden gefunden wird. Manchmal wiegt er über ein Pfund, iſt immer eiförmig, faſt ſo groß wie ein Hühnerey, und mit den ausgeſuchtesten Farben wie ein Marmor beſprengt. Wahrscheinlich iſt deſſen Heilkraft eine Wirkung der geſündesten Kräuter, welche die Huenacken auf den Gebirgen weiden: doch ſollen die neuen Mediziner, welche das Alte aerinaſchätzen, nichts mehr, wenigſtens nicht ſo viel mehr darauf halten. Ich bins zufrieden, wenn nur unſere Arzneygelehrten dieſe mit ſo vielen Koſten aus Amerika gebrachten Heilmittel nicht nur mit minder koſtbaren, ſondern auch mit eben ſo heilſamen erſetzen. Natürlich muß man nicht das aus der



Fremde kommen lassen, was man; eben so gut zu Hause antrifft.

Die peruanischen Schaafse, Llamàs.

In dem an Paraquay anstossenden Peru giebt es Thiere, in deren Eingeweiden Bezoarsteine von verschiedener Farbe, Größe und Figur wachsen. Nämlich die diesem Lande eigenthümlichen Schaafse, welche die Indianer Llamàs, die Spanier aber Carneros de la tierra nennen, und zum Tragen kleiner Lasten, die sich nicht über einen Zentner belaufen, wie Lastthiere brauchen. Ferners die Vicuñas, welche unseren Ziegen an Größe gleichen, keine Hörner, sondern eine dunkelgelbe und seidnartige Wolle tragen, die von den Europäern sehr geschätzt wird. Die daraus versertigten Kleider sind im Sommer sehr kühl, und sollen die Nierenschmerzen und die Qualen des Podagra mildern. Die Indianer essen das Fleisch der Vicuñas, wiewohl es nichts weniger als schmackhaft und zuweilen eine Medizin ist. Einer, der im Schnee zu lang herumgegangen war, zog sich in Peru eine Augenkrankheit zu. Eine Indianerin legte demselben frisches und noch vom Blute triefendes Vicuña-fleisch auf die Augen: und gleich darauf soll aller Schmerz aufgehört haben. Außer den Llamàs und Vicuñas halten sich auch in Peru die Pacos, Tarugas und Mocomoros auf, welche den vorigen fast gleichsehen, auf die nämliche Art genüßet werden, und gleichfalls den Stein Bezoar erzeugen.

Der Ameisenbär.

Ein lebenswürdiges und lächerliches Thier ist der Ameisenbär. Auf quaranisch heißt er Tamandua, Yogui und Nurumi, auf spanisch Osso hormigero, auf
abipon



abiponisch endlich Heteyrei. Seinen Namen hat er von den Ameisen, seiner Nahrung. Doch muß man auch wissen, daß er nicht alle Ameisen ohne Unterschied, sondern bloß die, welche die Quaranier Cupis nennen, sammt ihren Eiern frisst. In Ermangelung dieser begnügt er sich mit kleinen Wärmern, fliegenden Insekten, Honig, und fleingeschnittenem Fleisch. Er ist so dick wie ein Schwein, aber länger und größer. Sein Kopf steht mit dem übrigen Körper in keinem Verhältnisse. Eine kleine enge Spalte, die auf seinem langen Rücken angebracht ist, macht sein Maul aus, in welchem eine schwärzlichte, glatte und über 20 Zoll lange Zunge dünner noch als ein Schreibfeder verborgen ist. Diese streckt er in die Ameisenhaufen, die er mit seinen Klauen aufwühlet, hinein, und zieht sie erst dann zurück, wenn sie mit Ameisen und ihren Eiern ganz voll ist, welche er dann verschlingt. Er hat kleine und schwarze Augen, mittelmäßige und beinahe runde Ohren, eine schwärzlichte und größtentheils zottichte Haut. An dem Ende der Vorderfüße ragen vier eingebogene Klauen hervor, von denen die mittleren zwei besonders stark und ungefehr 3 Zolle lang sind. Diese Waffen hat der Ameisenbär unumgänglich nöthig, die Erde, unter welcher die Ameisenhaufen verborgen liegen, aufzuscharren, und wegzuräumen. Die Hinterfüße sind 5 Zoll lang, und mit eben so vielen Klauen versehen, womit er im Gehen die Fußtapsen eines Knabens nachmachtet. Die Haare seines Schwanzes sind steife Borsten, länger noch als eine Pferdmanne, und so lang als sein ganzer Leib. Derselbe ist auch so breit, daß der Bär, wenn er schläft, sich damit ganz zudecket, und nicht nur wider die Kälte, sondern auch wider den Regen schützt; indem er die Haare wie einen Fliegenwedel oder Rächer auseinander spannet, und gegen den Kopf zulehret: ungefehr so wie sich unsere Eichhörner mit ihrem aufgebogenen Schwanz zu bedecken



pflegen. Dieses Thier kann nicht lang laufen, so daß es nicht nur jeder Reiter, sondern auch jeder Fußgänger leicht fangen kann. Sein Fleisch essen die Indianer, wiewohl nicht sehr gerne. Er hat übrigens Riesenträfte. Den Lieger empfängt er, wenn er von selbst angegriffen wird, bald sitzend, und bald rücklings liegend gleichsam mit offenen Armen, wie ich schon einmal gesagt habe, und erdrückt ihn. Junge Ameisenbären werden in den indianischen Kolonien bald zahm; allein man zieht selten einen auf, weil sie sich bloß von Ameisen nähren, die man mühsam zusammensuchen muß. Darum habe ich auch den Ameisenbär, den mir die Indianer anbotten, nicht angenommen. Diese Leute fangen ihrer jährlich unzählige.

Das Wildschwein.

Wildschweine, welche die Tharanier Tayaça, die Abiponer Ahergrantaik, und die Spanier Javali nennen, giebt es daselbst überall in unglaublicher Menge, und so viel ich weiß, von viererlei Gattungen. Die merkwürdigsten hierunter sind die, auf deren Rücken man ein schwammigtes, drüsenartiges, und mit einem weißen, milchähnlichen und nach Biesam riechenden Saft angefülltes Fleischgewächs wie einen Nabel wahrnimmt. Sobald das Wildschwein erlegt ist, muß auch dieses Gewächs herausgeschnitten werden: sonst würde der unerträgliche Biesamgeruch das ganze Fleisch anstecken, und für Menschen ungenußbar machen. In den Wäldern, um welche Sümpfe, oder sumpfige Felder sind, ziehen sie heerdenweise herum, und werden meistens von den Indianern, ohne daß sich diese ihre Absicht anmerken ließen, theils mit Pfeilen erschossen und theils mit Stöcken erschlagen. So hoch die Indianer das schwarze Wildprät achten, so sehr verabscheuen sie das einheimische Schwein



Schweinefleisch. Diese Enthaltung vom Schweinefleisch bestärket viele in der Vermuthung, daß die Amerikaner von Juden abstammen, und bedienen sich hierzu Beweise, die mich zwar nicht völlig überzeugen, aber dennoch viele Wahrscheinlichkeit für sich haben. Einst fiel eine ganze Heerde Wildschweine in die Kolonie S. Ferdinand ein, vielleicht in der Hoffnung Futter anzutreffen, vielleicht auch aus einem andern Triebe. Allein die Abiponier rannten haufenweise hinzu, und erlegten ihrer mit Pfeilen, Spießen und Stöcken eine ganze Menge, woraus sie sich einige Tage die herrlichsten Schmause zubereiteten. Ich habe auch von andern vernommen, daß die Wildschweine in die Flecken am Uruquay eben so zahlreich eingebrochen sind. Aus dem Leder derselben, machen sich die abiponischen Weiber Kelleisen auf die Reise; die Borsten aber binden sie in ein Bündel zusammen, und bedienen sich ihrer statt des Kammes.

Verschiedene Füchse. Der Zorrino.

Die dortigen Füchse sind von den unsrigen verschieden und von dreyerlei Art. Die größeren heißen auf abiponisch Kaalk, die mittleren Lichefan, und die kleinsten Lichaſa. Eine Gattung der Füchse nennen die Spanier Zorrino, und die Quaranier Yaguañe. Die Franzosen in Kanada geben ihnen mit Recht den Namen Bête puante, des stinkenden Thieres, oder Enfans du diable der Teufelsbrut. Diese Thiere sind so groß, wie kleine Gemsen, kastanienbraun, und auf beiden Seiten weißgestreift. So sehr ihre niedliche Gestalt die Augen ergötzet, so unerträglich ist in der Nähe ihr Gestank der Nase. Sie sind schön, aber nichts weniger als höflich: denn sie bissen alle, die ihnen nahe kommen, mit einem so pestilenzischen Saft an, daß sich der Hund, der davon



getroffen wird, jämmerlich eine Zeitlang auf der Erde herumwälzt, als wenn man ihn mit siedendem Wasser begossen hätte. Spritzt ihm etwas ins Aug, so ist er gewiß blind. Wird ein wollenes Kleidungsstück, ein Stock, oder sonst etwas damit verunreiniget, so muß es des Gestankes wegen, der sich daranhängt, und den man nicht wieder herausbringen kann, weggeworfen werden. Nach einigen soll sich derselbe durchs Räuchern mit schwarzer Wolle, oder durchs Vergraben unter die Erde nach und nach herausziehen: allein die Erfahrung überzeugt alle vom Gegentheile. Läßt der Fuchs auf freyem Felde sein Wasser, so wird der Dampf davon durch den Wind auf eine Meile Wegs verbreitet. Dieser weiße Saft leuchtet bei der Nacht wie Phosphorus, und wo derselbe immer vorbeiaht, sieht man einen Feuerstrahl. Schleicht sich diese Bestie zuweilen in die Häuser, und spritzt sie daselbst ihren fürchterlichen Harn heraus, so läuft alles, als wenn es im Hause brennete, zum Thor hinaus, entweder auf den Platz oder auf das freye Feld, um nicht von dem Gestank erstickt zu werden, und frey athmen zu können. So schwach und klein dieser Fuchs ist, so sehr wird er von Tiegern, Fanghunden und allen Menschen gefürchtet. In dem Gestank, womit sich gar nichts vergleichen läßt, bestehen seine Waffen. Wer ihn unbeschädigt fangen will, um ihm sein schönes Fell auszu ziehen, der darf ihn nur beim Schwanz nehmen, und seinen Kopf gegen die Erde hinabdrücken: denn auf diese Weise kann er von seiner Harnröhre, weswegen er allein zu fürchten ist, nicht Gebrauch machen und sein Gift aussprechen. Einige glauben, die Fette, welche an den Nieren des Fuchses wächst, sey die Ursache und die Quelle des Gestankes; und sein Fleisch würde, wenn man jene wegnähme, nicht nur genussbar, sondern auch schmackhaft zu essen seyn. Ich beneide niemand um diese Delikatesse. Herr Nerville, ein Franzose und Statthalter von

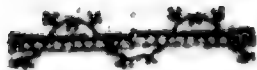
von der Insel Maloina, ehe sie noch an Spanien verkauft war, der mit uns auf einem Schiffe nach Europa zurückfuhr, hatte einen Mantel von Zorrinofellen, welche die Magallanischen Indianer sehr künstlich zusammengefügt haben, mit sich gebracht. Er ließ denselben auf dem obersten Mastkorbe öfters auseinanderlegen, und vom Winde durchwehen, damit er weder vom Liegen noch von Kleidermotten Schaden litt; und zweifelte nicht, daß dieses amerikanische Kleid in ganz Paris Aufsehen machen würde.

Von dem Zorrino haben viele geschrieben, aber die meisten aus anderen; ich schreibe leider! aus meiner eignen Erfahrung: andere vom Hörensagen, ich, weil ich ihn roch. Ich scheue und schäme mich das Andenken eines traurigen Vorfalles, der mir begegnet ist, zu erneuern. Dennoch will ich mich überwinden, um meinen Lesern einen Beweis meiner Aufrichtigkeit zu geben. Als wir aus Europa zu Buenos Ayres angelangt waren; reiseten unser etliche und fünfzig Jesuiten kurz nachher in Gesellschaft aus diesem Hafen durch die unermessliche Ebene von 140 Meilen nach Corduba in Lufuman. Jeder fuhr in einem Wagen, welcher von 4 Ochsen gezogen wurde; denn der Wagen muß in diesen Wüsteneyen die Stelle des Daches, und des Bettes vertreten. Man legt sich also auf die Rücken, und fährt so Tag und Nacht fort, nach Maßgabe der Zeit, des Weges und der Witterung. Das Schütteln dieses grob gearbeiteten Fuhrwerks ist unausstehlich, und außerordentlich ermüdend. Daher diente uns ein Spaziergang, oder Spazierritt des Abends, wenn es schön Wetter war, zur Erholung. Als ich so mit zweenen Spaniern aus meiner Gesellschaft herumspazierte, sah ich von weitem ein kleines Fächschen mit einem sanften Schritt herankommen. Seht nur, sprach ich zu meinen Begleitern, was



das für ein schönes und niedliches Thierchen ist. Wir trauten zu sehr der Farbe; weil sich keiner von uns von dem schrecklichen Gift etwas beifallen ließ, das unter diesem prächtigen Felle verborgen lag. Wir wollten das Thierchen fangen, und liefen ihm daher in die Wette nach. Unglücklicher Weise lief ich schneller als die Spanier. Wie der verschmißte Fuchs sah, daß ich ihm nahe war, blieb er stehen, als wenn er sich fangen lassen wollte, und schien sich auch wirklich zu ergeben. Weil ich den Schmeichelen eines unbekannten Thieres nicht trauen wollte, so rührte ich dasselbe nur leicht mit einem spanischen Rohre an. Auf der Stelle hob es seinen Fuß auf, und bespritzte mich mit seinem höllischen Harn, besonders aber meine linke Backe. Hierauf lief es, so schnell es konnte, siegreich davon. Ich muß es noch für eine Wohlthat ansehen, daß der Fuchs meine Augen verschonet hat. Nun stand ich, wie vom Donner getroffen, und war mir selbst unerträglich; denn der abscheuliche Gestank drang von der bepissten Backe in den ganzen Leib, und in meine innersten Kleidungsstücke, und selbst in den Stock. Weil sich eben dieser Gestank in einem Augenblick über das ganze Feld ringsumher ausbreitete, so wußten meine Gefährten sogleich, was mir begegnet war. Nun eilten alle, theils zu Pferd, theils zu Fuß herzu, mich anzusehen, und wollten vor Lachen fast bersten. Allein kaum rochen sie mich von weitem, als sie sich noch geschwinder, als sie kamen, zurückzogen. Wie etner, über den der Bannfluch gesprochen ist, wurde ich von allen vermieden, und selbst in das Gezelt, worinn ich mit den andern zu Abends hätte speisen sollen, nicht zugelassen. Ich kehrte also zu meinem Wagen zurück, und fragte sogleich meinen spanischen Fuhrmann (er hieß Quintéro,) ob er nichts unangenehmes röche. Er antwortete mir, er habe schon vor vier Jahren den Geruch verloren. Vortrefflich dachte ich mir; denn, wenn der Fuhrmann noch hätte

ric



riechen können, so würde er mich auch von meinem Wagen verbannet haben. Nachdem ich alle Kleider von mir weggeworfen hatte, wusch, rieb und trocknete ich mein Gesicht zu verschiedenenmalen ab: allein ich wusch an einem Mohren. Ich hätte gewünscht, diesmal aus mir selbst heraustreten zu können: so sehr hatte der Dampf alle meine Fiebern durchdrungen. Auf meinem Backen brannte es wie Feuer. Die Kleider, welche ich alle ausgezogen und auf die Decke des Wagens über ein Monat in den Wind, Regen, Staub und in die Sonne täglich hinaus gehängt hatte, verloren den Gestank nicht, und konnten daher nie wieder gebraucht werden. Hätte ich hundert Zungen, so würde ich das pestartige und durchdringende desselben nicht ausdrücken können. Ob das, was diese stinkende Bestie ausspricht, Harn oder eine andere Feuchtigkeit ist, weiß ich bis auf diese Stunde nicht. Das allein halte ich vor ausgemacht, daß Theophrastus, Paracelsus, und alle Chymiker zusammen mit allem ihrem Wissen und allen Apotheken und Schmelzöfen keinen höllischeren, der menschlichen Nase unerträglicheren Gestank auskünsteln können, als der ist, welchen der Zorrino von Natur ausdünstet. Hirschhorngestank und jeden noch ärgeren Gestank wird jeder für Zimmt, Weihrauch, Gewürznelken, oder Wohlgeruch duftende Rosen halten, wer immer einen Zorrino von weitem riechet. Man kann Europa Glück wünschen, daß es von Amerika gänzlich getrennet ist, schon aus dem Grunde, weil man daselbst von diesem unflätigen, und verhaßten Thiere nichts weiß. Durch die Erfahrung, welche ich auf meiner ersten Reise in Paraquay gemacht habe, ward ich klüger, und vermied diese Füchse nachmals mit aller Sorgfalt. Dennoch war ich, wenn ich auf freiem Felde mein Nachtlager aufschlug, einigemal nahe daran, von demselben angepist zu werden.

Der



Der Biscacha.

Auf die sinkenden Zorrinos laß ich die lächerlichen Biscachas folgen. Auf abiponisch heißen sie Nehelaterek, sehen einem Hasen ziemlich ähnlich, haben einen Fuchsschwanz, Haare wie Sammt, und einen schwarz- und weißgefleckten Pelz. In den Feldern graben sie sich auf den Anhöhen mit vieler Kunst Höhlen aus, worinn sie wider den Regen vollkommen verwahret sind. Diese Höhlen theilen sie in verschiedene Gemächer ab, weil an einem Orte mehrere Familien solcher Biscachas beisammen wohnen. Auch sieht man auf der Oberfläche der Erde verschiedene Eingänge zu denselben, um welche sie unter der Dämmerung haufenweise herum sitzen, und mit gespitzten Ohren hörchen, ob nicht jemand in der Nähe ein Geräusch von sich hören läßt. Ist alles ruhig, und die Nacht heiter, so gehen sie fouragieren aus, wobei sie, weil sie dem türkischen Korn und dem Getreide überhaupt sehr hold sind, die Aecker jämmerlich hernehmen. So lang sie irgendwo Getreide wissen, lassen sie das Gras stehen. Darum wird man auch schwerlich auf öden Feldern eine Höhle der Biscachas antreffen. Entdeckt man auf der Reise eine, so ist man gewiß von den Kolonien der Spanier nicht mehr ferne. Oft wunderte ich mich, daß man weder in dem Gebiete der Abiponer, noch in den Feldern der Quaranier, wo doch auch Früchte von aller Art wachsen, keine Biscachas findet. Um den Eingang in ihre Höhlen liegen dörres Gebein, Holztrümer, und sonst allerley Urath, den sie täglich zusammen schleppen, herum. Ihre Absicht dabei kann niemand errathen. Die spanischen Landleute unterhalten sich oft mit ihrer Jagd. Man gießt in ihre unterirdische Gemächer viele Kannen Wasser. Um nicht ersäuft zu werden, springen die Bestien auf das Feld hervor, und werden, weil ihnen alle Wege zur Flucht abgeschnitten sind, mit Stöcken



den erschlagen. Ihr Fleisch, wenn sie nicht zu alt sind, essen selbst die Spanier.

Der Haase.

Haasen, welche blos an der Größe von den europäischen unterschieden sind, giebt es in Paraquay, aber wenige. Dieß schließe ich daraus, weil ich auf allen meinen Reisen durch dieses Land, und solange ich bei den Indianern, die doch keine Thierart verschonen, gewesen bin, nur einen einzigen gesehen habe. Doch weiß ich aus der Erzählung eines anderen, daß sie in Zukuman, gegen Peru zu nichts seltenes sind.

Verschiedene Kaninchen.

Die Kaninchen sind in Paraquay eben so mannigfaltig, als zahlreich. Die Spanier heißen sie allzusammen Conejos, die Abiponer die größeren Cañan, die kleineren Névoe. Einige vergraben sich wie die unsrigen unter die Erde, und sind vielfärbig. Andere verbergen sich unter die Gesträuche, und Stauden, sind kleiner als die Haasen, und größer als unsere Kaninchen, fennelfarb oder vielmehr kastanienbraun. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft, und kommt auch auf die Tafel der Vornehmen. Einst soll jemand, welcher durch Paraquay nach Peru reisen wollte, einige Paare dieser Thierchen aus Spanien gebracht haben. Als er einmal auf dem freyen Felde Mittag machte, ließ er einige Kaninchen beiderlei Geschlechts aus ihrem Behältnisse heraus. Sie erfahen aber ihren Vortheil, und entflohen. Ihre zahlreiche Nachkommenschaft sieht man noch iht in Zukuman, besonders um S. Jakob herum. Es giebt noch andere Kaninchen, welche die Quaranier Aperèa nennen, nicht viel größer als eine Feldratte sind, und sich theils unter
die



die Säune der Mecket, und theils in unterirdische Höhlen verstecken. Das Getreid leidet sehr von ihren Vermüthungen, weil ihrer so gar viele sind. Die Abiponer, welche oft die größten Reisen ohne Begiehrung unternehmen, pflegen, wenn sie zu Mittag oder Abend speisen wollen, das dürre und hohe Gras anzuzünden, und tödten und braten das Gewild, welches darunter verborgen liegt, und nun aus Furcht vor dem Feuer hervorspringt. Finden sie keine Tieger, Rehe, Hirschen oder Straußen, so mangelt's ihnen doch nie an Kaninchen. Diese binden sie zu hundert an eine Schnur, und tragen sie so von der Jagd, wie die Deutschen die Zwiebel, nach Hause. Daß sich einst die Abiponer, wenn sie auf einem forcirten Marsch wider die Feinde zum Jagen keine Zeit hatten, der in der Luft gedörten Kaninchen statt des Proviant's bedienet haben, hat mir Barreda ein alter Krieger zu S. Jakob erzählt.

Der Hirsch.

In den Ufern der Flüsse Parana und Paraguay, und den größeren Inseln derselben giebt es fast überall eine Menge Hirschen, die von den europäischen in nichts verschieden sind. Außerdem sieht man in ganz Paraguay kaum einen einzigen. Die Abiponer holen mit ihren pfeilschnellen Pferden auch die flüchtigsten Hirschen ein, fassen sie bei den Geweihen, und geben ihnen mit dem Messer oder der Lanze den Fang. Jagen sie aber in Wäldern, wo ihre Pferde nicht durchkommen können, so erschießen sie selbe mit großen Pfeilen. Ehe die Wilden den Gebrauch des Eisens kannten, steckten sie das Ende eines Hirschhorns an ihre Lanzen, und machten damit sehr weite Wunden. Noch zu meiner Zeit, da ich mich unter den Abiponern aufhielt, bedienten sich noch die alten und armen Abiponer der Spieße mit Hirschgeweihen
und

und wurden sehr gefürchtet. Mit der zerronnenen Zette der Stutten, deren viele in dieser Absicht geschlachtet werden, gärben und bereiten die Spanier die Hirschhäute, welche sie hernach zu allerlei Dinge verwenden. Sie glauben auch, daß das kleinste Stück Hirschleder, wenn sie es am Leibe tragen, wider alle Schlangenbisse vollkommen in Sicherheit setze; weil man weiß, daß nicht nur die Danhirschen, sondern auch die anderen fast mit allen Schlangen anbinden, die ihnen im Wege kommen. Ich wenigstens habe das kalzinirte Hirschhornpulver, weil es für viele Krankheiten gut ist, allemal in Ehren gehalten.

Das Reh.

Wenn man in Paraguay auf das Feld hinausgeht, so findet man überall Rehe, welche den europäischen vollkommen gleichsehen. Die Abiponer heißen sie Heëgehak, die Spanier Venados. Die auf dem Felde bleiben, sind lichtkastanienbraun, die in den Wäldern etwas dunkler, beide aber mit weißen Punkten besprengt. Die Waldrehe nennen die Quaranier Quazubirà, die Feldrehe hingegen Quazuty. So lang sie jung sind, kostet es keine Mühe sie zahm zu machen. Ich habe selbst ein kleines Reh, welches erst vor etlichen Tagen gefallen war, und mir ein Abiponer gebracht hatte, in meinem Zimmer mit Kuhmilch ausgezogen. Wie es größer ward, lief es mit den Kühen, welche in dem Hofe des Hauses gemolken wurden, und ihren Kälbern wie ein Kalb täglich mit auf das Feld zur Weide; aber im Nachhausegehen band es sich an kein Geseß. fand es mein Zimmer zugeschlossen, so klopste es mit den Füßen an die Thüre, und erinnerte mich oft bei eitler Nacht, daß es da wäre. Ich mochte ausreiten, oder ausgehen, so begleitete mich dasselbe allemal wie ein Hund



Hund. Die Schaare Hunde, welche auf das Thierchen zuliefen, sah es unerschrocken an, stampfte mit den Füßen auf die Erde, und jagte sie alle in die Flucht. Das Halsband mit metallenen Schällen, das ich ihm umhien, schreckte alle Hunde zurück, und betrog sie dermassen, daß sie selbes für ein fremdes und gefährliches Thier hielten. Es fraß Fleisch, Brod, Wurzeln und Kräuter, aber köstlicher als ein Blatt Papier war in seinen Augen nichts. Meine Philosophie, die uns der Lehrer, wie es damals üblich war, durch 3 Jahre in die Feder diktirt hatte, fraß es nach und nach ganz auf bis auf einige Blätter vom Magnet, die ich mir zu meinem künftigen Gebrauch aufbehielt. Musikalien mausete es mir, in meiner Abwesenheit zu meinem nicht geringen Verdruss vom Tische weg, und verzehrte sie. Weil ihm das Halsband, das ich ihm, als es noch sehr klein war, umgebunden hatte, bei zunehmenden Jahren zu enge wurde, so wollte ich es ihm weiter machen. Allein das Reh mußte geglaubt haben, daß ich ihm nach dem Leben strebte, und es nicht mehr aufrichtig mit ihm meinte. Kurz es nahm die Flucht, und irrte in den entferntesten Wäldern über ein Monat herum ohne wieder zu kommen. Die Indianer bekamen es einigemal zu Gesicht. Ich hatte mir vorgenommen das Thierchen wieder mit mir auszusöhnen, und hereinzuholen: und wies ihm daher von weitem ein Blatt Papier, welches so sehr auf dasselbe wirkte, daß es sich mir mit Zittern näherte, und mir, weil ich ihm von Zeit zu Zeit ein Blatt nach dem andern gab, bis in mein Haus folgte. Es vergaß alle Feindschaft und seinen Schrecken, und blieb bis an das Ende seiner Tage treulich bei mir. Oft socht es mit den Maulthieren. Ein lustiges und sehenswerthes Schauspiel, zu welchem die Indianer haufenweise hinzuliefen! Der Rehbock stellte sich nämlich auf die Hinterfüße, und schlug mit seinen Vorderfüßen das Maulthier auf den Kopf: da nun dies

fes

ses jenem Gleichen mit Gleichem vergelten wollte, so machte derselbe allerlei Seitensprünge bald rechts, bald links; und entgieng daher allemal den Schlägen, und der Rache des erbitterten Maulthieres, mittelst seiner unglaublichen Hurtigkeit. Nach so vielen Siegen, die es über diese Pferdeseln davon trug, machte es sich auch auf dem Felde an einen der unbändigsten, der dem zweyjährigen Rehe den Rückgrad einschlug, und selbes also um das Leben brachte, nachdem ihm allgemach die Hörner (es war ein Männchen) zu wachsen angefangen hatten. Man kann sich kaum vorstellen, wie nahe uns allen das Unglück dieses Thieres gieng. Ich habe noch jetzt ein Buch Musikalien, das in seine Haut gebunden ist. Ich weiß noch von einem andern merkwürdigen Reheweibchen, welches in dem quaranischen Flecken zu den h. h. Aposteln erzogen wurde. Weil es sich nach einem Männchen sehnte, verließ es sich in den Wald. Alle Einwohner bedauerten den Verlust der Entlaufenen, als sie sich wieder nach einer Abwesenheit von einigen Monaten mit einem jungen Rehe, das sie eben geworfen hatte, folglich mit Wucher bei ihrem Herrn einstellte. Jedermann bewunderte den Trieb der Natur, und die Treue dieses Thieres.

Ykipära.

Die Ykipäras, eine Art Maulwürfe, halten sich unter der Erde auf, und machen ein entsetzliches Getöse. Es ist gerade, als wenn man von weitem paucken hörte. Fremde, die nichts davon wissen, können nicht ohne Schauder zuhören. Ich beschreibe die äußere Gestalt dieses Thieres nicht, weil ich es zwar oft gehört, aber nie gesehen habe. Ich vermute, daß das Gebrumm desselben in den hohlen Krümmungen und

3 Schlan.



Schlangengängen der Erde abprelle, und sich dadurch verstärke.

Verschiedene Gattungen der Affen.

Wollte ich die Gestalt, die Benennungen, und Eigenschaften aller Affenarten von Nordparaguay umständlich beschreiben, so würde ich damit allein einen ziemlichen Band anfüllen. Ich werde also nur das Vornehmste berühren. Alle Affen heißen auf spanisch Mono, auf abiponisch aber Nichikàtana. Die Quaranier geben jeder Affenart einen besonderen Namen. Die Caraya sind die zahlreichsten, aber auch die häßlichsten. Sie haben braune Zotten, sehen immer mißmüthig aus, klagen immer, und sind träge und bissig. Da sie Tag und Nacht fortheulen, so verlangt sie niemand zähm zu machen. Sie sitzen schaarenweise auf den Bäumen, und springen auf denselben des Futters wegen herum. Verdoppeln sie ihr Geheul, so ist dies ein Zeichen eines nahen Regens, oder Ungaewitters. Es gleicht dem Geplirre der Fuhrwägen, welche lange Zeit nicht geschmieret worden sind. Man hört dasselbe auf mehrere Meilen weit, weil immer einige hundert miteinander heulen. Sie sind mittelmäßig groß.

Cayì.

Die kleinen Affen, welche man Cayì rennet, sind kaum, auch wenn sie ausgewachsen sind, eine Spanne groß, stets fröhlich und munter, und wenn man sie von ihren ersten Tagen an zähm macht, sehr gelehrig. Doch kann man sie nicht oft frey im Zimmer herumgehen lassen, weil sie alles kosten und anfühlen wollen, und bei dieser Gelegenheit Dintensaß und Geschirre umstürzen, die Bücher zerreißen, alles was flüßig ist, ausschütten, und alles was glås



aussehen; und hängen sich an ihre Schultern, ohne daß ihnen der geringste Gedanke von der Flucht beifele. Wer wird nicht diese Liebe der Jungen gegen ihre Alten bei den Affen bewundern, welche, wie sie in anderen Stücken bloß Nachahmer der Menschen sind, also in diesem Punkte gewiß ihre Lehrer seyn können?

Barbudos.

Die Spanier in Paraguanay, welche die Blätter des Baumes Caà zu einem Getranke zubereiten, treffen oft große, fauersehende, und stark behartete Affen an, welchen sie von dem Barte einen lächerlichen Namen, den ich mit Vorbedacht verschmelze, beigeleget haben. Sie lieben abseitige Derter, und fliehen die Menschen und das Tageslicht. Ihrer Waffen wegen sind sie zu fürchten; denn sie werfen ihren Unrath, der um sie stets herumliegt, wie eine Kugel zusammengeballt, auf alle, die ihnen nahe kommen. Allein dieser Gestank ist, bei aller Abscheulichkeit desselben, dennoch mit dem Harn der Lorrinos verglichen, Rosen- und Gewürzgeruch. Dergleichen Affen zu fangen, oder zu zähmen ist noch niemanden eingefallen.

Caruguà.

In den tiefesten Wäldern irren Affen herum, welche die Quaranier Caruguà, die Spanier aber Diablos del monte Waldteufel heißen. Ich wäre versucht sie Faunen und Satyren zu nennen, wenn sie nach der Phantasie der Mahler und Dichter Geißfüße und Hörner hätten. Sie sind mit Haaren bewachsen und beinahe die größten von allen Affengeschlechtern. Sie gehen auch aufrecht auf den hintern Füßen. Ihre Fußtritte gleichen denen eines vierzehnjährigen Jünglings. Diese Affen lieben die Einsöde und stellen dem Menschen nicht nach. Kommt aber



aber jemand unvermuthet in den Irrgängen der Wälder ihnen auf die Nähe, so zerreißen sie ihn ganz erbärmlich. Ich weiß von einem Quaranier, welcher an den Wunden, die ihm ein Carugua versetzt hatte, in der Kolonie S. Stanislaus gestorben ist. Ein anderer Indianer aus eben diesem Flecken erlegte in den entferntesten Wäldern einen solchen Affen. Weil er die Beschwerlichkeiten der langen Reise bei der strengen Sonnenhitze scheuete, so ließ er den todten Körper zurück, und schnitt ihm bloß seine entseßlichen Klauen, welche noch weit fürchterlicher als ein Bajonet sind, ab, und wies sie dem P. Petrus Paulus Danesi, einem Römer, welcher dazumal dem Flecken vorstand. Sie wurden hernach in den übrigen Flecken der Quaranier herumgetragen, damit man aus den Klauen auf den Carugua schließen, und seine schrecklichen Waffen kennen und fürchten lernte, so oft eine Reise durch minder besuchte Wälder unternommen werden sollte. Es hatte wenig gefehlt, daß nicht auch ich eine Beute dieser grimmigen Affen geworden bin. Als ich einst mit den Indianern und dem Spanier Villalba, meinem Gefährten, in den Wäldern Mbaevera übernachtete, und diese von ganzer Seele schnarchten, hörte ich eine Zeitlang ein Geräusch von abgebrochenen Baumästen, und zugleich einen der menschlichen Stimme ähnlichen Laut. Ich war in Aengsten zu wissen, was es seyn möchte. Da die Stimme, und das Geräusch meiner Ruhestätte, die von dem Feuer der Indianer etwas entfernt war, immer näher kam, besorgte ich Gefahr, und schrie meinen Indianern zu, von welchem Vogel oder Thiere dieses Geräusch herrühre. Mein Geschrey weckte sie endlich auf. Sie, und der Spanier horchten ein wenig, und sagten mir dann einstimmig, daß ein Carugua oder ein Waldteufel sich nähere. Gleich liefen alle mit Bränden und Lanzen zu mir. Ihre Nähe erschreckte die Bestie, und sie machte sich eilends davon. Ich aber hohlte nach dieser Gefahr wieder frey Athem.



Quatì.

Das Thier Quatì scheint mir ein Bastart zu seyn: denn es sieht an seinem Köpfel einem Ferkel, an dem Kopf einem Fuchs, und im übrigen einem mittelmäßigen Affen gleich. Es ist etwas gelblich, und sein Schwanz, welcher an Länge den ganzen Leib übertrifft, wie gerin- gelt und vielfärbig. Die Quatì laufen wie die Affen auf den Bäumen herum, und weiden sich an deren Früch- ten, wiewohl wir auch einst eine zahlreiche Schaare der- selben auf der Erde herumhüpfen sahen. Auch die Alten werden in wenig Tagen von den Indianern zum Ver- wundern zahm gemacht; aber Hühner und Eyer, von des- sen sie besondere Liebhaber seyn sollen, sind vor ihnen nie sicher.

Ay.

Bei unserer Affenmusterung soll der Ay' den Be- schluß machen. Dieses Thier hat nichts weniger als die Hurtigkeit und Leichtsinigkeit der Affen, und wird wegen dessen angebohrner Trägheit und Langsamkeit von den Quaraniern Ay', von den Spaniern la Pereza oder die Trägheit und spottweise el Perico ligero, das hurtige Hündchen genannt. Es ist so groß wie ein unsriger Fuchs, und hat einen kleinen Kopf, eine enge Schnauze, kleine und schwarze Augen, lanke aschensfarbige Zotten, die auf den Hals wie eine Mähne herabhängen, einen braunen Streif über den Rücken, ein stets offenes Maul, an je- dem Fuß lange und eingebogene Klauen, einen stumpfen Schwanz, schwache Zähne, und keine Ohren; kurz alles, was man anschaut, ist bei ihm ungereimt und abscheu- lich. Der Ay lebt in den Gipseln der Bäume von ihren Blät- tern, und zuweilen auch von kleinen Ameisen. Auf sei- nen Hintersfüßen sieht er niemals. Man sieht ihn nie trin-



trinken; sondern er scheint sich mit dem Thau allein zu begnügen. Langsamer als jede Schildkröte scheuet er die kleinste Bewegung, so daß er sowohl im Hinaufsteigen auf einen Baum, als auch im Herabsteigen wohl einen Tag verkriechet. Er ertastet, wenn es auch nur etliche Tropfen auf ihn regnet. Er seufzet immer den Buchstaben **I** hervor; außer dem bricht er das ewige Stillschweigen nie, und liebt die Ruhe über alles. Sein Leder soll besonders dauerhaft seyn; sein Fleisch aber finden selbst die Indianer, so viel ich weiß, eckelhaft. Aus allem diesem erhellet, daß die träge Bestie mit den Affen fast gar nichts gemein hat. Diese können nicht einen Augenblick still sitzen, sondern laufen, spielen, und springen den ganzen Tag. Ihre tägliche Ermüdung von dem immerwährenden Herumbüpfen macht sie so mager, daß nichts als Haut und Bein an ihnen ist. Doch essen die Indianer auf den Reisen die gebratenen Affen als etwas sehr köstliches. Ich lachte von ganzem Herzen, als einer von ihnen zu einem gebratenen Affen, den er in Beiseyn meiner mit einem Pfeile von dem obersten Gipfel des Baumes heruntergeschossen hatte, eine ziemliche Anzahl seiner Reisegesährten einlud: denn ich glaube nicht, daß auf einen ein Beinchen gekommen ist; allein sie wollten lieber an einem Beine nagen, als Hunger leiden, nachdem sie aus einer unzeitigen Gefräßigkeit die ihnen reichlich mitgegebene Bezehrung schon verschlungen hatten. Das Affenfleisch ist in verschiedenen Ländern von Amerika eine der gewöhnlichsten und köstlichsten Speisen der Indianer. Daß sie dasselbe schmackhaft finden, ist sehr natürlich, weil viele von ihnen vorher Menschen frassen, denen die Affen noch am nächsten kommen. Die dümmern Amerikaner glauben sogar, daß sie reden können, daß sie aber, um nicht von den Spaniern zur Arbeit angehalten zu werden, sich stumm stellen, und nicht einmal leise flüsterten, wiewohl sie zuweilen lachten, und



heulten. Wenn ein Aff mit einer Flintenkugel getroffen wird, so drückt er alsogleich die Pfote auf die Wunde, um das Blut und sein Leben zu erhalten, und seiner Seele den Ausgang zu verwehren. Ist er auch bereits entseelt, starr, und kalt, so bleibt dennoch die Pfote auf seiner Wunde. Die Erfahrung hat mich das Schädliche und Gefährliche an den Affenzähnen kennen gelehret. Ein Priester aus meiner Gesellschaft wurde einst von einem zornigen Affen gebissen, und der Rothlauf zog sich vom Arm in den Kopf. Eine heftige Entzündung und Geschwulst nebst unleidentlichen und beinahe tödlichen Schmerzen waren die Folge davon. In Europa habe ich viele Affen gesehen, welche mir nicht einmal dem Namen nach bekannt waren, und von denen ganz Paraguay nichts weiß. In den verschiedenen Ländern giebt es verschiedene Affengeschlechter, die nach Verschiedenheit der Sprachen auch verschiedene Namen führen. Zu Lissabon werden in vielen Kaufmannsbuden allerlei amerikanische, asiatische, und afrikanische Affen verkauft, die mir in Paraguay nie zu Gesicht gekommen sind. Eben dieses gilt auch von den Papageyen.

Armadillo oder Tatù.

Das viersüßige Thierchen, welches die Spanier Armadillo, die Quaranier aber Tatù nennen, ist nicht viel größer, als eine gemeine Schildkröte, sonderbar anzusehen, aber schmackhaft zu essen. Es ist am ganzen Leibe mit reihenweise schwarz und weißgesteckten Hornschuppen bepanzert. Wenn eine Gefahr drohet, verbirgt es seinen Kopf, der einem Kerkelkopf gleicht und den es sonst im Gehen hinvorsirecket, unter ihren Panzer, wie eine Schildkröte. Sein Hals ist sehr lang, und seine Schuppen sind rechts und links besonders unter dem Bauche mit weißen Haaren bewachsen. Es hat Schildkrö-



rensfäße mit 5 ungleichen; Zehen, und sehr spitzigen Klauen, womit es sich bald unter der Erde Gruben gräbt, und bald sich an derselben so fest anhält, daß selbes auch der stärkste nicht davon wegreißen kann. Sein langer Schwanz, aus welchen sich die Abiponer Kriegspfeilen machen, ist gleichfalls bepanzert. Die Ohren der Armadillos haben weder Haare noch Schuppen. In ihrem Genicke sind zwey Gelenke angebracht, damit sie ihren Hals rechts und links herumdrehen können. Sie laufen sehr schnell, meistens sich sack, um von den Menschen und Hunden, die ihnen nachsehen, nicht erwischt zu werden, und fressen Wurzel und Kräuter. Sie trinken viel und werden auch sehr fett. Die Hunde wittern sie in ihren unterirdischen Schlupfwinkeln aus. Sie brüten nicht Eyer aus, wie die Schildkröten, sondern bringen ihre Jungen lebendig auf die Welt, und zwar mehrere auf einmal. Schon die ungebohrnen Jungen haben ihre Panzer, wiewohl von der äußersten Zartheit. Ich habe ihrer viele gesehen, wann die Soldaten trachtige Armadillos, ehe sie gebraten wurden, aufschnitten. Solche Thierchen giebt es in Paraquay von dreyerlei Gattungen, welche sich an Gestalt, Größe und ihrem Namen von einander unterscheiden. Zur ersten gehören die, welche wohl zwei Spannen lang und etwas größer, als ein Ferkel sind. Sie haben längere Klauen, und theils braune, theils rothe Haare; und heißen daher bei dem spanischen gemeinen Volke Kirikincho peludo, die haarichten Armadillos, bei den Quaraniern Tatù poyù, bei den Abiponern endlich Yanik laip. Streuet man von dem zur Hälfte gebrannten, und zu Pulver geriebenen Panzer der rothen Armadillos auf den Wunden oder haarlosen Rücken der Pferde, so wird dieser dadurch geheilet. Da die größeren Armadillos die Aeser der Pferde und Maulthiere auf dem Felde fressen, so eckelt den meisten vor ihrem Fleisch: doch bedienen sich gemeine Leute ih-



rer grossen Schalen oder Panzer in der Küche statt der Teller und Schüssel. Die Armadillos der zweyten Art sind viel kleiner als die vorigen, essen keine Aeser, und geben daher selbst ein fettes und schmackhaftes Fleisch. Die Spanier heissen sie *Mulita*, kleine Maulthiere; die Abiponer *Katoïraik*. Die dritten endlich und kleinsten kugeln sich, so oft es ihnen einfällt, wie die Igel zu sammen. Ihre Panzer aber sind so fest, daß beladene Fuhrwägen, ohne sie einzudrücken, darüber wegfahren, und selbe durch keine Gewalt aufgemacht werden können, es sey dann daß man viel Wasser auf einmal daraufgießt. So bald sie naß werden, schließen sie sich von selbst auf. Die Spanier nennen sie *Bolita*, eine kleine Kugel, die Abiponer *Kaitavalk*. Ihr Fleisch ist schneeweiß und voller Saft. Ohne Zweifel würde dasselbe jeder Europäer Hühnern, Kapaunen und Phasanen vorziehen. Ihre viele Kette braucht man auch zu Arzneyen. Von diesen Panzerthieren wimmelt es fast überall in den paraquayischen Feldern. Wir wenigstens gaben selbe vielmal, wenn ich mit den spanischen Reitern durch diese Haiden zog, oft ein Mittag, und oft ein Abendmahl ab.

Bisher handelte ich von den vierfüßigen Thieren, welche in Paraguay zu Hause sind. Von den Pferden, Maulthiere, Eseln, Ochsen und Schaafen dieses Landes habe ich anderswo geredet. Elephanten, Rhinoceros, Kameele, Pantberthiere, Hyäne, Rennthiere, Luchsen, Dachsen, Bären und gemeine Wölfe kennet Paraguay nicht. Wir wollen daher zu den Amphibien übergehen.

Der Krokodil, oder Caymán.

Unter den Amphibien, welche Cicero Doppelthiere (*ancipites bestias*) nennt, soll das Krokodil den Anfang machen. Dieses Thier, welches um viel größer, als



als die andern, aber auch um viel langsamer ist, nennen die Abiponer ihr Kaéperhak (ehedessen nannten sie es Peénè) die Quaranier jacaré, die Mohren von Congo Caymán, die Spanier Cocodrilo oder Lagarto, (eine Eydere;) weil dasselbe, wenn es vom Ey ausschließt, kaum über eine halbe Spanne lang ist, und unseren Eyderen in den Gärten gleichsieht. In der Folge aber wächst es zu einer ungeheuern Größe an. Man sieht in Amerika durchgängig 10 Schuhe lange Krokodile. Helian giebt ihnen in seiner Geschichte der Thiere (17. B. 6. K.) eine Länge von 26 Ellen, andere eine noch größere. Plinius sagt im 8. B. 25. K.: „Kein Thier, das im Anfange so klein ist, wächst zu so einer Größe an.“ Dieß ist auch kein Wunder, weil die Krokodile (nach der gemeinen Meinung) so lang wachsen, als sie leben. Da sie nun ein äußerst hohes Alter, und nach dem Helian oft das sechzigste Jahr erreichen, und auch manchmal überleben, so kann man leicht auf ihren Wachsthum schließen. Das Alter der Krokodile konnten die Völker in Asien wissen, welche sie entweder in den Teichen zur Verehrung oder in den Gräben der Stadmauern zum Schutz ihrer Städte mit gewissenhafter Sorgfalt aufzogen, und fleißig dafür Sorge trugen, daß, wenn die alten Krokodile auf was immer für eine Art umkamen, sie durch Junge ersetzt wurden. Als einst während einer zweijährigen Trockenheit verschiedene Seen und Flüsse austrockneten, sahen wir in Paraguay nebst andern Wasserthieren auch eine Menge Krokodile im Felde herumirren, und da sie nirgends Wasser fanden, durch Durst umkommen. Schreckbare Gestalten und Ungeheuer von einer noch nie gesehnen Größe kamen uns täglich unter die Augen. Die Krokodile erreichen ihr höchstes Alter durch eine besondere Wohlthat der Natur, welche sie mit so vielen Schutzwehren ausgerüstet, und dadurch ihre Erlebung



äußerst schwer gemacht hat. Hier ist ein roher Umriss zur Zeichnung dieser Thiere. Ihr Kopf ist groß und platt gedrückt; der Rachen sehr weit aufgesperret. Beide Kinnbacken sind mit sehr spitzen, aber ungleichen Zähnen besetzt. Ihre Augen sind groß, rund, und grau, haben einen schwärzlichten Augenapfel, und funkeln finstler und drohend aus dem Wasser hervor. Sie haben keine Zunge, sondern an ihrer Stelle ein ganz unbewegliches Häutchen. Ihre vier Füße sind mit Klauen, wie Vogelkrallen versehen. Sie brauchen selbe theils zum Schwimmen, und theils zu ihrem langsamen Gange am Ufer. Der Rumpf des übrigen Körpers ist wie ein Block unförmlich groß, und endiget sich in einem langen zugespitzten Schwanz, an dessen äußerstem Ende oben eine schwarze Kugel ohne alle Öffnung angewachsen ist, als das Unterscheidungszeichen des weiblichen Geschlechts, wie meine Abpouet sagte, welche in den Naturkenntnissen eben so wandert als in dem Ubrigen unwissend sind. Dieses Kugeltchen haben die männlichen Krokodile nicht. Ihre Haut ist rauh, und mit eisenfesten, und schwarz und gelb zierlich gefärbten Schuppen wie mit Muscheln gehornischt. Diese machen hauptsächlich den Kopf, den Rücken und den Schwanz für alle Waffen undurchdringbar. Der Bauch, die Seiten und Füße sind ebenso lunt deckt; aber mit weicheren Schuppen mehr geziert als bewaffnet. Auf der Oberfläche der Haut ragen theils zirkel-, theils parallelogrammiförmige Figuren, welche reihenweise gelb und braun gefleckt sind, als wenn es Muschel wären, wie die Warzen auf der Haut des Menschen hervor. Der Schwanz besteht aus schwärzlichten Ringen, und einer zackichten Flossfeder zum Schwimmen. Die Haut, welche den Hals umgiebt, ist weicher, und daher am leichtesten zu verwunden. Wird ein Krokodil von einem Tieger angefallen, so wehrt es sich mit dem Schwanz und bringt ihn um: kommt aber selbst um,





niemand, weil diese Provinz nicht nur zahmes und wildes Vieh, sondern auch Erd- und Baumfrüchte genug hat. Ubrigens bin ich der Meinung, daß kein Europäer das Krokodilenfleisch verschmähen würde, wenn es nicht nach Biesam rieche, welchen dieses Thier theils im Rachen, und theils in den Hoden herumträgt. Die Priester pflegen ein Stückchen von einer solchen Drüse, an dem der Biesam klebet, in Seide oder Goldstoff einzunwickeln, und in dem Tabernackel aufzuhängen, um die Würmer hindan zu halten, welche sich sonst unter einem so feuchten und hitzigem Himmelsstriche in den h. Hostien ansetzen. Die alten Deutschen scheinen auch von diesem Mittel wider die Würmer gewußt zu haben. Wir sehen in Oesterreich eine Menge alter Kästen, welche nach Biesam riechen, und dadurch Jahrhunderte von den Würmern unangegriffen und unversehrt geblieben sind. Nicht ohne Ursache schreiben Kircher und andere Naturkundige, daß aller eindringende Geruch die Flöhe, Wanzen, Schnaken und andere dergleichen Insekten verscheuche und vertreibe. Die Wiener haben meinen ganzen Beifall, daß sie das Krokodil an einem alten Schilde einer Gewürzbude in ihrer Provinzialsprache den schmeckenden Wurm nennen.

Wenn man hört, daß die Krokodile giftig sind, so darf man dieses sicher unter die Märchen rechnen: denn einmal ist es gewiß, daß sie die Indianer ohne Schaden essen. Auch die Europäer würden, wenn ihr Fleisch nicht vom Biesamgeruch angesteelet wäre, begierig dabei zulangen. Die Zähne derselben sind in ihren Lücken tief eingesteckt, bei der Wurzel hohl, aber am obern Ende, wo sie spitzig werden, äußerst dicht; und die Krokodile können die härtesten Dinge damit aufbeissen. Schrecklich ist, daß dieses Thier nichts mehr von dem, was es einmal mit den Zähnen gefaßt hat, ausläßt. Wenn
also



also in Neugranada ein Krokodil einen schwimmenden Amerikaner in den Arm beißt, so wird dieser von den zu Hilfe gekommenen Indianern eilig abgeschnitten, weil man sein Leben auf keine andere Art zu retten weiß. Die spanischen Handleute pflegen halbgebrannten Flachs oder Baumwolle, welche sie statt des Runders beim Feuer schlagen brauchen, in einem schön ausgearbeiteten Horn von einem Kalbe auf der Reise bei sich zu tragen. Statt dieser Büchse bediente sich ein Spanier aus Peru (ich habe ihn sehr gut gekannt) eines Krokodilenzahnes, welcher dicker als ein Mannsbaum war. Hieraus kann man auf die Größe des Zahnes, und aus dem Zahne auf die Größe des Thieres, das denselben im Rachen hatte, wie aus den Klauen auf den Löwen, schließen. Folgendes ist ihre Erzeugungsgeschichte. Die Weibchen legen einige Tage nacheinander bei etlich und dreißig Eyer, welche cylinderförmig und so groß als Gänseyer sind. Diese graben sie in Sand, und lassen sie von der Sonne ausbrüten. Am Ende schliefen Junge, wie unsere Cyderen hervor. Weil die Krokodile kurze Füße haben, und mit ihrem dicken Bauche an dem Boden streifen, so zertreten sie im Gehen eine Menge Eyer. Dieß ist eine Anstalt der Vorsicht, ohne welche in Amerika schon lange weder für die Fische, noch für andere Thiere ein Raum übrig geblieben seyn würde. Daß einige Indianer die Krokodileneyer nicht nur essen, sondern auch für eine Delikatesse halten, finde ich sehr natürlich. Ob sie auch nach Biesam riechen, weiß ich nicht: denn ich mochte sie nicht kosten. In dem Flecken Conception hatte ein Abiponer zwey eben ausgefrochene Krokodile, ein Männchen, und ein Weibchen meinem Amtsgefährten gebracht, auf dessen Zureden ich sie aufzog. Gleich den ersten Tag verlorh sich das Männchen aus meinem Zimmer, und wurde alles Suchens ungeachtet nicht wieder gefunden. Nach 8 Tagen aber kehrte

te, es freywillig zu seinem Schweisfchen wird. Denn es mir nicht widerzustehen, verließ ich beide in einem hölzernen Kistchen von einer ziemlichen Höhe und Weite, worin wir sonst das edelste Korn vermalmen. Ich gab ihnen von Zeit zu Zeit frisches Wasser, und warf ihnen Erbsen, kleine Fische, und Limonschmecken gelb Fleisch hinein. Dieß war ihre Nahrung und Pflege, bis in das sechste Monat. Einweilen nahm ich sie aus dem Wasser heraus, und ließ sie in dem Kiste herumgehen. Die Waisener sehen mit einer besondern Freude den Thierchen zu, wie sie bald auf dem Wasser spielen, bald ihren kleinen Kasten ausrichten, und bald sich aufklaumen. Ich hatte einen jungen, und eben das rum sehr merkwürdigen Hund. Dieser wollte die Krokodille an und sprang endlich mit aller möglichen Aufmerksamkeit auf sie hin. Gleich hing ihn eines bei der Nase mit seinen daumal schon äußerst geschulten Zähnen. Da dem Hunde das kleine Thierchen, welches ihm an der Nase hing, unheimliche Schmerzen verursachte, so ließ er winkend in dem ganzen Kiste herum: weil ihn aber niemand von seinem beschwerlichen Aufhange befreien konnte, eilte er endlich nach Hause und um Beistand anzusuchen, da dann die herumschweifenden Waisener, welche ihn ohne Furcht nicht ansehn konnten, das hartnäckige Krokodil von seiner Nase losmachen. Eingedenk des erlittenen Schmerzens schlüpfte sich das Thierchen allemal, so oft es eines von diesen Thierchen auch nur von weitem erblickte. Daß selbe ein sehr feines Gehör haben, kann man daraus abnehmen, weil sie das unmerkliche Geräusch, daß ein Mensch lange nicht hören würde, z. B. den eiferstetsten Donner aus einer Meile weiter dem Heerpost, bei der Nacht hören, und nur im Schlafe durch ein wiederholtes Gemurmel u. u. u. u. anzeigen. Nachdem sie 7 Monate alt, und kaum noch eine rechte Spanne lang waren, erstarrten sie, als ich mit



den spanischen Soldaten, die Kolonie zu versehen, eine Reise von 21 Tagen machte, und die Thierchen in einem kupfernen Kessel mit mir nahm. Ein strenger Reis (wir reiseten im Winter) hat meine Zöglinge aufgezogen. Ohne Zweifel würden sie bei einer völligen Freysheit, und den ihrer Natur angemessenen Nahrungsmitteln in so vielen Monaten größer gewachsen seyn.

Von der Grausamkeit der Krokodile gegen die Menschen ist von vielen Vieles geschrieben worden. Ich widerspreche niemanden: doch kann ich mich über die Krokodile in Paraguay, ohne ihnen Unrecht zu thun, nicht beklagen. In den 22 Jahren, daß ich mich in diesem Lande aufhielt, habe ich nicht von einem einzigen gehört, der von demselben getödtet, oder verwundet worden wäre. Die meisten Abiponer, Männer und Weiber, Knaben und Mädchen pflegen sich täglich nach Mittag in der größten Sonnenhitze in den Bächen, Flüssen, Seen und Teichen, wo sich die Krokodile aufhalten, (wiewohl nach dem Unterschiede des Geschlechts in verschiedenen Orten) mit Schwimmen und Baden abzukühlen. Niemanden haben noch die neben ihm her schwimmenden Krokodile etwas zu Leide gethan, und auch niemand fürchtet sich vor ihnen. Vielmal werden sie durch das Getöse der schwimmenden Indianer erschreckt, und nehmen die Flucht, besonders die schwarzen. Die röthlichten halten die Abiponer für kühner und gefährlicher. Allein ich habe beide durch eine lange Erfahrung als ganz unschädliche Thiere sowohl zu Lande als zu Wasser kennen gelernt. Wenn ich oft auf einer Ochsenhaut oder einem niedrigen Kahn über die Flüsse setzte, sah ich sie vielmal ihre Köpfe in die Höhe strecken, mit den Augen funkeln, und mit aufgesperrten Rachen hart neben mir schwimmen, aber allemal ohne die geringste Gefahr. In dem Flecken zum h. Rosenkranz war ein Teich, vor-



innen es von diesen Thieren wimmelte, nicht einmal einen Büchschuß weit von meinem Hause entlegen. Der Flecken S. Ferdinand war überall von grossen Landseen umgeben. Unter der Dämmerung giengen wir oft spazieren frische Luft zu schöpfen. In diesem Spaziergange stießen uns Krokodile beiderlei Geschlechts und von verschiedenem Alter auf, die sich uns auf 6 oder 7 Schritte näherten, ohne daß wir von einem See zum andern auch nur von einem einzigen wären beunruhiget worden, wiewohl wir gar keine Waffen bei uns hatten. Aber eben diesem schreibe ich unsere Sicherheit zu; denn mir deucht, daß diese Thiere nur die beleidigen, von denen sie beleidiget werden. Wenn man ihnen nichts thut, so thun sie auch nichts. Mich wundert's nicht, daß sie in Quito, Neugranada, und einigen andern Provinzen von Asien und Afrika auf die Menschen so grimmig losgehen; weil die dortigen Einwohner ihr Fleisch essen, und ihnen daher täglich auflauern, nachsetzen, sie scheu machen, fangen und tödten. Auch der Wurm windet sich, wenn man ihn tritt. Die Paraquayer hingegen pflegen die Krokodile, weil sie entweder Rindfleisch oder Wildprät oder beides zugleich im Überfluß haben, weder zu essen, noch zu verfolgen; und darum werden sie auch von diesen verschont. Dieses Thiergeschlecht scheint Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und Mord mit Mord rächen zu wollen. Wer auf die Worte des Plinius, Aristoteles, und ich weiß nicht, noch welcher Naturgeschichtschreiber einmal geschworen hat, der wird freylich meiner Erzählung schwerlich beipflichten. Seiner Meinung nach werden die Krokodile überall nach Blut dürsten, nichts als umbringen, und nachdem sie ihren Raub gefressen haben, helle Thränen weinen, und alle ihre Adern von einem tödtlichen Gifte angeschwollen seyn. Alles genau zusammengerechnet möchten wohl diese Thiere in Asien und Afrika denen in Amerika ziemlich gleich sehn; dessen un-
achtes



achtet kann man jene allerdings für schlauer, und grausamer halten als diese; denn daß sich die Beschaffenheit und die Eigenschaften der Thiere nach der Verschiedenheit der Länder richten, haben wir bei den Tigern und Löwen gesehen. Diese fürchtet in Paraguay niemand, in Afrika jedermann. Die paraguayischen Tiger hingegen sind viel größer und gefährlicher als die afrikanischen, wie ich schon gemeldet habe. Eben dieses trifft auch bei andern Thieren und Pflanzengeschlechtern zu, wie ich gewiß weiß. Man bedient sich nicht überall einer gleichen Methode die Krokodile zu fangen und zu erlegen. Einige fahren mit Rähnen auf dem Fluß herum, und werfen ein Stück Holz, an das ein Stück Fleisch angehängt, und ein langer Strick angebunden ist, in das Wasser. Jene verschlingen nun das Fleisch sammt dem Holz, und werden, weil sie dasselbe aus ihrem Rachen nicht mehr herausbringen können, mit dem Stricke an das Land gezogen und erschlagen. Andere pflegen eine lange zugespitzte Stange in ihren Rachen tief hinein zu stecken, und bringen sie so ohne weiters um das Leben. Die Abiponer stechen sie meistens mit ihren Lanzen nieder, wenn sie in der Frühe welche an dem Gestade ausgestreckt und erstarrt finden. Der Pfeil, so stark derselbe auch seyn mag, ist allemal ein unsicheres und schwaches Werkzeug sie zu erlegen, wenn man sie nicht in den Hals, wo die Haut am dünnsten ist, trifft. Eben dieses gilt auch von dem Schießgewehr. So wenig gefährlich die Krokodile in Paraguay für die Menschen sind, so sehr sind sie es für die Fische, welche sie auffressen oder versagen. Man macht von ihnen allerlei medizinischen Gebrauch. Die Wunden, die ein Krokodil macht, werden mit dessen Fette beschmieret, und glücklich geheilt. Sein innerer Magen (ein fettes und dickes Eingeweide) lindert gedörrt und zu Pulver gerieben die Steinschmerzen. So sollen auch die Kleinen, un-



fern Kieseln ähnliche Steinchen, die man in seinem Speisebehältnisse findet, ein treffliches Mittel wider das viertägige Fieber seyn, und wider den Stein in den Nieren, wenn man sie pulverisirt trinket. Daß die Krokodilenzähne wider die vergifteten Schlangenbisse verwahren, oder selbe heilen, habe ich oben schon gesagt, und werde davon noch mehr an seinem Orte sagen. Ich hatte dieses schon geschrieben, als es mir in den Sinn kam, den P. Raffei nachzuschlagen, um zu wissen, was dieser berühmte Schriftsteller von diesen Thieren denkt. In seinem ganzen grossen Werke hat er diese Materie nur ein einzigesmal berührt, nämlich im 2. Buche 35. Kapitel, wo er schreibt: Man sieht auch daselbst (er redet von Kanavor) große Teiche, worinnen alles von ungeheuren Hydren voll ist, die wie die Krokodile aussehen. Diese haben wie die Muschelhiere einen undurchdringlich harten Rücken, überaus großen Kopf, eine doppelte Reihe Zähne, und einen erschrecklich weiten Rachen. Auf die Menschen gehen sie wüthend los. Ihr Hauch ist sehr wohlriechend. *) Mit diesen Worten malet er den Krokodil so, wie ich selben in Amerika allzeit gesehen habe, und wie er auch nach dem Bericht anderer Schriftsteller in Afrika ist. Auch kann man nicht aus den Worten: Teiche, worinnen alles von Hydren voll ist, die wie die Krokodile aussehen, (*Stagna plena lacertis ad crocodili effigiem*) schließen, daß
die

*) *Stagna quoque passim occurrunt ingentia grandibus plena lacertis ad crocodili effigiem. Ii tergoris duritie conchyliorum instar impenetrabili, enormi capite, duplici dentium serie, horrendo prorsus hiatu in hominem furenter invadunt. Eorum halitus oris est suavissimus.*

diese Cyderen etwas anders als Krokodile sind: denn die Spanier und Portugiesen bezeichnen diese Thiere mit beiden Namen, doch so, daß nicht alle Cyderen Krokodile, (denn es giebt auch auf dem Felde Cyderen wie die unsrigen) aber alle Krokodile Cyderen auf spanisch Lagarto, und auch Caymán oder Cocodrilo genennet werden. Dieses letztere ist verdorbenes Latein, so wie das geweine Volk auch statt Cathedral Yglesia Catredal, statt Tigre Trige, statt Pobre probe auszusprechen pflegt durch eine Versetzung der Buchstaben, die auch bei den Lateinern nichts ungewöhnliches ist. Deutlicher und richtiger hätte Maffei sagen können: Krokodile, die wie Cyderen aussehen, weil er ein den Europäern unbekanntes Thier durch die Vergleichung mit einem bekannten erklärt hätte. Wenn diese Thiere in Asien, Afrika, und einigen Ländern von Amerika auf die Menschen wüthend losgehen (in hominem furenter invadunt) warum verschonen sie selbe in Paraguay? Ich habe die Ursache dieses Unterschiedes oben angegeben. Sie wüthen nämlich wider die Paraquayer nicht, weil sie auch von diesen nicht zur Wuth gereizet werden. Durch die Worte endlich: Ihr Hauch ist sehr wohlriechend (Eorum halitus oris est suavissimus) findet man meine obige Erzählung bestätigt, daß nämlich die Krokodile am ganzen Leibe hauptsächlich aber in ihrem Rachen und den Hoden stark nach Fiesam riechen. Was man bei den übrigen Schriftstellern Wahres und Falsches von diesen Ungeheuern findet, übergehe ich theils aus Wahrheitsliebe und theils wegen der Kürze. Habe ich mich über den Krokodil zu weit ausgebreitet, so werden mir es meine Leser zu gute halten, weil ich mich in der Beschreibung minder merkwürdiger Amphibien desto mehr der Kürze befleißigen werde.



Der Wasserhund, Aguara.

In den Seen und Flüssen hält sich der Wasserhund oder Aguara auf, wie ihn die Quaranier nennen. Ich habe in den Feldern an dem Ufer ihrer mehrere gesehen. Sie gleichen an Größe den Kanahunden, fürchten alles, und flüchten sich, sobald sie einen Menschen auch nur von weitem sehen. Vor ihnen aber hat man sich nicht im Geringsten zu fürchten. An den Ohren sehen sie den Eseln, an dem Kopfe aber einem Hund gleich, und haben starke und spizige Zähne. Bei der Nacht machen sie ein außerordentliches lärmendes Gebelle. Auch stellen sie den kleineren Thieren nach. Von den Spaniern werden sie el Zorro grande die grossen Füchse genannt. Die Abiponer jagen sie bloß um ihres Fells willen, welches zotticht, dunkelgelb und zuoberst auf dem Rücken mit einem schwarzen Streife, wie eine Esels haut, durchschnitten ist. Ihre Haare sind äußerst weich und zart. Die Spanier schätzen gleichfalls ihre Haut sehr hoch, weil sie in der Gicht, dem Seitenstechen, und anderen Schmerzen der Eingeweide, wie ich selbst erfahren habe, vortreffliche Dienste thut. Einige breiten selbe auf die Sättel, weil ihre Wärme dem menschlichen Körper sehr heilsam ist. Ich habe eine aus Paraquan mit nach Europa bringen wollen: allein man hat mir selbe auf dem Schiffe, auf dem ich nach Hause segelte, gestohlen. Dieser Verlust kränket mich noch ist.

Der Wassertieger, Yaguaro.

In dem tiefesten Gewässer verbirgt sich meistens ein Thier, welches größer, als jeder Kanahund ist, und von den Quaraniern Yaguaro, von den Spaniern aber der Wassertieger genouet wird. Dasselbe hat ein zottichtes Fell, einen langen und zugespizten Schwanz, und
starke

starke Klauen. Pferde und Maulthiere, welche über diese Flüsse schwimmen, zieht es in den Abgrund. Kurz nachher sieht man die Eingeweide des Thieres, das der Wassertieger zerrissen hat, auf der Oberfläche des Wassers schwimmen. Über so viele Flüsse ich auch geschifft habe, so ist mir dennoch glücklicher Weise keiner zu Gesichte gekommen, wiewohl ich ihrentwegen stets in Angst war, besonders so oft ich auf dem See Mbururü, gefahren bin. Diesen See müssen alle, welche von S. Joachim nach Assumption reisen, auf einer Ochsenhaut übersetzen, so oft derselbe vom häufigen Regen anschwillt. Die Spanier, welche auf ihrer Rückreise aus den Wäldern mit dem paraquayischen Thee darüber ziehen müssen, klagten sehr oft, daß ihnen der Yaguarö Maulthiere entführet habe. Daß auch auf der Uibersahrt über den Fluß Aquapey an dem Ufer des Fleckens S. Cosmas und Damiani im Jahre 1760 ein Maulthier im Beiseyn der Indianer von einer solchen Bestie angepacket worden ist, hat mir ihr Pfarrer der P. Joh. Bap. Marqueseti von Riume erzählt. Der Yaguarö hält sich meistens in den tiefsten Wasserschlünden auf: doch gräbt er sich auch auf den Anhöhen am Gestade große Höhlen aus, wo er sich und die seinigen verbergen kann. An dem hohen Ufer des Paraquay hörten wir auf dem Schiffe oft ein entsetzliches Gekrache, das nach der Vermuthung der Schiffleute und Soldaten von den Höhlen der Wassertieger herrühret, welche von dem anspielenden Wasser allmählich untergraben werden, und am Ende einstürzen.

Aö.

Eines der grausamsten Raubthiere mit Tiegerkopf und Tiegerklauen in der Größe eines großen Kanghundes ist der Aö, welches Wort bei den Quaraniern eine



Kleidung bedeutet, und diesem Thier darum beilegt worden ist, weil sich einst die Wilden aus seiner Welle Kleider machten. Es hat keinen Schwanz und ist eben so wild als schnell. Die Aö ziehen haufentweife bald in den Teichen und Morästen, und bald in unwegsamem und abaelegenen Wäldern herum. Hat ein Indianer auf der Jagd das Unglück ihnen zu begegnen, so ist's um sein Leben geschehen, wenn er sich nicht schleunig durch die Klucht rettet, oder einen hohen Baum hinaufklettert, und auf diese Art ihren schrecklichen Zähnen und Klauen entgeht: wiewohl er auch auf den höchsten Aesten nicht sicher ist, indem die bössartige Bestie, weil sie den Baum nicht besteigen kann, dessen Wurzeln ausgräbt, bis der Stamm selbst und mit ihm der Indianer fällt. Am besten thun die, welche gleich anfangs alle ihre Pfeile auf diese gierigen Mörderer abdrücken. So erzählen und glauben es alle eingeborne Indianer und Spanier. Ich, der ich zu Pferd und zu Fuß durch so viele Wälder, Haiden, und Moräste gerciset bin, habe auch nicht den Schatten eines Aö gesehen. Ich schließe daraus mit Grunde, daß dieselben weder häufig noch in dem ganzen Lande seyn müssen. Zu wünschen wäre es, daß sich in ganz Paraguan keiner fände. Die Geschichtschreiber erwähnen des Famacosio als eines der grimmigsten Thiere. Die meisten von uns waren der Meinung, daß es vom Aö blos dem Namen nach unterschieden ist.

Das Wasserschwein, Capiiguara.

Nicht nur in den größten Flüssen sondern auch in minderen giebt es Wasserschweine, welche bei den Quarniern Capiiguara, bei den Abiponern aber Atopehénfa heißen. Sie gehen zuweilen, weil sie auch Gras fressen, in die nahen Felder hinaus auf die Weide zum großen Nachtheil der Aecker. — Ausgewachsen sind sie so groß
als



als zweijährige Schweine, denen sie auch im übrigen ziemlich gleichen, außer daß sie einen grossen und kugelförmigen Kopf und fast wie die Ragen an der Oberfläche einen Knebelbart haben. Ihre Ohren sind klein, die Augen groß und schwarz, die Haare braun und sehr kurz. Ihr Maul ist zwar weit, aber mit engen Zähnen geschlossen. Schwänze haben sie keine, aber über 48 Zähne, die zween großen und krummgebogenen Hauer, die aus dem Kiefer hervorragen, nicht mitgerechnet. Diese Zähne sind oben flach, unten aber hohl, und darum in ihren Lücken und verschiedenen Weichen fest eingesätet: welches mit Worten zu beschreiben zu langwierig und zu schwer seyn dürfte. Ihre Füße sind Schweinefüße, von denen die vordern vier, und die hintern drey Zehen haben. Sie schwimmen und gehen haufenweise miteinander und setzen über die Flüsse mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit. Bei der Nacht kirren sie wie die Egel, und erschrecken zuweilen die Reisenden, welche von Amerika noch nicht genug Erfahrung haben. Ihr Fleisch gleicht zwar in etwas dem Schweinefleisch, aber weil es nach Fisch riechet, so ist es fast niemand als die Indianer. Aber ihre Säugeferkel finden selbst die Europäer schmackhaft. Einen Capiiguara zu fangen, nachdem man selben mit Lanzen, Pfeilen oder Flintenkugeln verwundet hat, ist keine Kunst, sondern ein Glück: denn er geht, sobald er seine Wunde fühlt, wie denn diese Thiere überhaupt vortreffliche Schwimmer und Täufer sind, unter das Wasser, und nimmt die Lanzen und Pfeile mit sich, wie ich vielfach gesehen habe. Als ich einst auf dem großen Paranaströmm schiffete, sah ich an dem Ufer desselben eine Heerde solcher Wassers Schweine. Ich stieg aus, und schoss unter sie. Mein Schuß traf richtig aber ohne Erfolg; denn sie stürzten sich alle in den Fluß, ohne daß wir ein einziges mehr zu Gesichte bekommen hätten. Die Abiponer, welche sich mit dieser



Jagd oft abgeben, schwimmen den verwundeten Schweinen nach, bis sie selbe unter dem Wasser einholen. Die Haut der Capiiguara ist sehr dick, und wenn sie gehörig zubereitet wird, zu allerlei zu gebrauchen.

Der Fischotter.

Die Fischotter, welche bei den Spanlern Nutrias, und bei den Abiponern Nichigehè heißen, sind in allen Flüssen und Seen so häufig, wie bei uns die Grösche in den Lachen. Etwas kleiner scheinen sie mir als die europäischen, sonst kommen sie denselben völlig gleich. Bei den Abiponern und um die Städte Santa Fé, Corduba und Corrientes herum sieht man die meisten. In den entlegenen Gegenden gegen Mitternacht bei den Mocobis und Tobas giebt es wenige oder gar keine. Die Wilden ziehen daraus allerlei Nutzen. Das Fleisch des Fischotters essen sie. Von seiner Haut schneiden die Weiber die Füße weg und spannen sie so geviert mit hölzernen Nägeln zum Trocknen auf der Erde auf. Ist sie getrocknet, so streichen sie selbe gewürfelt wie ein Damenbrett roth an. Aus diesen Häuten, welche sie blos mit den Händen abgärben, fügen sie so künstlich Mäntel zusammen, daß auch der Scharfsichtigste weder Nähte noch Fuge daran gewahr wird. Ihre Nadel ist ein feiner Dorn, und ihr Faden ein feines Fäserchen aus der Pflanze Caraquata. Mit diesen Mänteln, welche ganz viereckigt sind, und ein Lein- oder Tischtuch vorstellen, bedecken sich die Abiponer Tag und Nacht vor dem scharfen Sudwind. Sogar in der größten Sommerhitze tragen selbe die alten Männer und Weiber, und kehren die Haare bald aus- und bald einwärts, je nachdem es ihnen in den Kopf kömmt. Wenn die Indianer schwitzen, so dünsteten ihre Mäntel einen für die Umstehenden ganz unerträglichen Geruch aus, weil die Fischotterhäute,



te, baraus sie bestehen, nur von Weiberhänden abgeadert, und nicht von Firschnern ordentlich zugerichtet sind. Die Abiponer gehen meistens auf die Fischotterjagd aus, wenn bei ein. langwübrigen Trockenheit auch die Flüße und Seen fast ganz austrocknen, da man denn dieselben zu Fuß durchwaden kann. Sie schicken ihre Windspiele voraus, und erschlagen einige hundert Fischotter in einem Tage. Weil diese Bestien außerordentlich gefährliche Zähne haben und bissig sind, so kommen Indianer und Hunde von einer solchen Otterjagd nicht selten schwer verwundet zurück. Ich weiß dieses aus eigener Erfahrung. Ich fischte einst in dem Fluß Narahagem mit dem Angel. Mein Hund (er hieß Yapitalakà) fiel über einen Fischotter her, welcher aus dem Wasser hervorguckte. Beide rangen schwimmend hartnäckig um den Sieg, welcher sich aber lang auf keine Seite neigte, so daß bald der Otter, und bald der Hund den Kopf aus dem Wasser herausbrachte. Endlich kehrte mein Yapitalakà von seinem Gegner an der Seite hart verwundet zu mir zurück, nachdem ich mich bereits über diesen Kampf satt gelachet hatte; denn derselbe währte schon über eine Viertelstunde, und hätte selbst des Kato Zwergfell erschüttert. Die große Wunde heilte endlich durch vielfältiges Ablecken des Hundes zu; brach aber nach einigen Monaten etliche male wieder auf. Hieraus schloß ich, wie gefährlich die Fischotterzähne seyn müssen.

Der Bieher.

Die Bieher gehören auch zur Klasse der Fischotter, allein so sehr man ihren künstlichen Bau, die Zartheit ihrer Haare, und das Castoreum, welches sie für die Apotheken hergeben, durchgängig rühmet, so wenig werde ich von ihnen melden, weil sie im mittägigen Amerika



rifa eben so unbekannt als im mitternächtlichen häufig sind. Man kann also hierüber die Schriftsteller von diesem Lande nachschlagen, welche über die Materie von Diebern umständlich geschrieben haben.

Die Eydere, Yguana.

Die Yguana, ein vierfüßiges Thier, welches auf guaranisch Teyuguazü, und auf abiponisch Navolgfaik heißt, ist von der Gattung der Eyderen, und dem Drachen, welchen die Mahler unter das Pferd des h. Ritters Georg hinmahlen, größtentheils sehr ähnlich. Ihre Länge beträgt bisweilen mehr als eine Elle. Ihr Bauch ist groß, und ihre Haut mit grünen, weißen, gelben und auch rothen Schuppen gezieret. Vom Kopfe bis auf des Schwanzes Ende raget auf dem Rücken eine fast wie die Säzen, ausgezackte Flossfeder hinauf. Ihr Schwanz ist dick, lang, geringelt, hie und da rotbgefleckt, und wo er aufhört, scharf zugespitzt. Die Yguana hat grosse und schwarze Augen, ein doppeltes Nasenloch, nahe bei der Schnauze, kurze Zähne, eine gespaltene Zunge, die selbe, wenn sie zornig ist, äußerst schnell schlängelt, und vier Füße mit fünf wie eine Fußsohle breitgedrückten Zehen, die durch eine zarte Schwimmhaut zusammenhängen, und womit sie bald im Wasser schwimmt, und bald die Bäume besteigt. Dieses Thier verbirgt sich zuweilen in die Winkel der Häuser, und kann außerordentlich lang Hunger leiden. Es thut keinem Menschen etwas zu leide, sondern es nährt sich mit Honigfladen, Vögeln, Pomeranzen, süßen Citronen, und andern Baumfrüchten. Das Leben der Yguanas ist unglaublich zähe. Man mag ihnen die Haut abziehen, auf den Kopf schlagen und stechen; sie sterben nicht, bis man ihnen nicht den Kopf abschneidet. So fürchterlich ihr Anblick ist, so gut schmecket ihr weißes Fleisch einer Men-



ge Menschen. Mein Amtsgenosse täuschte mich einst, so daß ich dasselbe einmal statt eines Fisches und ein andermal statt eines Huhnes aß; und ich fand es beidemal sehr schmackhaft. Doch wissenlich habe ich es nie über mich bringen können, davon zu essen. So sehr schreckte mich und andere die äußere Gestalt dieser Eideren ab. Der P. Joseph Gumilla, welcher in den Kolonien von Neugranada viele Jahre zugebracht hat, gesteht in seiner Beschreibung des Flusses Urinoco, daß er vor den Yguanas Abscheu getragen habe, weil sie, so wie alle andere Schlangen, wenn man Tobackblätter in ihren Rachen steckt, auf der Stelle todt bleiben. Dieser Versuch bewog ihn die Yguanas unter die Schlangen zu rechnen, und sie darum wegen des Giftes in Verdacht zu haben. Allein dieser Verdacht wird durch meine und so vieler anderer Erfahrungen, welche von ihrem Fleische ohne Schaden geessen haben, auf das augenscheinlichste widerlegt. Bei dem Fortpflanzungsgeschäfte legen die Weibchen einige Tage nacheinander bei 40 Eier, welche rund, so groß, wie wälsche Nüsse, weiß und gelblicht wie Hühnereier sind, Einige essen selbe gebacken. Weil sie eigene Kette haben, so gießt man in die Brattpfanne statt des Oeles und des Butters nur ein wenig Wasser. In dem Kopfe der Yguanas sollen zuweilen Steinchen gefunden werden, welche zu Pulver zerreiben und in einem gesunden Trank getrunken, oder auch bloß an den Leib gebunden, die Nierensteine vermindern, oder vertreiben. Andere behaupten, daß man, ich weiß nicht in welchem Theile dieser Thiere einen andern weißen Stein eine Unze schwer findet, welcher pulverisirt, und im lauen Wasser getrunken den verhaltenen Harn treibet. Ich habe weder die grossen noch die kleinen Steine gesehen, und noch weniger einen Versuch damit gemacht. Man sieht in Paraguay auch noch andere Gattungen von Eideren, welche von verschiedener Gestalt und Farbe, aber nicht sehr merkwürdig sind. Der
Cha.



Chamäleon, welcher einer Eydere sehr ähnlich ist, läßt sich nur sehr selten sehen. Ich habe einen aus einem Rahne, der auf dem Gestade trocken lag, hervorspringen gesehen, ohne daß er mir Zeit ließ, meine Beobachtungen über ihn zu machen.

Die Wasserrölfe.

In den meisten Flüssen, und sogar auch in den kleinen Bächen trifft man zweyerlei Wölfe an. Die größeren heißen die Abiponer Oanelkifaik, die kleineren Lakopäch. Ihre Jungen machen die abiponischen Weiber zu Hause zahm, und reichen ihnen sogar ihre eigenen Brüste. Eben diesen Liebesdienst leisten auch einige von ihnen den jungen Hunden, wiewohl kein Weib das Kind eines andern säugen darf, weil ihr Mann dieses für eine Beleidigung ansehen, und die Säugende verstoßen würde. Diese Wölfe halten sich fast immer unter dem Wasser verborgen, wiewohl sie auch zuweilen an das Gestad hinausgehen, oder in den Höhlen, welche sie an dem hohen Ufer ausgraben, verweilen. Ungeachtet ihr Fleisch nichts taugt, so erschießen sie die Abiponer dennoch mit verschiedenen Pfeilen, weil sie ihre Haut, welche braun, hie und da gelblicht, und ungemein weich anzufühlen ist, brauchen können. So oft die Wölfe wider den Strom schwimmen, und mit einer gewissen Lustigkeit zu tanzen scheinen, so wollen die Einwohner, wie ich schon irgendwo gesagt habe, eine nahe Überschwemmung oder einen nahen Sturm ahnden. Ich habe dieses Wahrzeichen auf den vielen großen Flüssen, auf denen ich gefahren bin, sehr richtig gefunden. In der That wären wir einmal mit Mann und Maus untergegangen, wenn wir nicht die schlimme Loosung, die uns die Wasserrölfe gaben, in Acht genommen, und uns an einem sichern Orte vor Anker gelegt hätten. Einer der gewaltigsten Stürme

me



wie von Süden tobte in dem Flusse dermaßen, daß er uns selbst auf unserem Ankerplatze drey Tage lang zittern machte.

Die Seewölfe.

Die Seewölfe sind überaus groß. Man sieht ihrer in dem Silberflusse unzählige, besonders in dessen Mündung. Die erste Insel, welche denen, die den Fluß hinansfahren, ausstößt, führet den Namen von ihren vielen Wölfen (La Ysla de lobos) Wir haben selbst ganze Heerden dieser Thiere darauf herumlaufen gesehen, und über die Weibchen gelacht, welche durch das Geprassel unseres Schiffes erschreckt, mit ihren Jungen nach allen Seiten den Reißaus nahmen. Sie haben mehr Fette als Fleisch, so daß die äußerste Hungersnoth vorhanden seyn muß, wenn man sich davon zu essen entschließen soll. Ihre Haut fällt ins Gelbe, ist sehr schön und hat auf dem Rücken einen schwarzen Streif, und weiche Haare. Die Europäer bezahlen sie um einen sehr hohen Preis. Diejenigen aus unserer Gesellschaft, welche auf Befehl Philipps des V. Königs von Spanien die magallanischen Küsten besichtiget hatten, berichten in ihrer kleinen Reisebeschreibung, daß die dortigen Seewölfe größer als zweyjährige Ochsen sind, an dem Ufer schnurgerade auf ihren hinteren Füßen stehn, und ringen: und daß diejenigen Erdbeschreiber irren, welche diesen Wölfen eine Mähne und den Namen der Seelöwen beilegen: wiewohl es auch nach anderer Meinung Seelöwen und Seewölfe giebt. Ich bestimme mich darum wenig. Diesen Streit mögen andere ausmachen: ich halte denselben für einen Wortstreit.



Frösche, Kröten.

Bei den Amphibien insagen die Kröten und Frösche den Schluß machen, wovon nicht nur alle Flüsse, Seen, und Moräste, sondern auch alle Felder in Paraquay voll sind. Und was ist ihr Thun? Sie klagen noch immer in dem Schlamm ihre alte Klage fort, da sie doch in Paraquay keine Ursache sich zu beschweren haben, indem sie daselbst aus der Zahl der Gerichte ausgeschlossen, und von der Küche verbannet sind, und überhaupt weder Liebhaber noch Mordelnörder finden, so daß sie in völliger Sicherheit ihres Lebens froh werden. Ihr Loos ist ohne Zweifel glücklicher, als das der Europäischen, welche bald gesotten, und bald gebacken den Baumen der Lüsternen befriedigen, oder die Kranken laben müssen, wiewohl ich niemand darum beneide. Die Frösche gänzlich auszureuten habe ich schon lange gewünscht, daß die gefräßigen Indianer einmal an ihrem Fleische Geschmack finden möchten. Es ist unglaublich, wie sehr uns, wenn wir an dem Ufer der Seen und Flüsse unter freyem Himmel schliefen, das Gequäcke so vieler zusammengurgelter Frösche ermüdet hat. Sie haben so vielerlei Stimmen als Farben. Einige von ihnen singen einen hellen und reintonenden Diskant, andere hingegen atompagiren diese Morastfänger mit ihrer groben Pafstinne. Das Geflirre eines ungeschmierten Wagens würde uns zehnmal erträglicher gewesen seyn. Von den Kröten, Caela, und andern giftigen Insekten werden wir anderswo reden. Der Frosch heißt auf abipomisch Oergetelè, die Kröte aber Hiymeya.

Vögel.

Europäische Vögel außer der Schwalbe hat Paraquay keine, aber es hat desto mehr eigenthämliche, welche



die in Europa gar nicht bekannt sind. Jene empfiehlt mehr ihr Gesang, diese mehr die Farbe ihres Gefieders. Ich werde unter der Menge nur einige beschreiben.

Das Vögelchen, Picafior.

Unter allem Federvieh fällt am meisten ein Vögelchen in die Augen, welches eben so klein als schön ist. Die Abiponer heißen selbes Oachimiegafa; die Spanier hingegen bald Picafior, und bald Lisongero, und zwar mit Recht, weil es an den Blumen zupft, und aus selben wie eine Biene den Saft heraussaugt. Man kann unmöglich etwas schöner colorirtes oder niedlicheres als seine Federn sehen. Das ganze Körperchen des Picafior ist nicht größer, als eine Olive oder Muskatnuß. Er hat einen langen Schnabel spitziger noch als eine Nadel, lebhaft Augen, und eine breite Zunge aber so dünn, als ein Seidensaden. Er zwitschert bisweilen ziemlich angenehm, aber fast unvernünftig. Ich fand einst in einer schon lange öde gestandenen Kapelle ein Nest von diesen Vögelchen, welches nicht größer als eine welsche Nuß war, und von den zweyen Ecken der Mauer an einem Pferdehaare herabhieng. Das Weibchen brütete dazumal eben auf zweyen Eiern, die unseren Erbsen an Größe glichen. Man kann aus diesem Neste auf die Leichtigkeit und Kleinheit des Vogels schließen. Seine Federn sind bald hellgrün, (denn wir haben neun Arten von diesen Vögeln entdeckt) bald blau, bald safrangelb, bald roth und auch pomeranzengelb. Aber alle diese scheinen mit dem auserselbststen Golde überzogen zu seyn. Wenn die Sonne darauf scheint, so kann das Auge eines Menschen ihren Glanz nicht ertragen. Die Goldfarbe, welche man in dem ausgebreiteten Pfauenschwanz oder an dem Halse der Anteen sieht, ist nur ein Schatten gegen den Goldglanz dieses Vögelchen. Wenn es den Saft aus den Blumen

B b

saugt,



saugt, so scheint es nicht mit den Füßen darauf zu stehen, sondern in der Luft zu schweben, und drähet sich gleichsam flatternd und zitternd mit den Flügeln um selbe herum. Einige nahmen solche Vögelchen mit nach Hause, und wiewohl sie selbe mit im Wasser zergangenen Zucker fleißig äßten, so blieben sie doch nie über vier Tage beim Leben, weil sie bloß an den Blumensaft gewöhnet sind. Die Indianer in Peru sollen einst von diesen von Natur aus so unnachahmlich schön gefärbten und vergoldeten Federn so künstliche Bilder zusammengesetzt haben, daß ein jeder darauf geschworen hätte, sie wären mit dem Pinsel gemahlen, und mit Gold aufgetragen. Die Betrachtung dieser in Paraquay sehr gemeinen Vogel hat oft meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und ich fand so viele in einem so kleinen Körper zusammengehaufte Schönheiten noch bewundernswürdiger, als die große in eine Muschelschale zusammengedrückte Ilias des Homer. Als einst ein Europäer in Amerika zuerst den Picafior erblickte, erstaunte er über die Anmuth der kleinen Dingerchen, und bewunderte den großen Werkmeister der Natur in dem kleinsten seiner Geschöpfe. Diese Vögel, welche nach dem gemeinen spanischen Namen Picafior, sonst auch Colibri, Quentos, Quindos, Rabilargos, Quachichil &c. in den Wörterbüchern genannt werden, heißen auf deutsch die Blumenhacker, richtiger würde man sie die Blumenfänger nennen.

Der Condor, ein Geyer.

Vom kleinsten Vogel gehen wir zu dem größten über. Der Condor, oder wie andere schreiben Cuntur, aus der Gattung der Geyer hat in den Gipfeln der höchsten Felsengebirge von Tufuman und anderen Ländern seinen Sitz, woraus er in die unten gelegenen Thäler hinabsieht sich unter den Viehheerden einen Raub zu holen.

Seio



Seine Größe übersteigt allen Glauben. Wenn er seine Flügel ausbreitet, so mißt er zehn, und nach anderen sogar sechzehn Schuhe. Jeder Federkiel ist so groß wie ein Mannsfinger. Ich habe den Flügel eines solchen Condor, welcher zu Corduba in unserem Collegio aufbewahrt wurde, gesehen, mit den Händen befühlt, aber nicht gemessen. Er hat spitzige Hühnerklauen, und einen starken und so scharfen Schnabel, daß er damit eine Ochsenhaut durchbohret. Er ist schwarz und nur hie und da mit weißen Federn besprengt. Auf dem Kopfe trägt er wie die Hahnen einen Kam, welcher aber nicht so zackigt ist. Seine Stärke gleicht seiner Größe. Gewissen Thieren, besonders den frischgeworfenen Kälbern und Füllen stellet er sehr nach. Diesen hackt er mit seinem Schnabel zuerst die Augen aus, bringt sie aber hernach um, und verzehret sie, wie ich mit Augen gesehen habe. Die Lämmer soll er durch die Luft mit sich fortführen. Es ist unglaublich, welches Unheil er täglich unter dem Horn- und Wollviehe anrichtet. Zu einem Raub gesellen sich allzeit mehrere zusammen, und brechen in zahlreicher Menge selbst unter das große Vieh ein. Sind sie satt, und haben sie ihren Magen mit Fleisch angefüllt, so suchen sie sich, weil sie zum Fliegen zu schwer geworden sind, durch ein Erbrechen zu erleichtern und zum Fliegen beherder zu machen. Seitdem die spanischen Viehwärter dieses beobachtet haben, so werfen sie ihnen gesalzenes Rindfleisch vor. Weil die Condors dasselbe nun begierig auffressen, durch das Erbrechen aber nicht wieder von sich geben, folglich auch nicht fliegen können, so laufen sie auf dem Felde herum, und werden meistens mit Stöcken und Steinen erschlagen. Hieraus kann man schließen, wie gesund das Salz dem menschlichen Körper ist. Sonst macht eine Schaar fliegender Condors, wenn sie ihre ungeheuern Flügel schwingen, einen entsetzlichen Lärm, so daß darüber alle



erschrecken, die selben hören, In der Luft scheinen sie nicht größer als unsere Sperlinge; so hoch arbeiten sie sich empor. Als ich durch das Gebirg von Corduba reisete, habe ich viele sowohl fliegen, als auch auf dem Felde dem Vieh auflauern gesehen, und die ungeheuern Körpermaschinen nie genug bewundern können. Ich war immer der Meinung, daß die Gamsengeyer, dergleichen es in verschiedenen Gebirgen von Deutschland giebt, bei aller ihrer Größe, dennoch mit den amerikanischen Cordors nicht verglichen werden können.

Der Strauß.

Die Straußen sind in den Ebenen eines großen Theiles von Paraquay sehr häufig, und in Europa zu bekannt, als daß ich ihre Gestalt weitläufig beschreiben müßte. Doch will ich ihre merkwürdigsten Eigenschaften kurz berühren. Auf spanisch heißen sie Avestruz, auf abiponisch Gejenk, bei andern auch Chuni. Man zählt den Straußen unter die Vögel, weil er beflügelt ist, wiewohl seine Schwingen für seinen großen Körper zu schwach sind, als daß er damit fliegen könnte. Aller Gebrauch, den er davon machen kann, besteht darin, daß er damit wie mit Rudern und Segeln seinen Lauf auf der Erde beschleuniget, besonders wenn ein günstiger Wind bläst; denn der widrige Wind hält ihn sehr auf. Ihm nachzusehen, ist kein leichtes Stück Arbeit, weil er nicht nur äußerst schnell, sondern auch sich sack läuft. Jaget man nun demselben mit dem Pferde nach, so wird dieses durch so viele Wendungen des Zügels und des Begeß verwirrt, und stürzet sammt dem Reiter nieder. Man kann hieraus abnehmen, daß die Straußenjäger die besten Pferde haben, und selbst die geschicktesten Reiter seyn müssen. Fußgänger fangen die Straußen schwerer und seltner, weil sie sogar vor dem Schatten eines Menschen





die ausgeschlossenen gleich zu essen finden, die noch vollen Eyer aufzubeecken, und diese damit zu äßen. Auf diese Weise werden die ungebohrnen Brüder von den neugebohrnen gegessen. In einem Neste findet man manchmal mehr als hundert Eyer. Spanier und Indianer essen sie theils gebacken und theils gesotten, wiewohl sie ohne Wein schwer zu verdauen sind. Wir haben uns selbe auf der Reise durch die Haiden allemal gut schmecken lassen. An einem Ey können sich mehrere satt essen; indem man ungefehr 36 Hühnereyer in ein Straußeneyschaale ausleeren kann. Ich schreibe dieses einem ungenannten Arzneygelehrten nach, welcher seinem Vorgeben zufolge den Versuch selbst gemacht hat. Ob es dem also ist, kann sich ein jeder selbst überzeugen, da man zu Wien, wo ich schreibe, in allen Gewürzhuden Straußeneyer entweder feil hat, oder doch zur Schau ausstellet. Die Schaaale davon ist fest, und wie ein irdenes Geschirr zu verschiedenem zu gebrauchen. Einige bedienen sich derselben statt des Weihbrunnkessels, andere schmücken die Altäre damit aus. Die Türken und die Perser sollen nach dem Bericht einiger Schriftsteller dergleichen Eyer von dem Plafond ihrer Moscheen zwischen den Lampen als einen Zierrath herabhängen lassen. Ich konnte nie ohne Eckel zusehen, wie die Abiponer die bereits faulen Eyer, in denen man schon das Straußentüchgen wahrnahm, sich unter den übrigen auslasen, und begierig auffrassen. Ich begriff dieses sehr wohl, weil ich aus Erfahrung wußte, daß allen Indianern nach den unzeitigen Kälbern, welche aus dem Mutterleibe der geschlachteten Kühe herausgenommen wurden, als nach einer Delikatesse die Zähne wässerten. Die Straußen essen Gras, Getreid, Früchte, kurz alles was sie auf dem Felde finden. Verschlengen sie aus Unvorsichtigkeit Eisen oder Beire, so treiben sie es unverdauet, und unverfehrt von sich. Die kleinen Auen, welche zwischen
den



den Feldern liegen, besuchen sie des Schattens wegen sehr oft. Mit Vergnügen sah ich sie vielfach auf der Reise schaarenweise herausgehen und herumspazieren; allein meine Freude währte nicht lange; denn sobald sie jemand, es sey zu Pferd oder zu Fuß, von weitem erblicken, so machen sie sich auf der Stelle davon. Die Jungen werden bald zahm, gehen wie die Hühner und Hunde auf dem Plaze oder in dem Hofe herum, spielen ohne Scheu mit den Kindern, und entfliehen niemals, wenn ihnen auch das Feld vor ihren Augen ist. Es giebt fast keinen indianischen Flecken, wo man nicht dergleichen zahme Straußen sieht. Sonst sind ihre Eigenschaften und Größe nach der Verschiedenheit des Erdstriches auch verschieden, so wie dieß bei verschiedenen Thieren, Pflanzen und Bäumen eintritt. Die um Buenos Ayres und in Tufuman sind die größten, schwarz, weiß und aschengrau. Die bei der magallanischen Meerenge sind weniger schwer vom Leibe, aber desto schöner; denn ihre schneeweißen Federn haben schwarze Spitzen, und die schwarzen weiße. Die Kasqueten und Hüte der Europäer wurden sie vortreflich kleiden. Die daraus verfertigten Sonnenschirme schätzen die vornehmen Spanier sehr hoch.

Die Tuncà.

Die Tuncà ist vorzüglich ihres Schnabels wegen merkwürdig, welcher um nichts kleiner als ihr ganzer Leib ist. Er ist so leicht wie Papier, limoniengelb mit einem rothen Streife und einem schwarzen Flecken am Ende. Am Rande ist derselbe wie eine Säge ausgezack't. Dieser Vogel hat eine lange Zunge und große und lebhafteste Augen, welche ein kleiner grünlichter Kreis, und außer dem noch ein anderer größerer sehr gelber umgiebt. Seine Federn fallen größtentheils ins Schwarz-





gesellschaft gekannt, welcher für den Gesang dieser gepurpurten Vögel dergestalt eingenommen war, daß er mehrere Jahre hindurch deren ein ganzes Zimmer voll gesüttet hat. Ich habe noch andere Kardinalvögel gesehen, welche den ersten ganz gleichsahen; außer daß sie so groß wie die Staaren, und folglich größer als die vorigen waren.

Der Chopi.

Die Chopi sind so groß, wie unsere Schwalben, schwarz von Federn, und wenn die Sonne darauf scheint, blau, fliegen wie die Sperlinge haufenweise auf die Dächer, und Getreideselder, und singen sehr angenehm. Jemand streute täglich gegen Mittag in unserem Hofe Brobsaamen und kleine Körner auf; welche aufzuzehren unzählige Vögel zu gewissen Stunden herangeflogen kamen. Es giebt noch andere sehr kleine Vögel, deren Namen ich nicht mehr weiß, welche in den Gärten zwischen den Aesten der Bäume sehr lieblich singen, aber in dem Käfig nicht lange aushalten.

Der Quirapù.

Ein Vogel in der Größe der Tauben heißt der Quirapù, welches auf quaranisch einen schallenden Vogel bedeutet, weil seine Stimme wie eine metallene Glocke schallet. Er ist aschengrau oder weißlicht, hat schöne Augen, einen großen Kopf und eine grüne Kehle, welche, wenn er trillert, aufschwillt. Er bleibt an keinem Orte lange, sondern fliegt in der größten Geschwindigkeit von einem Baum zum andern. Man sänat daher ihrer nur sehr wenige und mit vieler Mühe. Ich kenne noch andere Vögel, welche eben diesen Namen führen (die Quirapù mißi,) aber kleiner und weiß und braun sind. Sie



fliegen schaarentweise miteinander. Sobald einer den Gesang anhebt, schweigen die anderen alle.

Der Vogel Tiñini.

Der Vogel Tiñini ahmt besonders bei der Nacht die menschliche Stimme nach, und erschreckt zuweilen die Fremden, die im Walde über Nacht bleiben; indem diese einen feindlichen Ueberfall oder wenigstens feindliche Rundschafter befürchten. Ich kenne jemanden, der die ganze Nacht deswegen wache blieb, wie er mir selbst nachmals eingestand.

Der Vogel Tijeras.

Die Spanier nennen einen ganz weißen Vogel, welcher etwas kleiner, als ein unfrüher Sperling ist, Tijeras eine Scheere, weil er seinen aus zweien langen schneeweissen Federn bestehenden Schwanz bald auf- und bald zuzieht.

Verschiedene Holztauben.

Die Apicazù, Yeruti und andere Arten der Holztauben gehen haufenweise miteinander, und richten die Acker und Gärten jämmerlich zu, besonders die Reben, wenn anders die Ameisen, welche alles zernagen, noch einige Trauben übrig gelassen haben. Sie erquicken das Aug durch ihre niedliche Farbenmischung, noch mehr aber den Gaumen, wenn sie gesotten oder gebraten sind.

Die Inambù, Martinetes, Gallinetas.

Von einem Vogel, welchen die Spanier Perdiz, die Quaranier Inambù, die Abiponer aber Uimital oder Nahal





Wagel weiter durch den Haß des Schicksals ersehen
 der, noch durch das Herabfallen ihrer Brüder schon
 werden. Diese Unterwerfung, welche man bei einem
 Soldaten, der auf dem Schlachtfeld mitten unter den Fei-
 des unerschrocken aussteht, als eine Heldentugend ansehen
 müßte, ist bei den Yach ein Beweis ihrer unbegreiflichen
 Dummheit. Das übrige Heerwolk weilt ruhig seine
 nachzusehen nimmt nicht mehr bei dem geringsten Verlust
 die Flucht. In dem Flecken S. Herrmann, der von
 Wäldern und Seen ganz umgeben ist, hat der P. Jo-
 seph Klein in 20 Jahren unzählige solche Papageien
 erlegt. Mit mehr Recht verdienet der Albitou
 unter die Vögel gerechnet zu werden; ein Vogel, wie
 ein indianischer Fuchs. Seine schwarzen Federn endigen
 sich in weiße Spitzen. Der Bauch aber ist bei ihm dunkel
 wie bei den Kuckuckern. Auf dem Kopfe hat er ein
 Häubchen mit einem Helm von schwarzen und weißen, und
 wie seine so vielen Federn, welche er im Zorn aus-
 streckt. Sein Schnabel ist lang, krumm, und schwarz-
 leucht. Er hat einen langen und breiten Schwanz. In
 seinem runden Kopfe steckt große, schwarze und helle
 Augen. Seine hohen Beine stehen auf 4 Zehenstrahlen.
 Wir haben einen zu S. Joachim eine Zeitlang in un-
 serem Hause unterhalten. Er wird bald jähren, und nicht
 die Gabeln. Wir nähmen sein paries Fleisch. Wenn
 er nur eben so schlau im Walde wäre, als er schwachheit
 in der Schale ist!

Verschiedene Papageien.

Die Papageien sind in Paraguay unendlich man-
 naltig und zahlreich. Alle diese Arten unterscheiden sich
 von einander durch die Verschiedenheit ihrer Körperbauart,
 ihrer Stimme und Federn, so wie die Regimenter durch
 die Farbe ihrer Uniforms, ihrer Waffen und Brillen-
 den.



Gen. Auf spanisch heißen sie alle Loro oder Papagayo, und auf abiponisch Kahaoſa. Die Quaranier belegen jede Gattung mit einem besonderen Namen. Die bekanntesten ſind: Paracau teè, Paracau bay', Irybaya, Aruay', Tuſ, Mbaracana, Quaa, nach andern Quacamayo, auf abiponiſch Natalgelà latenk, Caninde, Catita, auf abiponiſch Kikilk, und andere mehr, die ich mir zwar noch recht gut vorſtellen kann, deren Namen ich aber ſchon vergeſſen habe. Von jeder mir bekannten will ich das Hauptſächlichſte anführen. Paracauteè heißt ein ächter und wahrer Papagen, weil derſelbe das meiſte Talent hat die Stimme der Menſchen und Thiere nachzumachen. Er hat die Größe einer kleinen Taube, und nicht nur grüne Federn, ſondern auch auf dem Kopf, Schwanz und den Flügeln gelbe, rothe und blaue. Ich fütterte einen, welcher Don Pedro hieß, und mich auf den größten Reiſen begleitete, durch 5 Jahre. Er ſprach ſehr viele Wörter, und ſogar ganze Sätze ſehr deutlich auf ſpaniſch, quaraniſch und abiponiſch aus; denn mit dieſen Nationen bin ich wechſelweiſe umgegangen. Er lernte mir ſogar ein ſpaniſches Lied. Außerdem machte er auch den ſtarken Huſten, das Lachen, Weinen, Belſen und hundert andere dergleichen Gauckeleyen vortrefflich nach. Man hätte geſchworen, daß man einen Menſchen hörte. So oft ich ausgieng oder austritt, ſetzte er ſich auf meine Schulter, und ſchwächte, und trieb unaufhörlich Poſſen. Wenn ich ihn ſeines Geſchreyes überdrüſſig nicht mehr tragen wollte, und deßwegen meinem Gefährten dem Indianer gab, ſo biß er ihn zornig in das Ohrläppchen und flog eilends zu mir zurück. Einer Quaranierinn, welche uns auf einem Eſel begegnete, lachte er lange aus vollem Halse nach. Ob er ſich aber gleich den ganzen Tag auf meiner Schulter ſehr ruhig verhielt, ſo wurde er dennoch wie die Hühner gegen die Dämonierung



merung zu alle Tage aus Schläfrigkeit unwillig, plätscherte mit den Flügeln, und peckte mich fleißig in die Ohren, um mich freundschaftlich zu erinnern unser Nachtlager aufzuschlagen. Wenn ich des andern Tags wieder mein Pferd bestieg, war er wieder munter und fröhlich, und wußte des Singens und Lachens kein Ende zu finden. Im Flecken spazierte er auf einer langen, im Hof auf zweien Säulen ausgespannten Schnur auf und ab, aber nur bei Tage; denn die Nacht brachte er, um nicht von den Ragen gefressen zu werden, in meinem Zimmer zu. Gieng ich ins Speisezimmer, so war er flugs hinter mir, lief den Tisch, während als wir speiseten, wie eine Schildwache auf und ab, und hackte immer im vollen Hurne auf den Indianer los, welcher die Schüsseln mit den übriggebliebenen Speisen wegstrug. Was ihn gelästete, das kostete und raubte er auf der Stelle. Wenn er im Hof herumspazierte, rieb er zuweilen im Sande, den er oft als eine Arznei zu sich nahm, seinen Schnabel und schärfte denselben. Fiel ein Platzregen, so breitete er seine Flügeln weit aus, und reckte die Federn des Kopfes schreckbar in die Höhe, verdrängte rechts und links die Augen, sperrte den Schnabel auf, und ließ seinen ganzen Leib, in dieser schrecklichen verzerrten Gestalt, von dem Regen tüchtig durchweichen. War er recht durch und durch naß, und zitterte er vor Frost, so flog er in meinen Schooß, wie ein Schiffbrüchiger in den Hafen, weil er wußte, daß ich ihn abtrocknete und wärmte. Durch dieses Bad schien er mir das Ungeziefer, das sich an seiner Haut ansetzte, austränken zu wollen. Ueber einen kleinen Papagey einer andern Art fiel er im Ansang aus Eifersucht, weil ich ihn liebte, mit dem Schnabel her. Allein die Schmeicheleyen des Jungen nahmen den Alten dergestalt ein, daß er ihn nicht nur unter seinen Flügeln schlafen ließ, sondern auch als seinen Schüler, und ich möchte fast sagen, als





die Männchen reden. So hatte mein Amtsgenosß eines, welches das Vaterunser auf quaranisch vortrefflich her- sagen konnte: Oreruba Ybape ereyabe &c. Ich glaubte oft einen betenden Knaben zu hören. Dieß ist sonderbar und bewundernswürdig, indem wir die Weib- chen der anderen Vögel stumm, und fast gesanglos fin- den. Ich habe niemals begriffen, wie die Papageyen, welche von den Engel-, und Holländern von den äußersten Gegenden von Asien, Afrika und Amerika nach Europa gebracht werden, und oft viele Monate, ja auch Jah- relang reisen müssen, dennoch deutsche oder französische Sprüche, oder was immer für eine europäische Spra- che lernen, da man doch in Paraguay nur die unbefes- erten und frisch aus dem Neste entnommenen zum Re- denlernen geschickt hält. In der That haben wir die Alten immer ungelehrig befunden. Am besten und sicher- sten lernen sie bei der Nacht, oder in einem finstern Dre- te, wo sie weder sehen noch hören: wiewohl sie auch im Hofe auf ihrer Stange oder Schnur das Bellen der Hunde, das Wiehern der Pferde, das Brüllen der Kühe, das Husten der Alten, und das Pfeiffen, Lachen und Weinen der Knaben vortrefflich nachmachen lernen, indem sie auf alles äußerst aufmerksam sind. Wir haben auch durch eine lange Erfahrung wahrgenommen, daß sich die Papageyen von den Knaben und Weibern, welche eine zärtere Stimme haben, lieber und besser als von Män- nern unterrichten lassen.

Die Paracaubay' sind eben so groß und eben so gestaltet als die Paracautée, außer daß sie blos grüne Federn, und unter denselben nur sehr wenig blaue haben, ohne daß man in dem Kopf, Schwanz und den Flügeln eine safrangelbe oder rosenfärbige entdecken könnte. Auch diese plaudern von Natur im Predigertone etwas daher, was





brechen; und müßen daher sehr behutsam behandelt werden. Im Zahmwerden haben sie nicht bald ihres Gleichen. Zu S. Joachim hatte ich einen zahmen Quaa und Caninde einige Monate. Sie giengen in unserm Hof den ganzen Tag herum. Sie konnten von einander nicht geschieden werden; aber waren sie beisammen, so balgten sie sich unaufhörlich herum. Kurz der Vers des Martial: Non possum tecum vivere, nec sine te, (ich kann nicht ohne dich, und auch nicht mit dir leben) paßte buchstäblich auf sie. Bei schönem Wetter stiegen sie oft auf der hölzernen Stiege auf den Glockenthurm, der nach dem dortigen Landesgebrauch aus vier hölzernen Säulen zusammengezimmert ist, hinauf, und machten da den Prediger, indem sie unter beständigem Plätschern der Flügel, Erhebung und Abänderung der Stimme an die Umstehenden ihr Wort richteten, welches aber nichts bedeutete; denn außer ihrem Namen Quaa, welchen sie oft mit rauher Stimme laut und vernehmlich aussprechen, lernen sie keine Sprache. Diese Papageyen schickte ich dem berühmten Sieger und Statthalter von Buenos Ayres Zevallos, welcher sich damals mit 500 Dragonern in dem quaranischen Flecken S. Borgia an dem östlichen Ufer des Uruquay aufhielt. So vielen kriegerischen Ernst er allemal an sich bemerken ließ, so unterhielt er sich dennoch sehr gerne mit diesen zweenen Vögeln, besonders mit dem Caninde, weil er die Farbe des Uniforms seiner Dragoner nämlich Blau und Gelb trug. Ich habe oft den Wunsch geäußert einen noch unbefiederten Caninde aus dem Neste frisch zu bekommen, weil ich ihn gewiß reden gelehret hätte. Allein meine Wünsche waren vergebens; und die ältesten Indianer, welche im Walde geböhren und erzogen waren, gaben mir alle einstimmig zur Antwort: Tupa immon angàra n'ote oiquaa &c. Gott der Allschöpfer weiß allein, wo die Caninde ihre Nester



Meister haben. Man glaubt nämlich, daß sie in den abgelegenen Wäldern, wo nur selten jemand hinkommt, ihre Jungen ausbrüten, und erst da sie mit diesen, wenn sie etwas älter geworden, in das freye Feld herausfliegen, wo ihnen die kleinen Palmbäume Yatai genannt, ihre Näße zum Futter darbieten. Auf dieser Weide saßen die unter den Zweigen verborgenen Indianer eine Menge solcher Papageyen mit Schlingen. Zu Wien habe ich in dem kais. Belvedere in der dortigen Bildergallerie, wo man die Kunststücke der berühmtesten Mahler alter und neuer Zeiten aufbewahret, einen nach dem Leben getroffenen Caninde mit Verwunderung gesehen, und gewünscht, daß die Geschichtschreiber die Geschichte von Amerika eben so aufrichtig schreiben möchten, als der Mahler diesen amerikanischen Vogel abbildete. Wie wohl man Papageyen von allerlei Gattungen sowohl zu Lissabon in den Kaufmannsbuden feil hat, als auch fast überall in den Menagerien grosser Herren sehen läßt, so habe ich dennoch außer Paraguay keinen Caninde, welcher an Schönheit keinem Papagey etwas nachgiebt, gesehen. Zwar sieht man ihn auch in Paraguay nicht überall, weil er wie die andern Papageyen von den schöneren Gattungen bloß in den gegen Mitternacht gelegenen Wäldern seine Wohnplätze hat. In den südlichen Gegenden schwärmen große, düstere, und dunkelgrüne Papageyen in den Wäldern, besonders in den Palmwäldern mit einem abscheulichen Geschrey schaarenweise herum. In eben diesen Gegenden giebt es auch noch unzählige andere kleine blaßgrüne in der Größe einer Taube. Die Spanier heißen sie Catitas, die Abiponer Kikilk. Sie sind munter, frisch, hurtig, schlau und einige Worte zu lernen ziemlich geschickt. Man verwahret sie in ledernen Käfigen. Es ist unaläulich, wie sie die türkischen Kornäcker verüßten. Man muß eigene Hüter halten, die sie von Zeit zu Zeit wegtreiben. Zu S. Joachim hats









ner vorher auf die Ankunft des Rabenkönigs aufmerksam gemacht hatten. Sie heißen selbst Oaenik, die gemeinen Raben aber Kategham, Hapeu, Roerepiglemafät. Da sich gleich und gleich gerne zusammengesellet, so ziehen die Abiponer, welche vorher vom Raube lebten, die Jungen dieser Raubvögel zu Hause auf, und machen sie bis zu einem bewunderungswürdigen Grade zahm. Die großen fliegen ihren Herren, wenn selbe oft mehrere Meilen weit auf die Felder hinaus, oder auf die Jagd reiten, nach, machen Halt, wenn diese Halt machen, und kehren wieder mit selbst nach Hause zurück, ohne sich von den andern Raben, welche ihnen auf der Reise begegnen, zu einer Untreue gegen ihre Herrn verführen zu lassen. Die Rabensfedern brauchen die meisten Wilden, weil sie sehr fest sind, zu ihren Pfeilen.

Der Caracaràs oder Carrancho.

Die Junstgenossen und Gehilfen der Raben sind gewisse Vögel, welche die Spanier Caracaràs oder Carranchos, die Abiponer aber Eepai nennen. Ihre Federn sind schwarzbraun, und mit gelben und weißen Punkten besprenkt. An Größe gleichen sie einem Huhn, an Kopf, krummen Schnabel, ihren langen und spitzigen Klauen und dem langen Schwanz aber einem Habicht. Sie gehen auf die Aeser wie die Raben, und stellen den Hühnern und übrigen Vögeln ohne Ende nach. Ihr Fleisch taugt zu nichts.

Verschiedene Habichte.

Auf die Caracaràs lasse ich die Kirikiri, mit Punkten von verschiedenen Farben gefleckte Habichte, folgen. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle zum Habichtgeschlechte gehörigen Vögel durchgehen wollte. Hier



unter sind die Nariàm Gavilan, Kataingit, Halcon &c. Unter den Nachteulen sind die bekanntesten der Kikik lechuza, Kaalekavàlk mochuelo &c. Die Fledermaus heißt auf abiponisch Kahit, und auf spanisch Murcielago. Ihrer giebt es eine große Menge und verschiedene Arten, wie ich anderswo melden werde.

Gänse, allerlei Meuten, Reiher, Störche, Haria, Wasserraben, Schwalben, und brasilianische Hühner.

In Paraguay sieht man so viele und so verschiedene Wasservögel, daß ich, wenn ich alle gehörig beschreiben wollte, einen ganzen Band damit anfüllen würde. Ich will daher ihrer nur einige berühren. Gänse, wie die europäischen fand ich in den Seen zwar etwas feltner, aber desto zahlreicher beisammen. Meuten giebt es nicht nur in den Seen, sondern auch in den meisten Flüssen in einer solchen Menge, daß wir das Wasser wegen des häufigen Unraths dieser Thiere, der darinn herumschwamm, nicht trinken konnten. Die mit schwarzen und weißen Federn, welche die Spanier Patos Reales, die Königsenten, die Abiponer aber Kaènra nennen, sind die häufigsten und am Tage im Wasser, und bei der Nacht auf den nahe am Wasser stehenden Bäumen. Leichter und öfter werden sie außer dem Wasser mit Flinten geschossen. Ihre Junge werden in den Flecken nur sehr selten zahm. Es giebt auch noch andere Meuten, welche bei den Abiponern Roacabl heißen, vielfarbige Federn und rothe Füße haben. Die kleinen Meuten, auf abiponisch Kulliliè, fliegen bei der Nacht mit einem großen Gejische schaarenweise miteinander, und werden von den abergläubischen Abiponern für Geister, Gespenster, oder die Seelen der Abgestorbenen (Mehalenkachiè) gehalten. Besonders merkwürdig scheinen mir gewisse Meuten

ten von mittlerer Größe zu seyn, welche vom Kopf bis auf den Schwanz rosenfarbig, und zugleich ein Sinnbild menschlicher Schönheit sind; denn so sehr ihre niedliche Gestalt die Augen blendet, so sehr fallen sie jedermann durch den ihnen von Natur eigenen Gestank lästig. Unter den Flügeln, und dem so prächtig kolorirten Gefieder des übrigen Körpers, wovon nicht nur die Federn, sondern auch die Kiele hochroth gefärbet sind, steckt eine Haut und ein bißchen Fleisch, welches alles zusammen ganz unleidentlich stinkt. Die Nase derer, welche aus dem scheußlichen Körper die rosenfarbigen Federn ausrupfen, muß bei diesem Geschäft ganz entsetzlich viel ausstehen. Ihre Federn sind dünner und feiner als die Gänsefedern. Die Abiponer brauchen selbe zu ihren Federkronen. Ich schrieb lange Zeit damit. Paraquan mangelt es auch nicht an Flußvögeln, welche unsern Reiher und Störchen sehr ähnlich sind. Die Spanier nennen diese Ciguenas, die Spanier Nètagfanak; jene hingegen heißen bei den ersteren Garzas, bei den letzteren Yavige lichil. Der Haria, ein Vogel in der Größe eines Störchs, ist ein geschwornener Feind aller Schlangen, bringt sie mit dem Schnabel um und frißt sie. Bei den Spaniern wird er bald zahm, und kommt ihnen in ihren Gärten ganz wohl zu statten, indem er selbe von allem schädlichen Ungeziefer säubert, oder dieses durch die Furcht davon entfernt hält. Lachen mußte ich auch oft über einen andern großen Flußvogel, welcher, wenn er seinen Hals ausstreckt, über die größten Mänuer hinausragt, und schwerer noch als ein Lamm wiegt. Er ist durchgängig weiß, hat lange Füße, und bleibt in einem Zustande der Betrachtung mehrere Stunden unbeweglich im Wasser. Ich gestehe, daß ich seinen Namen schon vergessen habe. In dem Fluß Parana und auch anderwärts sieht man eine Menge Wasserraben, auf Abiponisch HalemTaye. Ihre Jungen essen die Wilden



gern, ungeachtet sie vor den jungen Hühnern und Vögeln einen unüberwindlichen Abscheu tragen. Ich würde zu weitläufig, wenn ich aller der verschiedenen Gattungen der Wasservögel erwähnen wollte, welche schaa renweise in den grossen Flüssen herumziehen, und von Fischen leben. Ehe ich von den Vögeln zu den Fischen übergehe, will ich als einen Anhang von den gemeinen Hühnern und Schwalben folgendes hinzufügen. Diese kommen den europäischen an Gestalt, Gesang und natürlichen Eigenschaften ganz gleich. Weil zwar in Paraquay kein Schnee fällt, aber dennoch der kalte Sudwind eine raube Witterung verursacht, so ziehen die Schwalben im angehenden Herbst, wie in Europa wer weiß? wohin, um den Winter dort zuzubringen, und kehren zu Anfang des Frühlings wieder zurück. Die paraquayischen Hühner sind wie die europäischen gestaltet und befiedert. Vor wenig Jahren wurden in Paraquay aus dem benachbarten Brasilien einige Hühner gebracht, welche die gemeinen Hühner zwar an Grösse aber nicht an Güte des Fleisches übertreffen; denn dieses ist an jenen hart und nicht schmackhaft. Ihre Jungen geben, nachdem sie aus dem Ey ausgeschloffen sind, lange Zeit nackt herum, und bekommen erst nach einigen Wochen Federn. Die Hahnen sind ungewöhnlich groß, und haben statt des Hahnenkams der unsrigen große, hochrothe Kronen von einer besondern Pracht. Im Jahre 1748 sah ich in der Menagerie des Großherzogs von Toskana allerlei asiatische und afrikanische Hühner, deren seltsamen Körperbau ich nicht genug bewundern konnte. Nun wollen wir auch das Schuppenvoll in Paraquay mustern.



Verschiedene Gattungen der Fische.

Europäische Fische habe ich zwar in Paraquay keine gesehen, aber dennoch viele, welche den unsrigen in manchem Betrachte ähnlich sind. Ich werde hier nur derjenigen, die ich keine und indianische oder spanische Namen führen, erwähnen. Ich weiß ihrer noch etlich und zwanzig Gattungen: nämlich die Dorado, Pacù, Corvino, Mungrullu, Sabalo, Boga, Armado, Zurubi, Palometa, Pati, Peje blanco, Dentudo, Raya, Vagre oder Nundia, Mandiy, Machete, Suchi, Mojarra, Vieja, Anguilla, Murena, Peje Rey, Sardina, Almeja grande, lisa, verschiedene Piqui, &c. &c.

Der Fisch Dorado.

Der Fisch Dorado, welcher von den Quaraniern Pyrayu, von den Abiponern aber Henogelsaik genennet wird, hat von dem Goldglanze seiner Schuppen den Namen eines vergoldeten Fisches erhalten. Er ist oft sehr groß und hat ein körnichtes, weißes und sehr schmackhaftes Fleisch. Seinen Kopf rechnet man unter die Leckerbissen, wiewohl man sonst in Paraquay fast alle Fische ohne Kopf, als welcher in den Küchen abgeschnitten und weggeworfen wird, auf den Tisch kommen. Diese Goldfische werden in den Flüssen gefangen. Wir fingen ihrer aber auch viele in gewissen Gegenden des Meeres, besonders, wenn ein lang anhaltender Sturm von etlichen Stunden im Anzuge war. Sie bissen in die Wette in unsere Angeln, als wenn sie den Sturm geahndet, und sich vor dem Herumwerfen im Meere gesürchtet hätten.

Der



Der Fisch Pacù.

Der Pacù, auf abiponisch Katlaàn eine Lanze, zeichnet sich nicht nur durch seine Länge und Breite, sondern auch durch seine Röslichkeit aus. Er ist sehr fett. Seine Schuppen sind braun, und an einigen Orten auch schwefelgelb. Der Kopf scheint auf seinen übrigen Körper zu klein zu seyn. In dem Paranaestrome, wie auch in andern Flüssen, welche sich mit jenem vereinigen, findet sich dieser delikate Fisch sehr häufig.

Der Corvino.

Der Corvino wird meistens in den Bayen von Montevideo und Maldonado, und dort herum, wo das süße Wasser des Silberflusses sich mit dem gesalzenen Meerwasser vereinigt, meistens mit der Angel gefangen. Er ist fast wie ein Karpf, aber um viel größer und schmackhafter, so daß er auch von den Einwohnern entlegener Städte sehr gesucht wird.

Der Mungrullù.

Der Mungrullù ist der stärkste und größte aller Flußfische in Paraguay, und wiegt über einen Zentner. Sein Fleisch ist fest und röthlicht.

Der Zurubì

Der Zurubì, auf abiponisch Etapranak, ist nicht viel kleiner als der vorige, und hat keine Schuppen, sondern eine beinahe aschensfarbige, glatte und schlüpfrige Haut, welche mit großen schwarzen Punkten auf Tiegerart gefleckt ist. Man findet an ihm ein weißes, festes, schmackhaftes und gesundes Fleisch. Wie schwer er ist,



ist, mag man daraus abnehmen, weil zweien Indianer an ihm, wenn er auf einer Stange aufgehängt wird, genug zu tragen haben.

Der Patì.

Der Patì wird dem vorigen an Größe und Güte beinahe gleichgehalten.

Der Armado.

Der Armado verdienet ohne Zweifel seinen Namen, indem er überall auf den Seiten und dem Rücken mit 8 spizigen Floßfedern (und Luströhren bewasnet ist. Mit diesen sucht er den Fischer, während daß dieser die Angel aus seinem Rachen lösmacht, zu verwunden, und brüllt, und wirft sich ganz entseßlich herum. Deswegen muß man ihn, sobald man ihn aus den Flüße zieht, mit einem Stocke tüchtig auf den Kopf schlagen, welcher breit, einem Froschkopfe ähnlich, und mit einer schwarzen Schale, wie mit einem Schilde, bedeckt ist. Er hat kleine, aber helle und mit einem goldgelben Ringe umgebene Augen, ein enges Maul, und einen fürchterlichen Knebelbart, wie es sich auf einen Kriegermann schicket. Der Leib ist eisengrau, und mit langen und harten Schuppen bepanzert. Dieser Fisch ist dicker als lang und wiegt oft 4, 6, auch mehrere Pfunde. Sein Fleisch ist ein sehr wollüstiges Gericht, und wie man glaubt, auch für Kranke sehr gesund. Dieser edle Fisch findet sich am meisten in dem Flüße Paraguay. Als wir von Assumption nach Buenos Ayres schifften, fiengen wir täglich mehrere mit der Angel. Da ich mit der Schnur, womit ich angelte, meine Hand umwunden hatte, so wäre ich bald von einem großen Armado, der an der Angel zog, aus dem Vordertheil des Schiffes in den Fluß hinausgerissen wor-



worden. Zum Glück rettete mich noch, als ich um Hilfe rief, ein spanischer Soldat, wie Raphael ben Tobias, indem er die Schnur mit beiden Händen an sich hielt, damit ich meine Hände loswinden konnte.

Der Vagre.

Der Vagre, auf abiponisch Ypik, öst Yhelofaye, auf quaranisch aber Nundia, gehört zum Geschlecht der Forellen. Seinen Kopf bedeckt eine harte Schale. Seine Haut ist schlüpfricht, fahl und mit rothen Flecken gezieret. Sein Fleisch ist wohlgeschmack. In den verschiedenen Flüssen entdecket man verschiedene Gattungen derselben, welche sich durch die Zahl, Größe und Farbe der Klossfedern, Luftröhren und Härte unterscheiden, alle aber sehr köstlich zu essen sind. Wenn man ihre Blase mit den Zähnen zerkauet, und alsdann Brandtwein dazugießt, so wird ein vortrefflicher Leim daraus, womit die Spanier ihre Geigen, die Villelas aber (sehr geschickte indianische Pfeilschützen) die Federn und die Spitzen ihrer Pfeile an das Rohr mit dem besten Erfolge leimen. Einen ähnlichen Gebrauch machen die europäischen Handwerker von der Blase des Hausens, eines ungarischen Fisches.

Der Sàvalo.

Der Sàvalo ist unserem Karpfen etwas ähnlich, aber geschmeidiger, und niedlicher. Schwerer als zwey Pfunde wird man schwerlich einen finden. Er ist auch noch voller Gräten. Man fängt ihn niemals mit der Angel, obwohl er in den meisten Bächen und Seen sehr häufig ist. Warum ihm die Indianer vorzugsweise den Namen Fisch fast durchgängig beigeleget haben, begreife ich nicht; weil er vor den übrigen keinen Vorzug hat. Bei den Abiponern heißt er gleichfalls Noay, welches Wort einen



einen Fisch überhaupt bedeutet. Eben dieses nahm ich auch bei den Indianern Mataràs gewahr.

Der Bòga.

Der Bòga, auf abiponisch Parik, ist von dem Sàvalo wenig unterschieden, aber köstlicher und seltner.

Der Peje Rey.

Peje Rey heißt ein Königsfisch. In der That läßt er bei aller seiner Mittelmäßigkeit in Ansehung der Größe die übrigen an Niedlichkeit weit zurück. Kopf und Maul ist an ihm außerordentlich groß. Fette hat er gar keine, und wird blos in dem Flusse Parana in der Gegend von Santa Fé oder in den nahen Bächen, in welchen er laicht, gefangen. Der frische Peje Rey kommt als eine Delikatesse der ersten Klasse auf die Tafeln der Vornehmen. Uneingesalzen und blos in der Luft gedörret wird er von Santa Fé auch noch in andere Dörter versendet, und erhält sich lange Zeit. Wird er aber auf dem Wege feucht, so greift ihn sogleich die Gänlung an. Die Abiponer nennen ihn Lalagraik den weißen Fisch.

La Vieja.

La Vieja, welches Wort ein altes Weib bedeutet, ist ein sonderbarer und seltsamer Fisch. Auf abiponisch heißt er Aoraik. Sein ganzer Leib ist mit einer harten Schale oder einer hornichten Rinde überzogen, so daß auch kein Messer durch selbe dringen kann. Er muß daher in seiner Schale auf die Glut gelegt werden, wenn man ihn braten und essen will. Mit der Angel fängt man diesen Fisch nur sehr selten;
auch



auch wiegt er fast niemals über ein Pfund. Als die Flüße nach einer zweyjährigen Trockenheit fast ganz ausgetrocknet waren, sahen wir auf dem Boden viele theils schon umgekommene, theils wirklich umkommen.

Der Dentudo.

Den Dentudo findet man überall sehr häufig, und würde ihn auch schmachhaft finden, wenn er weniger gräßlich wäre. Er ist kaum ein Pfund schwer. Ich habe unzählige Dentudos mit der Angel gefangen und gegessen; aber auch bei dieser Gelegenheit nicht wenige Angeln verloren, weil sie mir mit ihren starken Zähnen die Schnur abbissen.

Der Raya.

Der Raya ist ein Fisch von einer so wunderlichen Gestalt, daß man ihn zum Fischgeschlechte gar nicht rechnen sollte. Auf abiponisch heißt er Eparañik. Er sieht wie ein flacher und länglichtrunder Suppennapf aus. Sein Rücken ist schwarz, und sein Bauch weiß. In dessen Mitte wird man ein enges Maul gewahr. Sein Schwanz ist sehr lang, dünn, zugerundet, wie eine Saue ausgejacket, und am äußersten Ende mit einem giftigen Stachel bewaffnet. Der Raya verbirgt sich oft am Ufer der Flüße im Sande und sticht damit die Schiffleute, welche mit bloßen Beinen herumgehen, wenn er kann, jämmerlich in die Füße. Diese Wunde schwillt gleich auf, entzündet sich, und bringt den Tod, wenn man nicht also gleich warme Asche darauf legt. Daber pflegen die vorsichtigen Schiffleute, wenn sie ihr Schiff nicht mehr mit Rudern gegen den Strom treiben, sondern zu Fuß mit einem Tau ziehen wollen, einen von ihnen vorauszuschicken, der den Sand am Ufer mit einem



einem Stocke aufwühlet, und immer darauf stößt, um die Rayas, wenn darinn welche verborgen seyn sollten, zu entdecken und zu verjagen. Wunderbar ist es, daß sich die Abiponer des vergifteten Stachels dieser Fische wie einer Lanzette zum Aderlassen glücklich und ohne Nachtheil bedienen. Ihr Fleisch ist zwar genußbar, aber außer dem Fall einer Hungersnoth sehnt sich niemand darnach. Dennoch muß ich eingestehen, daß es mir, wenn es gehörig gebraten war, sehr wohl geschmecket hat. Die Größe und die Gestalt der Rayas (wir wissen von mehreren Arten derselben) ist verschieden. Sie gebähren lebendige Junge. In ihrem Bauche hat man die unzeitige Frucht vielmals gefunden.

Die Palometa.

Die Palometa, auf abiponisch Rakik, haben die Schwimmenden mehr als alle Krokodile zu fürchten. In ihren beiden Kiefern, deren jedes mit 14 spitzigen und dreyeckichten Zähnen, als so vielen Bajonetten, bewaffnet ist, besteht ihre Rüstung. Sie beißt damit den Menschen, sie mag ihn anpacken, wo sie will, auf den ersten Biß durch und durch. Eine tiefgespaltene Fußsohle eines wackern Abiponers, und vier ganz abgebissene und bloß an der Haut hängende Zehen eines abiponischen Knaben habe ich selbst gesehen. Ich habe auch zweien spanische Soldaten gekannt, welche, da sie ihren Pferden über einen Fluß nachschwammen, von den Palometas völlig entmannt wurden. Der erste von diesen, aus Santa Fé, setzte über den Fluß Key (die Abiponer heißen denselben Ychimaye) welcher dazumal sehr angeschwollen war; der zweyte, von Corrientes, hingegen schwamm über die Parana, wo selbe schon mit dem Paraguay vereinigt ist. Dieses wird man desto glaubwürdiger finden, wenn ich sage, daß die abiponischen Weiber die



Dieser der Palometas noch ist als Scheeren zum Schaasscheren gebrauchen, und daß vormals die Abiponer selbst, ehe sie noch eiserne Messer hatten, den Spaniern damit die Köpfe abschnitten. Dieser Fisch findet sich überall sehr häufig doch mit dem Unterschiede, daß er in kleinen Flüssen auch kleiner ist, und kaum ein halbes Pfund wiegt, in größeren aber zu zwey und drey Pfunden anwächst, ohne daß dessen Länge seiner Breite jemals gleichkäme. Sein Rücken ist krumm, sein Kopf abgestumpft, der Rachen weit, der Schwanz gespalten, und breit. Seine Augen sind klein und rund. Außer seinem fürchterlichen Gebisse, hat er auch große beinartige Schwimmohren und sieben stachelichte Flossfedern seinen Angreifern entgegen zu setzen. Eine dieser Flossfedern läuft mitten durch den Rücken bis zum Schwanz fort. Der Körper ist mit lichtaschengrauen Schuppen bedeckt, woraus doch hie und da Blau, Feuerfarb und Gelb hervorsticht. Das Fleisch der Palometas ist fein, weiß, und nicht nur essbar, sondern auch sehr schmackhaft, aber auch sehr gräticht. Ich habe ihrer eine Menge mit der Angel gefangen und verzehret. Wenn man aus ihrem Rachen die Angel herauszieht, muß man sich sehr in Acht nehmen, daß man nicht von ihren Zähnen oder stachelichten Flossfedern erreicht werde, weil die Wunde, die sie machen, nicht nur sehr schmerzhaft, sondern auch gefährlich ist.

Die Mbuzù.

In den schlammichten Bächen, und auch in den Lachen sieht man zuweilen Fische wie unsere Aalen. Die Quaranier heißen selbe Mbuzù, das ist, grosse, die Abiponer aber Nauin; aber niemand ißt sie, weil sie wie Schlangen aussehen. Als wir einst einen solchen Fisch, den man uns aus dem Rio Salado von ungesehr gebracht



gebracht hatte, assen, so verbreitete sich sogleich unter den Indianern das Gerücht, daß die Europäer Schlangen essen. Ob diese Fische zu den Aalen oder Schlangengezählet werden müssen, getraue ich mir nicht zu entscheiden. Von den übrigen Fischen, deren Namen ich oben angegeben habe, weiß ich nichts besonders Merkwürdiges zu erzählen.

Die Flußkrebse.

In so großer Menge man in Paraguay die ausgesuchtesten Fische antrifft, so arm ist dieses Land an Krebsen. Bloss in einigen Bächen um den Uruguay herum giebt es nach der Erzählung, die man mir davon gemacht hat, etliche wenige ganz kleine, und ihrer Gestalt nach mehr unsern Flußkrebse, als den Meerkrebse ähnliche. Man hat uns selbst zu Conception, einem Flecken am Uruguay, deren einige auf unsere Tafel gesetzt. Diese Krebse aber sind so klein, daß sie mit den unsrigen verglichen mehr das Ansehen eines Zwerges, und der Jungen haben. Da mir auf meinen vielen Reisen zu Lande und zu Wasser, und so oftmal ich auch gefischt habe, kein Krebs zu Gesichte gekommen ist, so bin ich der Meinung, daß es in Paraguay fast keine, oder doch nur sehr wenige geben müsse. Der Krebs heißt bei den Abipouern Oatelée. Es ist sonderbar, daß sie einen Namen für ein Thier haben, daß vielleicht keiner von ihnen, oder doch nur der tausendste gesehen hat.

Die Meerkrebse.

In Paraguay giebt es Meerkrebse von allerlei Art und Größe. Die kleinen heißen auf latein Squillæ, die mittleren Gamari, die größten Astaci. Ihre Größe kann man aus Nachstehendem abnehmen. Zu Lissabon



Kam den 16 August 1748 auf eine Tafel, zu der ich auch gezogen wurde, eine Scheere von einem Meerkrebsen, die man in einer großen Schüssel wie einen Schweinschinken auftrug. Von etlich und sechzig Gästen assen die meisten davon, und dennoch blieb noch etwas übrig. Diese entsetzliche Krebs-scheere bewunderten wir als eine Seltenheit, aber schmackhaft fanden wir sie nicht im geringsten.

Wasserschildkröten.

Den Abgang der Krebsen ersahen in diesem Lande die häufigen Schildkröten, welche zwar um viel größer als die unsrigen aber um nichts besser sind. Die Abiponer nennen sie Epatek. Flüsse, Bäche, Seen, alles ist voll von ihnen. Kaum ließen wir unsere Angel ins Wasser, so hieng sich eine Schildkröte an, welche wir aber allemal wegwarfen; denn in dem größten Theile von Paraguay assen selbe weder Spanier noch Indianer. Die Abiponer besorgen, sie möchten mit den Schildkröten ihre angebohrne Langsamkeit mit hineinessen. Während unserer zweymonatlichen Schifffahrt auf dem Paraguay und der Parana fischten wir täglich mit der Angel. Wenn wir nun bei dieser Gelegenheit eine Schildkröte fiengen, so warfen die Schiffleute selbe alsogleich über Bord. Sie sagten, dies wäre ein böses Zeichen, und man müßte, wenn die Schildkröte auf dem Schiffe bliebe, einen Schiffbruch oder wenigstens eine Verzögerung der Reise befürchten. Eine so unbegreifliche Dummheit, wenn soll sie nicht lächerlich vorkommen? Aber wer weiß auch nicht, daß dem gemeinem Volke überall hundert dergleichen abergläubische Afsanzereyen im Kopfe sitzen. Zu S. Hieronymus ließen wir uns eine Schildkröte etlichemale nacheinander kochen. Allein dieser vielmaligen Zubereitung ungeachtet blieb selbe so hart, daß unsere Zähne nicht vermögend waren sie zu kauen. Der einzige Nutzen



Ruhen, den die Schildkröten den Paraquavern abwerfen, besteht in ihren Schalen, welche die gemeinen Leute statt der Schüssel und Teller zu gebrauchen pflegen.

Meerschildkröten.

Daß es im Meere ungeheure Schildkröten von mehr als einem Zentner gebe, weiß ich nicht nur aus verschiedenen Schriftstellern sondern auch aus eigener Erfahrung. Als wir zu Ende des Jäners von Livorno nach Lissabon unter Segel gegangen waren, konnten wir etliche Stundenlang nahe bei Algier einer anhaltenden Windstille wegen nicht von der Stelle kommen. Auf dem unbewegten und spiegelebenen Meere trieben unzählige schlafende Schildkröten hin und wieder. Unser Schiffskapitän Kornelius Jansen, ein Schwede und sehr guter Mann, erlaubte einigen Matrosen auf ihr Begehren ein Boot auszusetzen, und etwelche von diesen Schaalthieren zu fangen. Sie legten daher den schlafenden Schildkröten zwey Ruder unter dem Bauche an, und schnellten auf diese Weise zwey und dreyßig mit vieler Geschicklichkeit in ihr Fahrzeug, worauf sie selbe zu uns zurückbrachten. Der Kapitän wog sie in unser Gegenwart, und fand die meisten bei 50 Pfunde schwer, zwey Junge ausgenommen, die er sich vornahm mit nach Schweden zu bringen. Diese ließ er in das kleine Boot legen, und Wasser darauf gießen. Hier beobachtete ich sie nun mit aller möglichen Aufmerksamkeit. Ihr Gebiß war so fest, daß sie ein ihnen vorgehaltenes Stück Holz auf einen Biß wie Stroh zerknirschten. Bei der Nacht im Schläfe schnarchten sie wie betrunkene Bootsknechte. Die Schweden zehrten die Schildkröten nach und nach auf. Eine schenkten sie uns; allein um sie für uns genußbar zu machen, hätten sie uns auch ihre Zähne dazu leihen sollen. Zwo überließ der Kapitän dem Lieutenant des englischen Kriegsschiffes



schiffes: Prinz Friedrich, welcher uns zu visstiren (denn es war in Kriegszeiten) den Auftrag hatte. Diese Schildkröten waren indessen nicht von der Art derjenigen, aus deren Schalen man Tabattieren und verschiedene Behältnisse versertiget; denn ihre Schalen schienen nicht massiv, sondern aus verschiedenen Häuten, wie aus Zwiebelhäuten, zusammengesetzte Muscheln zu seyn. Die kostbaren für die Kunstarbeiter werden aus den Inseln Kuba, Jamaika und aus andern Provinzen gebracht. In Quiana giebt es roth und blau gesprenkte. In Atadien sollen sie zween Schube im Durchschnitte haben; an einem andern Orte noch mehr.

Landschildkröten.

So wie die Abiponer, Quaranier und andere Indianer, mit denen ich umgegangen bin, die Schildkröten nicht nur nicht essen, sondern auch einen unüberwindlichen Abscheu vor selben tragen, so sind sie hinwiederum den größten Theil des Jahres hindurch die vorzüglichste Nahrung der Chiquiten. Sie suchen diese buntfarbigen Schaalthiere in den Wäldern, und auf den Felsen mit vieler Mühe zusammen, damit ihnen nicht in den Monaten der Uberschwemmung, da ihre Wohnplätze unter Wasser zu stehen kommen, der Proviant ausgehe: denn da ihre Gegenden mehr waldicht und bergicht als eben sind, so können sie aus Mangel der Viehweide nicht so viele Ochsen erzielen und schlachten, als zu ihrem Unterhalt erforderlich wären, und in den quaranischen und abiponischen Kolonien geschlachtet werden. Die Chiquiten essen also statt des Rindfleisches Schildkröten. Auf quaranisch heißen sie Carumbè.

Schne-

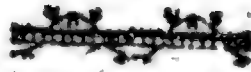


Schnecken.

Schnecken sieht man in den Wäldern, Feldern und Ufern der Seen allenthalben in unzählbarer Menge. Die Spanier nennen sie Caracoles, die Abiponer aber Nalaginiga; aber meines Wissens ist sie in Paraguay niemand. Ihre Gehäuse oder Schalen brennen die Quaranier zu Kalk, und weissen sich damit ihre Wände, weil es ihnen an Kalksteinen gebricht, wiewohl auch viele die weisse Erde Tobaty, welche der Erde von Tripolis ähnlich sieht, und ziemlich häufig ausgegraben wird, zu diesem nämlichen Geschäft brauchen. Aus gewissen weissen Schneckenhäusern arbeiten die Villelas, eine unberitrene indianische Nation, mit unglaublicher Gedult runde Scheibchen oder Glinserchen aus, durchbohren selbe in der Mitte, und verkaufen sie so den andern Indianern. Von diesen Scheibchen hängen sich die Abiponer außerordentlich große und schwere Schnüre um den Hals. Männer und Weiber dünken sich desto geschmückter, je schwerer sie damit bepacket sind. An dem Ufer des Uruquay sieht man eine besondere Art Schnecken, welche größer als eine Mannsfaust sind, von den Indianern in ihrer Schale gebraten, und begierig gegessen werden. Von den übrigen Muschelthieren und Conchylien habe ich nichts Merkwürdiges anzuführen. Edelgesteine und Perlen, womit die übrigen Provinzen in Amerika prangen, hat Paraguay nicht. Horn- und Wolloch ist die vornehmste Quelle des Wohlstandes seiner Einwohner. Dieß habe ich schon oft gesagt, und wiederhole es noch einmal.

Verschiedene Arten des Fischfanges.

Nachdem ich von den Fischen das Merkwürdigste gesagt habe, muß ich auch der verschiedenen Methoden



zu fischen erwähnen. Zu Buenos Ayres reiten die spanischen Fischer in den Silberfluß, soweit sie können, hinein. Die Ende des Strickes, womit das Netz entweder ausgespannet oder zusammengezogen wird, halten zweien mit den Händen fest, und bringen in wenig Stunden eine Menge der köstlichsten Fische an das Ufer, welche alsdann einem jedem feilstehen. Die indianischen Nationen der Payaguas und Villelas leben hauptsächlich vom Fischfange, worinn sie sehr geübt sind, weil sie an den Ufern der Seen und Flüsse ihre Sitze haben, und so gut wie die Fische selbst schwimmen. Sie brauchen zum Fischen nur ein sehr kleines Netz, binden es wie einen Schurz an den Unterleib, und halten das andere Ende mit beiden Händen. So geschürzt springen sie vom Gestade in das Wasser. Sehen sie auf dem Boden einen Fisch, so schwimmen sie ihm nach, umschließen ihn mit dem Netze, das sie unter seinem Bauche anzubringen suchen, und schleppen ihn an das Ufer. Oft wird man einen Indianer, den jedermann schon lang für ertrunken halten würde, nach einer ziemlichen Weile und in einer weiten Entfernung mit seiner Beute aus der Tiefe des Wassers hervorkommen sehen. Sie verdienen eher Taucher als Fischer zu heißen. Ist aber das Wasser hell und durchsichtig, wie im Fluße Salado, so daß sie die Fische sehen können, so jagen sie denselben oft einen Pfeil, oft eine Lanze und auch oft einen eisernen Dreyack durch den Leib. Die Indianer, welche in den Wäldern wohnen, fangen mehr Fische mit List und Geschicklichkeit als mit Gewalt. Bisweilen umzäunen sie in einem Fluße eine große Strecke mit Stöcken und auf beiden Seiten derselben künstlich eingeflochtenen Baumreisern dergestalt, daß die Fische zwar hinein, aber nicht wieder heraus können, fast auf eben die Art, wie unsere Fischer an verschiedenen Orten in den Flüssen ihre sogenannten Fischkreuzen (aus Reben oder Binsen geflochtene

ne

ne Körbe) anzulegen pflegen, woraus die Fische nicht ent Schlüpfen können, wenn sie einmal darinn sind. Sonst werfen die Indianer auch die Pflanze Ycipotingi, welche sich um die Ladune herumschlingt, oder die Blätter des Baumes Caraquata, oder auch dessen frische Wurzeln wohl zerrieben in das Wasser. Dadurch werden die Fische trunken, und da sie ihrer selbst nicht mächtig oben auf dem Wasser herumtaumeln, mit den Händen gefangen. Oft peitschen sie das Wasser mit den Blättern eines gewissen Baumes, welcher besonders an dem Ufer des Flusses Aringy häufig wächst. Ihr Saft soll dem Fischen äußerst nachtheilig seyn. Ich erinnere mich noch als ein Knab gehört zu haben, daß auch die Europäer in eben dieser Absicht gewisse Rüsse aus Aegypten und der malabarischen Küste (Cocculi di Levante) brauchen. Bisweilen bedienen sich die Indianer gewisser Hacken von Holz oder Rohr. Unser einziges und allgemeines Werkzeug zum Fischen war eine eiserne Angel, an der wir frisches Rindfleisch anloderten. Um nicht in den neuen Kolonien der Abiponer an Fasttagen Fleisch essen zu müssen, giengen wir selbst zu den entlegenen Flüssen und Bächen auf den Fischfang aus, oft mit Gefahr unseres Lebens, der herumschwärmenden Wilden wegen, niemals aber ohne viele Beschwerlichkeiten, weil uns die Schnacken, die besonders beim Wasser in Menge herumsumfen, fast ganz bedeckten. Und dennoch mußten wir oft mit leeren Händen nach Haus zurückkehren.

Die Fischen auf dem Meere.

Nicht nur die Portugiesen, welche uns nach Amerika hinübersführten, sondern auch die Spanier, welche uns wieder nach Europa zurückbrachten, gaben sich sehr mit dem Fischen ab, einige die Zeit zu vertreiben, andere ihren Hunger zu stillen; denn alle zogen die frischen Fi-



sche dem geräucherten, eingesalzenen und faulem Fleische, den Linsen und Bohnen vor. Man fischte auf allerlei Art. Die Portugiesen köderten die Fische herbeizulocken ein Stück rothes Tuch, welches wie Fleisch ansah, an ihre Angeln. Die Spanier hingegen rissen den Hühnern aus dem Steiß weiße Federn aus, welche die grossen Fische für kleine hielten, und daher begierig darauf zuschnappten. Hieraus schliesse ich, daß die Seefische entweder hungrieriger oder dümmer sind als die Flußfische, weil jene sich bloß durch die äußere Gestalt des Fleisches hintergehen und fanaen lassen, da doch die letzteren das Fleisch oder die Würmer sehen oder riechen müssen, ehe sie anbeißen. Ich habe vielfmals beobachtet, daß jede Gegend des Ozeans ihre eigenen Fischarten nähre. In der ersten Woche fiengen wir bloß Dorados, nach einer ziemlichen Strecke aber nur Bonitos, ohne daß wir mehr einen Dorado zu Gesicht bekommen hätten. Dieser Fisch setzt am meisten dem fliegenden oder Schwalbenfische, peje volador, wie ihn die Spanier oder Pirabebè, wie ihn die Quaranier nennen, besonders während eines Sturmes nach. Die fliegenden Fische hingegen flieaen, um nicht gefressen zu werden, aus dem Meere heraus. Die portugiesischen Matrosen fürchten gar sehr des h. Franziskus von Assisi Tag, weil er ihrem Vorgeben nach das Meer mit seinen Stricken peitschet, und aufbringt. Diese ihre lächerliche und offenbar abergläubische Meinung gründen sie auf ihre Erfahrung, die wir auch, ohne Zweifel aus einem blossen Ungesehr, mitaemacht haben: denn an diesem Tage gieng die See eines heftig stürmenden wiewohl uns günstigen Windes wegen dermassen hoch, daß wir damals zuerst nach vielen Tagen unserer Seefahrt die fliegenden Fische, und zwar haufenweise erblickten. Es fielen ihrer nicht wenige in unser Schiff, wo wir sie mit aller möglichen Aufmerksamkeit betrachten konnten. Ihre Größe gleicht
der



der eines Haring's. Der Leib ist länglichtrund, und gegen den Schwanz zu dünner; der Kopf groß und zusammengedrückt; das Maul mittelmäßig ohne Zähne, oben mit einem Kiefer, welches wie eine Feile nur leicht eingeschnitten ist; der Schwanz breit und gespalten. Die Augen sind groß und kugelförmig mit einem kohl-schwarzen Augenapfel, welche ein gelber Ring und ein noch größerer schwärzlicher umgeben; die Flügel sind gleichfalls groß, und bestehen aus einer lichtaschengrauen wie Papier so feinen Pergamenthaut. Dieser Fisch hat sechs Flossfedern, eine beinartige und am Ende stachelichte Schaa-le mit Schuppen von verschiedener Farbe und Gestalt, so daß er nie ein Haring glänzet. Den Nachtlingen der Dorados zu entgehen, fliegt er aus dem Wasser heraus. Allein dieser Flug dauert nur wenige Augenblicke; denn wenn die Flügel in der Luft trocken geworden sind, so fällt er in das Meer zurück, nehet sich selbst wieder, und fliegt abermal. Seine Gestalt und Größe ist in den verschiedenen Meeren verschieden. Die portugiesischen Matrosen verschmähten sein Fleisch nicht. Diese Klasse von Menschen hat mehr Hunger als andere, und einen geräumigeren Magen: sie werden daher von kleinen Fischen nicht satt, sondern sehnen sich nach größeren, hauptsächlich aber nach den Tuburons, deren sie während unserer Seereise eine Menge mit einer eisernen Angel von mehreren Pfunden gefangen hatten. Die Tuburons schwimmen dem Schiffe nach, und verschlingen alles begierig, was man von Aesern oder anderem Unrath über Bord wirft. Sie sind so groß, und schwer, daß 12 starke Matrosen genug zu thun hatten, wenn sie mit dem Stricke einen aus dem Meere in das Schiff zogen. Es ist auch hieran nichts Unbegreifliches, indem ein solcher Fisch bei 9 Fuß lang, und 3, auch mehrere breit ist. In seinem schrecklichen Rachen sind dreyeckichte und zackichte Zähne in einer dreysachen Reihe hintereinanderhergepfan-



gepflanzt, bereit alles, was ihnen in den Wurf kömmt, zu zermalmen. Sein Blick ist immer wild und wachsam, und seine Haut buntfärbig und äußerst rauh. So oft die Matrosen einen ausweideten, so oft war uns sein Magen ein ganz lustiges Schauspiel. Wir glaubten eine Trödelbude vor uns zu sehen. Alte Kleider, abgenützte Hemden, Hüte, welche der Wind in das Meer gewählet, ganze Hühner, und was die Matrosen sonst noch in die See geworfen hatten, fanden wir in ihm. Ein gählinger Windstoß nahm einem meiner Gefährten bei der Nacht sein kleines sogenanntes Soli Deo - Käppchen und ließ es in das Meer fallen. Den andern Tag fanden wir dasselbe in dem Magen eines Tuburon, welcher noch vormittag gefangen wurde, aber mit einem grünen Schleim, wie mit einem Moos, überzogen. Man gab das Käppchen seinem Herrn zurück, welcher sich darüber unanemem freuete, weil er sonst keines aufzusehen hatte. Von uns aber waren die meisten der Meinung, er sollte mit dem Käppchen, welches eine ganze Nacht in dem Bauche eines Tuburon gelegen hatte, nicht mehr seinen Kopf bedecken, sondern selbes in einem Curiositätenkabinete aufbewahren lassen. Einige behaupten, ich weiß nicht, mit welchem Rechte, daß der Prophet Jonas von einem Fische dieser Art verschlungen worden sey, und daß dieser Fisch *Canis Carcharia* oder *Lamia* heiße. Das weiß ich, daß man den Leichen Kanonenkugeln, oder Steine anhängt, um sie in den Grund des Meeres zu versenken, weil sie, wenn sie auf der Oberfläche desselben herumtrieben, sogleich von den Tuburons aufgefressen würden. Das Fleisch dieser Fische ist, so weiß es auch ist, außer den hungrigen Matrosen niemand, wiewohl auch diese die Weibchen nicht essen, und eines in meinem Beiseyn, sobald sie es für ein solches erkannt hatten, wieder in das Meer warfen. Die Ursachen dieses Unterschieds weiß ich nicht. Die Abiponer hingegen essen gebratene



bratene Heuschreckenweibchen; vor den Männchen aber eckelt und grauet ihnen. Warum? Das werden sie wissen.

Delphinen, Wallfische.

In den neun Monaten, die ich auf dem mittelländischen und großen Weltmeere zubachte, habe ich auch andere Seeungeheuer gesehen; aber außer den Tuburons und anderen Fischen von mittlerer Größe fiengen die Matrosen nichts. Zur Zeit einer Meeresstille sahen wir oft die Delphinen fröhlich in der See spielen, und gleichsam Tänze beginnen, ohne daß uns dieses Schauspiel eine sonderbare Freude verursacht hätte, indem die Lustigkeit der Delphinen gemeiniglich ein Vorbothe eines nahen Sturmes oder Ungewitters ist, wie wir vielmal erfahren hatten. Der Anblick der ungeheuern Wallfische war uns, wiewohl sie sich unsern Schiffen niemals näherten, nichts Seltenes, aber zweymal äußerst schreckbar. An den wüsten Küsten von Brasilien glaubten wir einst ein Seeräuber-schiff zu entdecken. Allem Unglück zuvorzukommen, wurde sogleich der portugiesische Kapitän, welcher damals schloß, aufgeweckt. Dieser entdeckte bald von dem obersten Mast aus die entsetzliche Körpermaschine des Wallfisches. Da er sich so zwischen den Wellen fortwälzte, so stellte diese Fischbestie ein Schiff vor. Die hinausragende Klossfeder, welche oft 50 Schuhe hoch seyn soll, hatte das Ansehen eines Mastbaumes. Aus ihren schrecklichen Schwimmohren spritzete sie wie aus einer großen Feuerspritze eine unglaubliche Menge Wasser in die Höhe, welches von dem Winde auseinandergestreuet, und von der Sonne (es war gleich nach Mittag) beleuchtet, ein förmliches weißes Segel bildete. Dieß war die Ursache unseres Irrthums und leeren Schreckens, und bald darauf

des



des allgemeinen Gelächters: denn wie der Wallfisch nahe zu uns kam, so richtete er sich bald aufrecht wie eine Säule, bald warf er sich wieder in die See, und spielte uns allerlei Gauckeleien vor. Auf unserer Rückfahrt in Europa sahen wir das Wasser nicht weit von unserem Schiffe auf eine ungewöhnliche Weise Wellen werfen, und abprellen. Der Kapitän, welcher in der Nähe Sandbänke und Klippen vermuthete, ließ das Schiff wenden. Allein der unerträgliche Gestank entdeckte uns bald das schreckliche Wallfischhaas, an welchem das zurückströmende Wasser abprellte, und benahm uns unsere Besorgnisse. Dieser höllischen Ausdünstung wegenbrauchten wir in einer Stunde mehr spanischen Toback, als wir sonst in einem Tage schnupften. Die Wallfische gehen auf eben die Art zu Grunde wie die Schiffe; denn wenn sie auf Sandbänke gerathen, so sind sie ohne Rettung verlohren. Ihre Uefer wirft zuweilen das Meer mittels der Ebbe und Fluth an das Ufer aus, wo wir selbe einigemal erblickten. Der Melotas, einer Art großleibichter Fische, wovon uns im November einige Wochen hindurch ganze Heereszüge begegneten, habe ich anderswo erwähnt. Will man die See- und Flußfische sammt den Conchylien näher kennen lernen, so darf man nur die Ichthyologie des Klein, den Linné, Aldrovandi, Gessner, Rondelet, Lister, Kumpf, und andere dergleichen berühmte Schriftsteller nachschlagen, welche eigends diese Materie weitläufig und systematisch auseinander gesetzt haben. Ich habe nur im Vorübergehen meine Beobachtungen angemerkt, weil ich zu dem Hauptgegenstand meiner Schrift, den Aiponern, eile, welche ihr Riadsfleisch oder Wildpret allen Fischen vorziehen; wiewohl es in Amerika auch nicht an Völkern mangelt, welche Fische essen, und sich dieselben recht sehr schmecken lassen. Wer wollen uns nun von den Fischen beurlauben, und in den Feldern und Wäldern von



von Paraguay die sonderbaren Pflanzen und Bäume dieses Landes auffuchen.

Pflanzen.

Unser P. Thomas Falkner aus Engelland, einer der erfabrensten Aerzte, und Kräuterkenner, welcher sich bei den südländischen Wilden um die magallanische Meerenge herum viele Jahre die wichtigsten Verdienste gesammelt hat, sagte oft unverholen, die wohlthätige Natur habe Paraguay so viele Pflanzen, Wurzeln, Harze, Holze und Früchte bescheret, daß man, wenn man ihre Kräfte und Eigenschaften genau kennen würde, zu keiner Krankheit der europäischen Apotheken nöthig hätte: denn nach Seneca's Zeugnisse bestand einst die Arzneywissenschaft in der Kenntniß weniger Kräuter, so daß sie erst nach und nach zu diesem Grad ihrer izzigen Unermesslichkeit erweitert worden ist. Von den vielen paraquayanischen Pflanzen, welche theils zu Arzneyen, und theils zu einem andern Gebrauche dienen, werde ich die vornehmsten in der Ordnung, in der sie mir in den Sinn kommen, beschreiben. Genauer und schulgerechter werden ohne Zweifel die Botaniker davon geschrieben haben; ob aber auch richtiger? Dafür stehe ich bei allen nicht.

China chinæ, oder die Fieberraude.

Von den Bäumen, welche die Chiquiten Pizóes nennen, giebt es in ihren Gegenden die Menge. Sie sind von darum merkwürdig, weil ihre Rinde die China chinæ (Cortex peruvianus) oder die Fieberraude ist. Dieser Baum ist mittelmäßig groß, und trägt eine kleine, fast runde, in der Mitte etwas erhabene, aber nicht eßbare Frucht, welche zween gelbe und wie Mandelschaalen überall eingeschnittene Kerne in sich einschließt. Sie
enthält

enthält auch einen braunen, balsamischen, angenehmrückenden, und sehr bitteren Saft. Die Indianer stillen sich damit ihre Augenschmerzen, Halswehe und Magenbeschwerden, wenn selbe eine Folge der Erkältung sind. Die Rinde des Baumes ist von Natur weiß, wird aber, sobald man sie vom Baume ablöst, an der Außenseite nach und nach gelb, und bekommt etwas blasse Flecken. Inwendig ist sie mehr zimtfärbig als hochroth, doch so, daß etwas gelbes durchsieht. In dem Munde ist sie bitter, gewürzartig, und eines zwar angenehmen aber schimmlichten Geruchs. Diese Beschreibung dürfte vielen überflüssig scheinen, indem die Fieberrinde jetzt überall zu haben und zu sehen ist. Da man nicht nur in Fiebern sondern auch in andern Krankheiten von dieser Rinde allenthalben so vielfältig Gebrauch macht, so sollte meines Erachtens von den Pizöeswäldern in Peru und Quito, wo sie am häufigsten sind, schon lange nichts mehr übrig seyn. Die Fieberrinde heißen auch einige das Jesuitenpulver, weil die peruanischen Missionäre aus dieser Gesellschaft zuerst die herrliche Kraft derselben wider die Fieber bekannt gemacht haben. Der berühmte Arzneigelehrte Woyts sagt, daß der spanische Jesuit und nachmalige Cardinal de Lugo diese Arznei im Jahre 1650 zum erstenmal nach Europa gebracht habe.

Die Zarza parilla.

Die Zarza parilla ist die Wurzel einer rebenartigen, grünen, und hier und da mit kleinen Dornen besetzten Pflanze. Ihre Blätter sind fast eine Spanne lang. Wo diese anfangen, wachsen zwei krause Gabeln hervor, welche sich um andere Pflanzen herumschlingeln. Die Blüthen haben die Gestalt einer Traube, worauf anfangs grüne, nachmals rothe, und am Ende, wenn sie reif sind, schwarze und wie gedörrte Kirschen



Kirschen runzlichte Beere folgen, denen sie auch an Größe und der äußeren Form gleichen. Diese Pflanze heißt auf quaranisch Yuapecangà, auf spanisch aber Zarza parilla, weil sie, wie gesagt, dornicht ist: denn Zarza heißt auf spanisch eine dornichte Pflanze z. B. Zarza mora, eine Brombeerstaude; parilla aber bedeutet einen Rost, worauf man das Fleisch röstet. Da nun die Blätter dieser Pflanze mittelst ihrer drey großen Streife und der anderen kleineren, welche durch die Quere laufen, gewissermaßen einen Rost vorstellen, so gab man ihr den Namen parilla oder der Rostpflanze; womit einige Botaniker die peruanische Stechwinde (*Smilax Peruviana*) andere aber eine indianische Rebe bezeichnen. An dem Ufer des Uruquay und des Rio negro, welche ein besonders gesundes Wasser führen sollen, wachsen die Zarza parillas sehr häufig. Man findet sie auch am Ufer des dritten Flusses (El Rio Terzero) um Santa Fé, und einigen andern Ländern von Amerika. Die aus dem Gebiete de las Honduras werden am meisten gerühmet. Die Wurzeln derselben, in welchen allein die medicinische Kraft steckt, sind nicht viel dicker als eine Schreibfeder, an der Außenseite runzlicht und braun, inwendig aber weiß; und wachsen alle aus dem nämlichen Knotten hervor. Einen besonderen Geschmack oder Geruch haben sie nicht. Sie bestehen aus Harz und Gummi, welches letztere den weicheren Theil derselben ausmacht, und färben, wenn man selbe kochen läßt, das Wasser roth. Den vielfältigen Gebrauch, der sich davon machen läßt, kennen Aerzte und auch Kranke zu gut; als daß ich hierüber ein Wort verlieren sollte. Es giebt noch eine Yuapecangà einer andern Art, welche ein besonderes Heilmittel wider die vergifteten Schlangenbisse, und nach einigen der *Vejucus serpentium*, und sogar auch die *Radix Chinæ* seyn soll.



Die Rhabarbar.

Die Rhabarbar, auf spanisch Ruybarbo, ist die Wurzel einer Pflanze aus dem Geschlechte der Umpfer Lapathi. Aus der Scheide ihrer Blätter sprosset ein Büschel Blüthen hervor, welches in mehrere Sträuschen getheilet ist, und auf dem man vier mit Blättern umgebene Blüthen gewahrnimmt. Aus diesen Blüthen keimmet ein dreyeckichter Saame. Die Wurzeln der Rhabarbarpflanze sind länglicht, etwas schwammicht, ziemlich schwer, von außen gelb, von innen aber wie eine Muskatnuß marmorirt, und von einem scharfen und bitteren Geschmack. Sie ist widerwärtig zu kauen, und hat einen Gewürzgeruch. In den verschiedenen Gegenden von Paraquay, besonders in den Gebirgen (la Cordillera) bei der Stadt Assumption wächst auch an dem Ufer der Flüsse Ypane miti und Tapiraquay eine Rhabarbar, welche der von Alexandria an Farbe, Geschmack, Geruch und Kraft ganz ähnlich, und nur darinn von selber unterschieden ist, daß die Blätter der alexandrinischen von vorne gespißet, und von hinten breit sind, die aber von der paraquanischen Rhabarbar wie die Lilienblätter sich vorne ausbreiten, und am Ende zuspitzen. So erzählt es der P. Joseph Sanchez Labrador. Ich höre, daß die Aerzte die aus Ostindien, Persien, Moskau und der Tartarey der aus Amerika vorziehen.

Die Wurzel Ialapa.

In Paraquay wächst die Wurzel Ialapa sehr häufig. Die Pflanze davon heißt bei den Botanikern *planta mirabilis*. Diese Wurzeln sind etwas lang, dick, und harzicht. Wenn sie von außenher aschengrau, innenwendig aber glänzend ist, ohne im geringsten wurmförmig

thig zu seyn, so hält man sie für vorzüglich gut. Sie treibet nicht nur die Galle, und den Schleim, sondern auch andere böse Feuchtigkeiten aus dem Leib: Man macht das Jalapaharz daraus, ein Harz von unterschiedenem Nutzen. Die Jalapa wird auch von einigen das schwarze Mechoacàn genannt.

Die Wurzel Mechoacàn.

Die grosse und leichte Wurzel Mechoacàn kömmt anfangs ganz weiß hervor; nachmals aber wird sie aschensgrau. Einige heißen sie die Bryonia indica (die indianische Stickwurzel.) Allein ob sie gleich dieser Wurzel ähnlich sieht, so ist dennoch ihre Pflanze zusammengerollt, und trägt Blätter in Gestalt eines Herzens, wie auch kleine Beere. Die Mechoacàn wird auch die weiße Rhabarbar genennet, und ist den Kindern, um sie gelinde abzuführen, sehr dienlich: denn das Pulver, welches man aus der Wurzel bereitet, hat keinen Geschmack, und sieht wie Mehl aus.

Sassafràs.

Der Baum Sassafràs, welcher in Amerika nichts Seltenes ist, empfiehlt sich durch seine Schönheit und heilsame Kraft. Der Stamm wächst schaurgerade, glatt und bei 30 Schuhe hoch, ehe sich sein Wipfel in Aeste und Zweige ausbreitet. Nicht nur das Holz dieses Baumes, sondern auch die Rinde und Wurzeln desselben riechen wie Fenchel. Da nun dieser Geruch der Fäulung und den Holzwürmern widersteht, so dauert dieses Holz viele Jahre, und steht nicht nur bei Apothekern, sondern auch bei Kunstarbeitern sehr in Ansehen. Dessen Farbe ist wie bei dem Sandelholz gelblichtaschensgrau. Es hat einen scharfen und gewürzhaften Ge-



schmack, aber einen angenehmen Geruch. Die Apotheker müssen sehr auf ihrer Hut seyn, daß sie nicht statt Sassafras rothes mit Fenchel ausgesottenes Tannenholz von den fremden Kaufleuten einhandeln. Es giebt auch Sassafrasbäume einer andern Art. Diese treiben Lorberblätter und eine wohlriechende Frucht, welche, sobald sie reif ist, auch schwarz wird. Ihre Rinde ist dunkels rothaschengrau. Beide Bäume sollen im Schweiß- und Harntreiben, in Krankheiten, welche aus einer Erkältung entstehen, in der Lustseuche, Verstopfung der Eingeweide, den Mutterschmerzen etc. gleiche Kräfte ausüben. Aber genug hiervon. Unsere Aerzte kennen den Gebrauch und die Eigenschaften dieses heilsamen Holzes sehr wohl. Die Bäume Apiterebi, welche man in Nordparaguay in großer Anzahl sieht, scheinen einigen eine Gattung der Bäume Sassafras zu seyn.

Lignum Sanctum.

Der Baum, welcher von den Spaniern Palo Santo, von den Abiponern Enërañanfat, auf latein aber Lignum sanctum genennet wird, ist nicht sehr hoch, aber von einem grossen Umfange, und treibt kleine und fast runde Blätter, deren immer zwey an einem Stengel wachsen, und am Rande gleichsam einen Einschnitt haben. Die Blüthen, welche theils in der Mitte und theils an dem äußersten Ende der Aeste einzelnweise oder zwey und zwey hervorkeimen, sind gelb. Das Holz ist eines der härtesten und im Wasser fast von einer ewigen Dauer. Das Mark des Baumes ist bleysärbig. Das Harz, welches der Baum ausschwißt, ist bitter, aromatisch und nach einigen gleich dessen Holz ein Arzneymittel. Jenes und der Gummi werden auch zu einem Pulver zerrieben, welches die Paraguayer, wenn es in warmen Wasser getrunken wird, für ein Mittel wider die Ruhr halten.

Zu

Zu was noch für Krankheiten dasselbe dienen mag, werde ich hier nicht angeben, weil es meine Sache nicht ist. Die spanischen Einwohner bewahren die Eßlöfel, die Schalen zum paraquayische Thee, und die Tabackrohre, welche aus *Lignum sanctum* geschnitzet sind, als ein Heiligtum und allgemeines Hausmittel zu Hause auf. Dieser Baum wächst nicht im südlichen Paraquay sondern nur im nördlichen, wo die Mokobier und Abiponer wohnen, und in einigen Gegenden von Obertufuman. Die Besatzung von Corrientes gieng einst unter der Anführung des Unterstatthalters Nikolaus Patron auf einem Streifzug in Chaco aus, in der Absicht den Weg durch Valbuena wieder zu finden, auf welchem man vorhin den paraquayischen Thee nach Salta führete, und bei Gelegenheit auch den dazumal noch wilden Mokobiern, welche dem neuen Flecken S. Ferdinand stets zusetzten, eines anzuhängen. Allein schon tief in Chaco wurden sie, eben als sie in völliger Sicherheit Mittag machten, von dem Caziquen Amokin mit einem grossen Haufen seiner Mokobier überfallen, und jämmerlich erschreckt. Der Unterstatthalter, ein sonst wackerer und unerschrockner Mann, fand nicht für gut sich mit der ihm überlegenen Anzahl seiner Feinde zu messen, und wollte sich lieber durch seinen Dollmetschen Casco, einen Spanter, welcher lange Zeit bei den Abiponern gefangen war, vor den Mokobiern schmiegen, als es mit denselben zu einem Handgemenge kommen lassen. Er versprach ihnen daher goldene Berge, und läugnete es ihnen rund weg, daß er etwas feindseliges im Schilde geführet hat. Er getraute sich auch nicht weiter fortzurücken, sondern kehrte wieder unverrichteter Dinge nach Haus. Die Soldaten brachten anstatt der Palmen und Lorberzweige *Lignum sanctum*, welches sie auf dem Wege gefället hatten, in die Stadt zurück, und glaubten von ihrer Unternehmung Vortheile genug gezogen zu haben, wenn sie durch die

mitgebrachte Arznei ihre Gesundheit in Sicherheit gesetzt hätten. Dieß war der unrühmliche Ausgang des mit so vielem Lärme unternommenen Streifzuges, welcher nachmals das Märchen der ganzen Stadt und der Gegenstand des allgemeinen Gelächters geworden ist. Ich hielt mich eben dazumal nahe bei der Stadt Corrientes in dem neuen abiponischen Flecken S. Hieronymus auf. Nachher mußte ich, als ich nach dem Flecken S. Ferdinand versetzt wurde, und Geschäfte halber in Corrientes mich aufhielt, dem nämlichen Caciquen Amokin, der mit einer Schaar Molobier dem Unterstatthalter einen unvermutheten Besuch abstattete, zum Dolmetschen dienen. Allein der gute Mann sah damals erst ein, und bekannte es frey, daß er den Molobiern in Chacò, als er sich von denselben überfallen sah, mehr versprochen hatte, als in seinen Kräften stand.

Quayacàn.

Ohne Zweifel irren diejenigen, welche das Lignum sanctum und das Holz Quayacàn für eines und eben dasselbe halten: denn ob ich gleich mit ihnen darinn einverstanden bin, daß sie einerlei Heilkräfte besitzen, so sind dennoch beide Bäume nicht nur dem Namen sondern auch der Gestalt nach offenbar von einander unterschieden. Der Quaycàn, auf abiponisch Enerañantat Ladrana, wächst ungefehr so hoch als ein Nußbaum, und ist mit vielen Aesten beladen, an welchem harte, kleine, und den Blättern des Baumes Algarroba, woran das Johannesbrod wächst, ähnliche Blätter hervorschießen. Seine Blüthen sind safrangelb. Früchte mit einem fetten Saamen keimen daraus. Das Mark des Baumes enthält desto mehr Harz in sich, je schwärzer es ist. Die Rinde desselben ist gleichfalls harzigt, hart, aus mehreren Häutchen oder Lagen zusammengesetzt, von außen aschengrau



grau mit untermengten Flecken, von innen blaßröthlicht, bitter vom Geschmack, aber angenehm zu riechen; und soll mehr Heilkraft als selbst die Holztheilchen besitzen. Die Aerzte Johann Fabri von Florenz, Fracastor, Hutten, Boerhave, ic. erheben das Holz Quayacan, oder wie sie sagen, Quayacum als die kräftigste Arzney wider die Lustseuche bis an den Himmel. Die berühmten Freyherrn und kaiserl. Leibärzte van Swieten, und A. Störk wie auch andere der erfahrensten Aerzte von Wien halten noch in unseren Zeiten viel auf die Fiebersrinde, Rhabarbar, Zatzaparilla, Jalapa, Mechoacan, Sassafras, Lignum sanctum und Quayacan; wiewohl sie eine Menge anderer Arzneyen, welche bey den Alten in Ansehen standen, geringschätzen, und in Mißkredit gebracht haben. Diese Betrachtung veranlaßte mich bei der Beschreibung dieser Pflanzen mich etwas länger aufzuhalten. Bei der Beschreibung der übrigen, welche mir noch einfallen, und ihres Nutzens werde ich mich kürzer fassen.

Zuyñandy

Der Zuyñandy ist ein großer und hoher Baum, hat ein weiches Holz, und eine dicke saftvolle Rinde. Er treibt eine rothe Blüthe, welche aus einem großen, auseinandergefalteten Blatte zu bestehen scheint. Wenn man von der Rinde die äußere rauhe Haut abschälet, gehörig zerstoßt, und auf die Wunden legt, welche von Tiegerrähnen oder Tiegierklauen sind gemacht worden, so soll sie denselben außerordentlich wohl zu statten kommen.

Zamuu.

Die Gestalt des Zamuu ist eben so lächerlich als seine Benennung. Die Spanier geben ihm den Namen



Palo borracho des betrunkenen Baumes. Er wächst sehr hoch. Sein Stamm ist überall mit großen Dornen umwachsen. Seine Blüthen sind groß, und schön roth. Sein Stamm sieht sonderbar aus. Oben und unten ist er dünn, in der Mitte aber weit wie ein Faß. Daher macht man auch gern aus seinem weichen Holz Kannen oder Fässer. Je weiter er von Flüssen weg ist, desto mehr breitet er sich aus. So sehr scheuet er sich vor dem Wasser. Aber darum ist er nicht unfruchtbar; denn er bringet eine runde, den großen Kürbissen ähnliche, und hartschaaligte Frucht hervor, welche von sich selbst ausspringt, sobald sie reif ist, und dann wollartige Klossen wie Baumwolle in ihrem Inneren sehen läßt. Diese sind so fein wie Seide aber von so kurzen Fäserchen, daß man sie nur mit vieler Mühe spinnen kann. Die Dornen des Zainu scheinen nicht dem Menschen zum Schaden sondern zum Nutzen gewachsen zu seyn: denn wenn man sie zerstoßt, und in Wasser kochen läßt, so machen sie daselbe roth, und für wunde Augen sehr heilsam. Gleiche Beschaffenheit hat es auch mit seinen Blättern.

Mangay

Der Mangay wächst in der Größe eines Kirschbaums, und trägt weiße und wohlriechende Blüthen. Seine Frucht sieht goldgelb, und wie eine große Pflaume aus. Reif ist sie sehr gesund und schmackhaft. Baum und Früchte stossen von einem gewissen milchartigen und harzichten Saft. Macht man in die Rinde einen Einschnitt, so triefet der Mangaycy (denn so heißt dieser Saft auf quacanisch) in Menae herab, und wird mit der Hand oder einer Tafel aufgefangen. In der Luft stocket er zu einer Haut. Diese ballet man zu Ballen zusammen, welchen so eine Schnellkraft eigen ist, daß



laß sie, wenn sie die Spielenden nur sehr leicht auf die Erde werfen, ungemein hoch aufspringen. Jeder derselben gilt in Paraguay einen spanischen Thaler, das ist, in den Städten, wo noch eine Münze gangbar ist: In den andern wird wie in allen übrigen Gattungen des Kaufs und Verkaufs eine Waare, als Baumwolle, Tabak, Zucker, &c. dafür hingegeben, welche einen Thalerwerth ist. Eben dieser harzichte Saft Mangaycy soll auch ein bewehrtes Mittel wider die Ruhr seyn. Es ist zu bedauern, daß sich nur wenige auf die Sammlung dieses Harzes verlegen, indem es in Europa von großem Nutzen seyn würde.

Drachenblut.

Die Bäume Caavera, von welchen das Drachenblut, auf latein Sanguis draconis, auf spanisch Sangre de drago, kömmt, sind mittelmäßig groß sowohl dem Stamm als der Höhe nach. Einige Botaniker geben ihnen den Namen pflaumenträchtiger Palmbäume mit Zafelblättern. Allein meines Erachtens haben sie mit den Palmbäumen nichts gemein. Als wir einst aus der Stadt Assumption nach Buenos Ayres schifften, fanden wir an dem Ufer des Paraguay und der Parana, auf welchem wir so viele Nächte zubrachten, ganze Wälder von diesen Bäumen. Schneidet man in einen Stamm tief hinein, so fließt ein der Farbe und der Dichtigkeit nach dem Blut ähnlicher Saft heraus. Im Feuer gekocht verdickt er sich zu einem lebersäbiaen Harz. Die Aerzte flogen zuweilen, daß die fremden Kaufleute unsern Apothekern dafür oft mit Bolus untermenates Bocksblut, oder rothes brasilianisches Holz mit arabischen Gummi untermischt verkaufen. Einige ra hen mit dem heilsamen Holz des Baumes Caavera die Zähne zu bugen; wiewohl ein spanisches Sprichwort sagt: Con oro, ó plata, ó bisnaga, ó nada; Man müsse die Zähne mit



Gold, Silber oder Bismuth buzen, oder gar nicht berühren. Die Bismuth ist eine dem Fenchel ähnliche Pflanze, und wächst in Paraguay überall. Seiner Stengel bedienen sich die meisten statt eines Zahnstochers so wie in andern Orten des Mastixholzes.

Cupay

Die paraguayischen Bäume bieten jedermann ihre Früchte frey und von selbst an; aber das Del, das sie in sich enthalten, geben sie erst dann von sich, wenn sie gefällt werden, oder einen Einschnitt bekommen. Von dieser Anzahl ist auch der grosse, und weit sich ausbreitende Baum Cupay, welcher Blätter zu einem halben Fuß lang und röthlichte Adern und Streife hat. Außer dem dunkelrothen Holz, welches hart und zur Verarbeitung besonders trefflich ist, bringt er auch eine von außen bräune Frucht hervor, dessen Kern an Gestalt und Größe einem Nußkerne gleicht. Diese Frucht, welche minder fleischicht als süß ist, essen auch die Indianer; die Affen aber halten selbe für ein Leckerbischen. Der Baum Cupay hat sein ganzes Ansehen, und allen seinen Werth seinem edlen Oele zu danken. Um diesen so heilsamen Saft herauszulocken, muß man sich mit Werkzeugen versehen, und die Mühe nicht gereuen lassen. Ich werde hier die wahre Methode aus meinen eigenen vielen Versuchen angeben. Man schneidet nämlich in den Stamm des Baumes, welcher weder jung noch bejahrt seyn muß, bis in das Mark hinein. Gleich nach gemachtem Einschnitt hört man ein kleines Geräusch von dem Oele, welches von den Aesten und dem Wipfel herabfließt, indem die warme Luft durch die Zwischenräumen des eingeschnittenen Baumes hineindringt, und das von Natur

hars



harzichte und dicke Del verdünnet, und flüssig macht. Um dieses desto sicherer zu erhalten muß man an den Seiten des eingeschnittenen Baumes brennendes dörres Meisicht anbringen, durch dessen Hitze, das in den Zäsern der Bäume zerstreut liegende Del nach und nach schmilzt, und in das unter den Stamm gesetzte Gefäß reichlich hinabrinnt. In einigen Stunden wird die Kanne mit diesem Dele voll seyn. Will man damit mehrere anfüllen, so muß man den Einschnitt an mehreren Cupaybäumen machen. Sie sind in Paraquay in den gegen Norden zug gelegenen Wäldern sehr häufig: anderswo sieht man ihrer nur sehr wenige, oder gar keine. Diese Operation muß im Frühling, im Septem-ber und zwar im Vollmonde unternommen werden: denn im abnehmenden Monde, Sommer oder Winter ist alle Mühe vergebens, und man wird mit allem angewandten Fleiße keinen Tropfen Del herauspressen. Dieses weiß ich gewiß aus meiner eigenen vielfältigen Erfahrung. Wir kommen daher die Naturforscher sehr lächerlich vor, welche dem Mond allen Einfluß auf die Pflanzen absprechen; denn Erde und Meer haben mir zu viele Beweise vom Gegentheile gegeben. Es ist auch sehr begreiflich, daß die Cupaybäume ihr Del nur im Frühlinge sich abzapsen lassen, weil sie zu dieser Zeit in ihrem besten Saft sind. Dieses Del ist der Farbe nach vom Wasser wenig unterschieden, bitter von Geschmack, weder wohl- noch übelriechend, und nicht nur den Aerzten, sondern auch den Wählern sehr willkommen. Die Kraft desselben kenne ich nicht aus eigenen Versuchen, sondern bloß nach dem, was mir andere davon gesagt haben. Hierinn besteht sie. Wenn dieses Del warm auf eine Wunde gelegt wird, so stillt es das Blut, und heilet jene in kurzer Zeit. Es dienet auch wider die Schlangengisse, und in gänzlicher Ausheilung alter Narben. An die Brust gestrichen hebt selbes die Schwäche im Magen; am Unterleibe aber hilft es wider das aus Erkältung

ent-



entstandene Bauchgrimmen. Zwey oder drey Tropfen davon in einem weichgesottenen Ey hineingeschlürfet stillen den Durchlauf und andere dergleichen Uebel; den Eingeweiden aber geben sie wieder ihre natürliche Spannkraft und Stärke. Bisweilen wird dieses Del mit Zucker versetzt, und im Wegerichwasser oder Rosenöl aufgelöset statt eines Klysters gegeben. Allein man darf davon nicht anders als nach Gutbefinden der Aerzte, die den Kranken, und die Krankheit am besten kennen müssen, Gebrauch machen. Dieß will ich hier ein für allemal von allem dem erinnern haben, was ich von dem Gebrauch und der Heilkraft der Pflanzen noch sagen werde. Ich mache hier blos den Geschichtschreiber nicht den Arzneygelehrten. Dieser allein muß entscheiden, was dem Patienten nützlich oder schädlich ist. Es ist mir auch noch nicht eingefallen, mich in das Fach eines anderen zu mengen.

Aus eben diesem Cupayöle wird in Brasilien und noch öfters in der Provinz Maragnon, welche an diesen Bäumen Ueberfluß hat, der in Europa so berühmte Balsam Cupayba gemacht: allein diesem Balsam werden auch andere Harze besonders von dem Baum Ybirapayè, von dem wir weiter unten mehr sprechen werden, beige-mischt, wie man aus seinem starken und annehmlichen Geruch abnehmen kann. Das Cupayöl wissen nicht nur die europäischen, sondern auch die amerikanischen Mahler auf allerlei Art zu nützen. Mit Knoblauch gesotten ist es einer der besten Firnisse, und giebt den Mahlereyen, wenn man statt des Leinöls die Farben damit annimmet, einen besonderen Glanz, welcher niemals matt wird. In Bildsäulen von Holz ist dem Gesicht und den Händen die Fleischfarbe zu geben, nichts so dienlich als dieses Del. Ich glaube fast nicht, daß dasselbe rein und unverfälscht aus Amerika in unsere Offizinen kömmt



weil die Kaufleute um dabei mehr zu gewinnen, selben, ich weiß nicht, welche fremde Zusätze beizumischen pflegen. In Paraguay giebt es drey dem Namen nach nahe verwandte Baumarten, welche aber an sich ganz von einander unterschieden sind: nämlich den Cupay', Curupay', und Curupicay'. Ich sprach bisher von dem ersteren. Der Curupay' giebt so wie der Fevil eine Rinde her, welche die Indianer zur Zurichtung der Ochsenhäute brauchen. Um diese roth zu machen, mischen sie unter die Curupayrinde noch eine andere des Baumes Caatiguà, welchen die Abiponer Achitè nennen. Der Baum Curupicay' ist weder größer noch fester als eine Hollunderstaude, und hat ein schwammichtes Holz, das man meines Wissens zu nichts verwenden kann. Man darf es nur leicht berühren, so drückt man einen milchartigen, und, nach der gemeinen Meinung, giftigen Saft heraus.

Die Piñon del Paraguay, oder die Purgier- nüsse.

Diese wachsen an einer an Blättern, Gestalt, und dem weichen Holz unserern Feigenbäumen sehr ähnlichen Staude. Drückt man selbe oder ihre Blätter mit der Hand zusammen, so triefet ein milchartiger Saft mit vieler Wolke vermischt von ihr. Ihre Früchte sind braune Nüsse, unter deren harten und schwarzen Schalen drey weiße mit einer gleichfalls weißen Haut überzogene Kerne in dreyen Gemächern abgetheilet liegen, und sowohl an Süßigkeit als auch Gestalt den Mandeln gleichen. Diese Kerne heißen nun Piñones del Paraguay paraquayische Zirbelnüsse, auf quaranisch Mandubiquazù, bei den Medicinern aber nuces catharticae, Purgierbohnen, Purgiernüsse oder ricini americani. Wenn man zwei oder drey solcher Nüsse verschlingt,
nach.

nachdem man sie zuerst (nach dem Rathe einiger Aerzte) von ihrem weißen Häutchen abgeschälet, in Wein gebaijet, und um ihre Purgierkraft zu mindern etwas im Feuer geröstet hat, so machen sie erbrechen, reinigen die Eingeweide und schaffen alle böse Feuchtigkeiten aus dem Leibe. Unsere Abiponer wenigstens pflegten allemal, sobald sie ihren Magen mit zu vielem Rindfleisch angepöpslet, und mit einer Unverdaulichkeit beschweret fühlten, alsogleich von uns solche Käuse als ein Arzneymittel zu fordern, und bedienten sich derselben mit dem besten Erfolge. Die ersten Spanier, welche in Paraguay kamen, und folglich die Wirkungen der Früchte dieses Landes noch nicht aus Erfahrung kannten, nahmen in Abgang der Lebensmittel zu diesen Kernen ihre Zuflucht, und verzehrten selbe, weil sie noch süßer als Mandeln schmecken, mit der großen Begierde ohne Maas und Ziel. Allein sie büßeten bald ihre unzeitige Gesräsigkeit durch das heftigste Erbrechen, und den unaufhörlichen Durchlauf, welcher sie zwar ganz erschöpfte, aber dennoch nicht hindern konnte, daß sie nicht in ein helles Gelächter ausbrachen, als sie bemerkten, daß sie statt Speise Medizin zu sich genommen hatten. Ob diese Kerne auch in den europäischen Apotheken verkauft, oder von den Aerzten auch unsern Kranken verordnet werden, weiß ich nicht. Gewiß ist, daß man die Kräfte des Patienten genau kennen, und alle Vorsicht anwenden muß, ehe man sich derselben bedient. Wenn man einen Reis von dieser Staude abschneidet, und in die Erde einsetzet, so schlägt er straks Wurzeln, und wächst in sehr kurzer Zeit auf.

Die Vaynilla.

Die Vaynillapflanze (ein werther Name für alle Chokoladeliebhaber) wächst an feuchten Orten rabanartig,
und

und schlingt sich um gewisse Palmbäume, um sich von selbst tragen zu lassen. Sie hat grosse, umgekehrt eine Spanne lange Blätter, und weisse kleine Blüthen. An dieser Pflanze sprossen wie bei den Hülsengewächsen Bälge oder Hülsen hervor, welche eine Viertelelle lang, dreyeckicht, und wenn sie reif sind auf der Aussen Seite braun und glänzend werden; einen annehmlichen und durchdringenden Geruch von sich geben, und wie die Feigen mit kleinen Saamenkörnern voll sind. Aus diesen pflegen sich die indianischen Weiber Rosenkränze anzufädeln und als einen Halschmuck um den Hals zu tragen. Sonst wußten die Wilden vormals von der Vaynilla keinen Gebrauch zu machen, wiewohl die Affen und Vögel selbst begierig verschlangen. Weil diese Frucht in eine Schote oder Hülse eingeschlossen ist, so gaben ihr die Spanier den Namen Vaynilla. Sie verwandeln nämlich das lateinische vagina eine Scheide in Vayna, und vaginula in Vaynilla. Die Beschreibung dieser Pflanze, welche, seitdem man die Chocolade erfunden hat, für die Amerikaner so einträglich geworden ist, gehört dem P. Joseph Sanchez zu, welcher die Gegend der Chiquiten, wo diese Frucht wie in Peru und anderen amerikanischen Ländern wächst, bereiset hat: denn in dem Theile von Paraguay, den ich durchgezogen bin, ist diese Pflanze nirgends zu sehen. Ohne Zweifel darf man die Schuld hiervon nicht dem Boden, sondern der Trägheit der Einwohner beimessen, indem selbst in den nördlichen Gegenden, wenn man sie anders pflegte, gewiß fortkommen würde.

Cacaò.

Von der Vaynilla muß man den Cacaò nicht trennen. Der Baum, an welchem diese Bohne wächst, ist etwas größer als ein Pomeranzenbaum, im übrigen aber



aber demselben ähnlich. Sein Wipfel trägt eine Art von Krone. Die Früchte, die er hervorbringt, gleichen den großen Melonen. Innerhalb derselben sieht man fette Kerne wie Mandeln, welche mittelst eines weissen und überaus süßen Häutchens, wie durch eine Scheidewand, einer von dem andern abgesondert sind. Die Indianer pflegten selbe vorhin, da sie nämlich ihren Gebrauch bei der Ebolohade nicht kannten, wegzumerfen, und blos das wie Honig so süße Häutchen zu kauen, und auszusaugen. Die Bäume dieser Art wachsen in ihren Wäldern zu einer besondern GröÙe an, und bedecken ihre Melonen mit ihren Blättern und Zweigen dergestalt, daß sie nur von den zunächst dabeistehenden gesehen werden können. Auf einem andern Boden werden sie so groß nicht. In Paraguay habe ich einen einzigen Cacaobaum, welcher noch nicht ausgewachsen war, weil man ihn erst vor einigen Monaten geset hat, in einem Garten geset. In Peru bei dem Mojos, in Mexico und den meisten amerikanischen Provinzen giebt es ganze Wälder von diesen einträgliehen Fruchtäumen. Doch beobachtet man in den verschiedenen Ländern an den Früchten und Bäumen einen Unterschied, welchen uns auch die Erfahrung an andern Pflanzen und Thieren zeigt.

Die Tamarinde.

Die Tamarinden, welche man in den europäischen Apotheken ganz wohl kennet, sind eine Art Pflaumen, von einem etwas säuerlichten aber angenehmen Geschmacke, mit einer braunen Rinde überkleidet, und voll schöner und großer Kerne. Wenn man sie eine Zeitlang im frischem Wasser läßt, so löschen sie nicht nur den brennendsten Durst, sondern sie führen auch den Leib gelinde ab. Sie wachsen an Bäumen, welche wie Palmbäume aussehen, und so grosse Zweige und Blätter treiben, daß sie eine
ganze

ganze Schaafe Menschen bedecken, und durch ihren Schatten wider die Sonnenhize verwahren können. Die Samarinden, welche bei den Botanikern unter dem Namen: *Dactili acidi* (saurer Datteln) vorkommen, sind in dem Lande der Chiquiten und auch noch an andern Orten zu Hause. In den übrigen Gegenden von Paraguay weiß man davon nichts.

Das Harz Yelca.

In dem Baum Yciy steckt ein Harz, welches nach einigen mit dem venetianischen Terpenthin völlig einerlei, nach andern aber dem Gummi Elemi, welcher aus Aethiopien kommt, ähnlich seyn soll, wiewohl das paraquayische Harz hitziger ist als der Gummi, ihrem eignen Geständnisse zufolge. Dieses Harz trifft man neben den Wurzeln der Bäume unter der Erde an, wohin es aus denselben bei der großen Sonnenhize in Menge zu fließen pflegt. Bei den Quaraniern heißt es Yçica, und wird nicht nur als eine Arznei in Krankheiten, sondern auch in Ermangelung des Theers zum Schiffkalfatern zuweilen gebraucht.

Der Baum Abatitimbaby.

Der Baum Abatitimbaby ist einer von denen, welche sich weit ausbreiten, und schwißet, wenn die Sonne heiß scheint, eine Menge goldgelben und gleich dem reinsten Chrystale durchsichtigen Gummi von sich, aus welchem die gemeinen Spanier und die wilden Indianer Kreuze, Ohren- und Halsgehänge zu machen pflegen. Hier ist ihr ganzes Kunstgeheimniß. Sie setzen nämlich ihre in Holz oder Rohr ausgearbeitete Modeln an den Baum an, so daß der herabtriefende Gummi in selbe hineinfließt, wo er dann in der Luft hart wird und die Figur der Kreuze, Ohren- oder Halsgehänge vollkommen an



annimmt. Man sollte darauf schwören, diese Figuren wären von Chrystall. Sie widerstehen auch der Feuchtgeit, wiewohl sie übrigens so zerbrechlich als Glas sind. So schön und hart wird dieser Gummi. Meines Erachtens würden europäische Künstler allerlei Knöpfe, Schnallen, Bilderchen und andere niedliche Sächelchen daraus verfertigen. Vielleicht, daß er auch in der Medizin gute Dienste leisten könnte? Allein bis ist noch niemand seine Eigenschaften untersucht.

Der Cederbaum.

In den gegen Norden gelegenen Wäldern von Paraguay und Tukumán sieht man unzählige Cederbäume von einer außerordentlichen Höhe. Da ihr Stamm schnurgerade, und zu einer unaussprechlichen Höhe und Dicke aufwächst, so taugt zum Schiffbau, und zur anderweitigen Verarbeitung kein Holz besser als das Cederholz, weil es entweder gar nicht wurmfressig wird, oder im Wasser es ewig bleibt. Aus keinem amerikanischen Baume lassen sich so lange und breite Bretter schneiden, als aus eben diesem, welche aber, weil sie durch keine Wassermaschine, sondern durch Menschenhände mühsam gesägt, und dann erst aus Tukumán bei 300 Meilen weit auf sehr hoch zu stehen kommen, indem diese Stadt auf als Fuhrwägen nach Buenos Ayres gebracht werden, daselbst von Wäldern entbloßt ist. Eben dahin werden sie auch von den entferntesten Wäldern der Stadt Assumption nach einer oft zweimonatlichen Schifffahrt auf dem Flusse gebracht. In Tukumán errichtete ein unfrieger Landbruder aus Deutschland eine Sägmachine, die vom Wasser getrieben, und wodurch beim Bretterschneiden viele Mühe und Arbeit erspart wurde. Allen die Einwohner, welche Feinde von allen Neuerungen sind, ließen sie kurz nachher eingehen, und zerstörten sie hernach



hernach vollends. Aus einem einzigen Cederbaum wird oft ein grosser Kahn ausgehöhlet, welchen zu bemannen oft 30 Ruderknechte nicht zulangen. Der berühmte Statthalter von Assumption und Buenos Ayres Ferdinand Arias soll sich zu seinen verschiedenen Reisen, die er durch beide Provinzen machte, eines solchen Kahnes bedient haben. Dieß ist weder neu, noch unerhört; denn wenn wir dem Plinius und anderen glauben wollen, so wachsen in der Insel Cypern die Cederbäume über 130 Schuhe hoch und so dick, daß selbe fünf Männer nicht umarmen können. Ich läugne nicht, daß man auch aus dem Baume Timboy Bretter und Kähne schneidet; allein sie sind kürzer und schmaler als die von Cederholz, als welches sowohl wegen der und Dicks Geradheit des Stammes als auch wegen der Geschmeidigkeit des Holzes und der immerwährenden Dauer desselben unter dem Wasser unstreitig den Vorzug vor allen übrigen behauptet. Der Cederbaum heist auf quaranisch Ygary; und folglich ein Kahn, welcher meistens aus Cedern gebauet wird, Yga, oder Ygara; die Schiffslände aber oder der Ankerplatz Ygarupà. Ein Schiff hingegen, welches nicht aus einem Ceder ausgehöhlet, sondern aus mehreren Brettern zusammengezimmert ist, nennen die Quaranier Ygaratà. Welchen Namen die Abiponer dem Cederbaum geben, weiß ich in der That nicht. Die Mokobier, in deren Gegenden er sehr häufig wächst, heißen ihn Otelalarik. In Paraguay giebt es Cedern von zweyerlei Art. Das Holz der einen ist schön roth, das der anderen blasser: aus beiden aber dringt ein starker Wohlgeruch hervor. Bei strenger Sonnenhitze trieset gemeinlich aus dem Stamme und den Aesten eine Menge bald weißer, bald rother, allzeit aber helldurchsichtiger Gummi. Wir machten davon beim Zusammenfügen und Illuminiren ungesehr den nämlichen Gebrauch, zu welchem der arabische Gummi dienet. Auch mangelt es ihnen an medizinischen Kräften

nicht. Trinkt man Federspäne in Wasser gekocht, so treiben sie das aus den Gefäßen getretene Blut aus dem Körper derjenigen, welche durch einen heftigen Fall von einem Pferde oder Baume, oder sonst durch einen gewaltigen Schlag eine Quetschung erlitten haben, wiewohl man auch in dergleichen Zufällen, die Genesung der Gequetschten zu beschleunigen, denselben Quinoa, eine Hülsenfrucht von sehr kleinen Körnern, in Wasser gesotten zu trinken giebt. Andere zerstoßen eben diese Quinoa in einem Mörser, gießen siedendes Wasser dazu, und machen so einen Umschlag daraus, welcher auf den gequetschten oder verwundeten Theil gelegt werden muß. Sie vertreibt auch die bösen Feuchtigkeiten weit schneller, als es der Arzt oder der Kranke zu hoffen waget. Ich schreibe dieses aus eigener Erfahrung. Eben diese Hülsenfrucht ist auch eine der gesündesten Speisen.

Die amerikanische Fichte Curiy

Der Curiy kommt an Höhe und Blättern der europäischen Fichte nahe. Er hat aber ein härteres Holz, welches weiß und mit rothen Adern untermengt ist. besonders geben die Knotten, oder die hervorragenden Auswüchse, welche die paraguayische Fichte austreibt, den Steinen an Härte beinahe nichts nach. Aus diesen großen Knotten schnitzen sich die Quaranier sehr künstlich ihre Statuen der Heiligen aus, oder sie drähen sich davon Rosenkränze. Wenn man sie nur ein wenig dem Feuer nähert, so schmilzt durch die Wärme desselben das in dem Holzröhrchen enthaltene Harz, so daß sie wie gefirnigt glänzen, und eine schöne rothe Farbe annehmen. So lang der Baum Curiy noch grün ist, schmilzt er in der Sonnenhitze ein röthliches Harz von sich, welches angenehm riechet, und zur Heilung der Wunden sehr dien-



lich ist. Dieser Baum erzeugt auch Zirbelnüsse und Lantenzapfen in der Größe der Kürbisse. Sobald ihre Kerne aus der schwammichten Schale herausgenommen sind, so ist selbe jedermann gern. Dergleichen Fichten sieht man in Paraguay nicht überall, wiewohl es ihrer an einigen Orten auch ganze Wälder giebt, welche die Spanier los Pinares nennen. Die Curiy kommen auch in den Gärten sehr gut fort. Ich habe deren viele in verschiedenen quaranischen Flecken gesehen.

Algarroba, oder Johannesbrod.

In verschiedenen Rücksichten verdienet der Baum gerühmet zu werden, dessen Frucht auf spanisch Algarroba, auf abiponisch Hamap, auf lateinisch *Silqua graeca*, auf griechisch *ρεγάριον*, von Galenus *ρεγαρία*, von den mehr gebildeten Deutschen Johannesbrod, von dem gemeinen Manne aber Bockshorn genannt wird. Indessen ist die amerikanische Algarroba an Gestalt, Größe und Farbe von derjenigen unterschieden, welche man in Deutschland seil hat, und in Spanien Algarroba de la Barbaria nennen, weil selbe die Mohren aus der Barbarey in Portugall und Spanien verpflanzt haben, wo sie noch jetzt in den Wäldern im Überflusse wild wächst, so daß man in diesen Ländern Ochsen und Maulthiere im Winter damit füttert, wie ich selbst gesehen habe. Die Schale der spanischen Algarroba ist breiter, voll grosser Saamenkörner oder Steinchen, und braun von Farbe, wiewohl ihr Fleisch weißlicht und süß ist. Die Schalen der paraquayanischen sind fast eine Spanne lang, zuweilen einer Zoll breit, aber schmackhafter als jene und mit einer zärteren Haut bedeckt. Sie haben auch kleinere und weichere Saamenkörner. Unter den verschiedenen Gattungen der pa-



raquanischen Algarroba verdienen hauptsächlich zwei
 einer Erwähnung, nämlich die weiße und die schwarze.
 Diese heißen die Abiponer Roäk, jene hingegen Oáik.
 Die weiße und trockene wird theils so gegessen, wie sie
 vom Baume fällt; theils zuvor in einem Mörser zerstoßen.
 Die Abiponer hingegen und andere Wilden werfen sie
 in das Wasser, und trinken sie erst dann, wenn selbe
 zu Most wird. Es ist nämlich ein Geschäft ihrer Weis-
 ber die Algarroba in den Wäldern zu sammeln, nach
 Hause zu tragen, in einem Mörser zu zerstoßen, und in
 einer Ochsenhaut, welche ihnen die Dienste eines Fasses
 oder einer Tonne versieht, Wasser dazu zu gießen, wo
 selbe dann ohne einen andern Zusatz nach ungefehr 12
 Stunden durch ihre natürliche Hitze wie der Most in
 eine Gährung geräth, so daß daraus ein kräftiges, süßes
 und gesundes Getränk wird. Der unmäßige Gebrauch
 desselben macht Kopf und Füße taumeln, und was ich
 zuerst hätte sagen sollen, die Zunge stammeln. Um die
 Abiponer zu berauschen braucht man weder Muskat, noch
 Saffranwein. Die Algarroba, oder Laaga, wie sie diesen
 Trank nennen, macht bei ihnen die nämliche Wirkung,
 indem sie oft mehrere Stunden und sogar Tage lang in
 einem fort trinken. Gleichwie aber selbe unter betrun-
 kenen Wilden oft Anlaß zu Schlägereyen und Mord-
 thaten giebt, so dienet auch ihr mäßiger Genuß die Ge-
 sundheit zu befestigen, und in dem Blut eine gewisse Leba-
 haftigkeit zu erhalten. Wenn wir zuweilen einen aus-
 gemergelten, ausgezehrten und schwindfüchtigen Indianer
 sahen, so pflegten wir immer zu sagen: Wenn er nur
 lebt, bis das Johannesbrod zeitig ist, dann wird er
 gewiß wieder zunehmen. Unsere Worte und Wünsche
 trafen auch meistens richtig ein. Wir staunten oft über
 die Renae entkräfteter Indianer, welche durch den häufigen
 Gebrauch dieses Trankes wieder zu Kräften kamen.

Sind



Sind doch auch die Pferde, Maulthiere und Ochsen niemals fetter und stärker, als wenn sie mit Johannesbrod gefüttert werden. Von dieser Frucht sind weit und breit alle Wälder voll, besonders um Chaco und S. Jakob herum; wiewohl man auch in unermesslichen Strecken von Paraguay nicht ein Sträuchchen dieses Baumes erblickt. Wenigstens sieht man in den Gegenden der Quaranier, welche 32 Flecken bewohnen, und folglich einen ungeheuren Strich Landes einnehmen, nicht einen einzigen. Wir fanden aber auch nicht für gut solche Bäume, so schnell sie auch wachsen, dorthin zu verpflanzen, damit sie sich nicht wie die andern Indianer anzuechten und berauschten. Aus eben dieser Absicht hatten wir bei den Quaraniern ein Verbott aus den Zuckerrohrten, welche in vielen Flecken im Ueberflusse wachsen, Brandwein zu brennen, wiewohl sich dasselbe auf die Pfirsiche, Pomeranzen, Rütten und andere dergleichen Früchte nicht erstreckte. Ubrigens wächst der Algarrobasaamen auf jeder Erdscholle gewiß und schnell zu Bäumen auf, wenn er auch nur von umgekehr dort ausgestreuet worden wäre. Auf dem Felde, auf welchem vormals an dem Ufer des rothen Flusses (Rio Vermejo) die Stadt Conception (sie ist schon lange von den Wilden zerstört worden) gestanden hatte, steht heut zu Tage einer der dicksten Wälder. Die täglich auf die Gassen geworfenen Saamen der Algarroba, welche die Einwohner, so zu sagen, Tag und Nacht tranken, sind der Ursprung derselben. Aus eben diesem Grunde steigen auf allen den Ebenen, auf welchen die Abiponer sich lange Zeit aufgehalten haben, Wälder empor. Hier sind noch andere Merkwürdigkeiten von diesem Baume. Der weiße Algarrobabaum giebt nicht nur Speise und Trank sondern auch Medizin, und zum Fuhrwagenhäuser- und Schiffbau das trefflichste Holz her. Dieses ist weichenblau, geschmeidig und im Wasser unge-



mein fest. Hieraus wird der Kiel der meisten Schiffe, welche auf dem Paraguay und der Parana fahren, gezimmert. Auf demselben werden hernach die Seitenhölzer, und Balken eingesüget, ungesehr wie es die Rippen auf dem Rückrade sind. In den Wäldern von S. Jakob, und dem waldichten Ufer von Corrientes gegen Niedergang zu sieht man allenthalben die längsten und dicksten Algarrobäume. Nicht minder häufig sind auch daselbst Bäume einer andern Art, die ihrer Länge und Dicke ungeachtet wegen des krummen Wachses ihrer Stämme zur Verarbeitung nichts taugen. Die Blätter derselben, welche die Abiponer Oaikik nennen, sind klein, wie ihre blaßgelben Blüthen, aus welchen das Johannesbrod in Schoten wie die Bohnen hervorsproßet. Im November werden sie reif, und währen in den Wäldern bis zum März, wenn man sie nicht nach und nach einsammelt und zur Vorsicht zu Haus aufbewahrt. Von den Blüthen der Algarrobi fangen die Abiponer ihr Jahr an. Daher bedeutet das Wort Yñiera zugleich die Blüthe ihrer Frucht, und zugleich ein Jahr. Anstatt zu fragen: wie alt bist du? sagen sie: wie oft hat in deinem Leben das Johannesbrod geblühet? Högem leyerä yñiefachi? Hierauf weisen die anderen anstatt zu antworten, weil sie in ihrer Sprache kein Wort haben, welches mehr als drey ausdrückte, ihre Finger und Zehen. Von der Rechenkunst der Abiponer werde ich an einem andern Orte mehr sagen. Die andere Art der Algarroba, welche die Spanier die schwarze, die Abiponer aber Koäk nennen, sieht der ersten ganz gleich, außer daß jene kleiner und süßer ist. Ihre braune Schale hat rothe Flecken. Wenn man ihrer viele roh ißt, so schmeicheln sie zwar dem Gaumen durch ihre unaewöhnliche Süßigkeit, aber sie schärfen die Zunge auf und lähmen selbe. Ich weiß dieses aus eigener Erfahrung. Als es mir einst auf einer langen Reise a
allen



men bald Speise und Trank, bald Arzneyen, bald Waffen und Kleider, und oft auch einen Unterstand geben. Ich will hier von der Menge dessen, was ich in Paraguan selbst gesehen habe, nur einiges anführen. Die Palmbäume Caranday wachsen hoch, breiten wie Fliegenwedel ihre Blätter auseinander, und tragen süße Datteln, welche sich auch die Europäer wohl schmecken lassen. Die Rinde des Stammes ist hart wie Eisen, und wird, nachdem man selbe mit der Art gespalten, und vom Mark, das aus lauter scharfespitzten Dornen besteht, abgesondert hat, in einigen Städten statt der Schiedel und Dachziegel zum Häuserdecken gebraucht. Man schlägt sogar Hütten davon auf: denn wenn man die Palmen in einem günstigen Mondesviertel, nämlich in dem abnehmenden Monde fället, so hält ihre Rinde, wie ich selbst erfahren habe, viele Jahre aus. Auch das ist gewiß, daß zwischen diesen Palmbäumen das beste und gesündeste Futter für das Vieh wächst, weil das Regenwasser, während daß es von ihren Nestern auf die Erde fällt, eine gewisse Salzigkeit annimmt, und allenthalben Salpeter erzeuget, welches die beste und schmackhafteste Würze für das Vieh ist. In den nahe bei den Flecken gelegenen Wäldern lassen die Abiponer oft einige tausend Pferde weiden, indem diese nirgends so gewiß und in so kurzer Zeit fett werden.

Der Pindò.

Der Pindò, eine sehr hohe und zahlreiche Gattung der Palmbäume, hat eine weißlichte und rauhe Rinde, und statt des Holzes einen Kern, welcher wie ein Schwamm locker und leicht ist, und aus Fasern, die schnell Feuer fangen, besteht. Er bringt Datteln hervor, welche die Quaranter Ybapyta nennen. Man zerstößt selbe, ehe man sie isst, oder in Wasser trinket, in einem



nem Mörser. Von den aus den häufigen Palmbäumen herabfallenden Datteln sind die Wälder ganz voll. Wegen ihrer natürlichen Härte verursachen sie den Indianern im Auftreten unglaubliche Schmerzen, wiewohl diese Zeit ihres Lebens keine Schuhe tragen, und also sehr harte Sohlen haben. Hieraus kann ein jeder urtheilen, was ich, der ich von Jugend auf an die Schuhe gewöhnet bin, von diesen harten Zapfen ausgestanden habe, wenn ich oft mehrere Tage mit bloßen Füßen durch den Wald wanderte; denn die Schuhe und Strümpfe von Leder wurden in lang anhaltenden Regen und in den Pfützen so abgenützt und fleischicht, daß ich sie gar nicht mehr brauchen konnte, und folglich wegwerfen mußte. So sehr aber diese Bäume dem Reisenden beschwerlich fallen, so sehr kommen sie auch demselben zu statten. Wenn die Quaranier im Walde übernachten; und ein Ungewitter dem Ausbruche nahe ist, so suchen sie bei den Palmbäumen Schutz wider den Regen. Sie fällen nämlich einige der nächsten besten, und bauen sich aus ihren weichen und schwammichten Stämmen in der Eile eine Hütte auf, welche sie mit Palmzweigen bedecken, indem sie die Blätter derselben rechts und links künstlich einflechten. Man ist darunter vollkommen gedeckt. Der Regen mag noch so häufig herabstürzen, durch dieses Dach wird kein Tropfen dringen. In einer solchen in der Eile aufgeschlagenen Hütte habe ich oft viele stürmische Nächte unter Donner und Blitz, unter Plagregen und Hagel trocken zugebracht, und bei der Gelegenheit die Willfährigkeit und Gutherzigkeit der Quaranier bewundert. Wenn ich zuweilen schreibe, daß ich vom Regen ganz durchgenetzt und durchgeweicht war, so muß man allzeit hinzudenken, daß mich entweder kein Quaranier begleitet, oder daß die Quaranier keine Palmbäume von der Art der Pindò angetroffen hatten. Aus ihren Blättern flicht man zuweilen, wie aus Weiden, Stricke und Körbe.



be. Diese Bäume wachsen nicht nur zu einer außerordentlichen Höhe auf, sondern sie strecken auch ihre Aeste sehr zierlich aus, und geben dadurch dem Auge ein angenehmes Schauspiel, wie sie denn auch die Gärten prächtig schmücken.

Der Yatay.

Die Yatay, eine kleine Art Palmbäume, erzeugen außer den Datteln auf ihrem Wipfel einen zarten Keim, welcher weich wie Butter, und pomeranzengelb ist. Wie man selben vom Baume herabnimmt, so wird er auch gegessen; und jedermann findet ihn gut. Die Papageyen besuchen diesen Palmbaum schaarenweise seiner Nüsse halber.

Der Yatay quazü.

Der Yatay quazü hat außerordentlich große und frischgrüne Blätter, wie auch einen schwammichten und wenigstens fünf Ellen langen Stamm. Seine Früchte bestehen in eysförmigen Nüssen; die Spanier nennen selbe Cocos. Diese Nüsse haben wenig Fleisch; doch ist es essbar, wenn es gekocht wird. Jede derselben enthält drey große Kerne, welche im Gaumen wie Mandeln schmecken, aber fetter als diese sind.

Der Mbocayay.

Der Mbocayay wächst am häufigsten auf den Anhöhen. Sein Stamm und seine Blätter sind mit langen und starken Dornen bewachsen. An diesem Baume wachsen Trauben von Datteln, welche länglicht rund aussehen, und bald roh und bald geröstet gegessen werden. Man preßt ein Del daraus, welches mit dem Oliven-

Olivenoß fast ganz übereinkömmt. Eben dieser Baum erzeugt auch Fäden, welche stärker sind als die Fäden von Hanf, und woraus sich die Wilden ihre Bogensehnen, und Angelchnüre zu flechten pflegen. Ich habe selbst auf dem Meere eine solche gebravcht. Um Corduba herum sieht man Palmbäume, deren Namen ich nicht weiß, aus deren Blättern aber so bequeme und dauerbaste Rehrbesen gemacht werden, daß man sie sogar in die entlegensten Städte haufenweise versühret. Die Spanier von S. Jakob, welche in den Wäldern Wachs und Honig sammeln, hauen mit der Art in gewisse Palmen bis an das Mark hinein. In diesen Bäumen finden sie, wenn sie nach einigen Wochen dorthin wieder zurückkehren, grosse und fette Würmer, welche sie in einem Kessel oder Hasen kochen, und hernach mit vielem Appetit verzehren. Allein ich würde mich zu lang aufhalten, wenn ich alle Gattungen der Palmbäume, die in Amerika wachsen, und ihren verschiedenen Nutzen durchgehen wollte. Ich habe noch so viele Bäume, Stauden und Pflanzen, welche entweder fruchtbar, oder zu Arzneien dienlich oder in einem andern Betracht nützlich sind, vor mir, die, wenn ich sie gleich nicht umständlich beschreibe, dennoch von mir nicht ganz übergangen werden dürfen.

Fruchtbäume.

Von europäischen Früchten sieht man in Paraguay fast gar keine. Aepfel, Birne, Pflaumen, Kirichen, Haselnüsse, Kastanien &c. habe ich, durch so einen großen Theil von Paraguay ich auch gewandert bin, fast nirgends, wenigstens nur äußerst selten zu Gesicht bekommen. Diese Bäume mögen noch so fleißig gepflanzt und begossen werden, man kömmt mit ihnen nicht zurecht, weil ihnen der Himmelsstrich und der Boden von Paraguay



quay ganz zuwider ist. Sie bringen daher nichts als Blätter, oder doch so seltsam aussehende Früchte hervor, daß man diese mehr für Auswüchse als für eine Erquickung des Gaumens halten soll. Die Seltenheit gedachter europäischen Früchte, wird durch die unglaubliche Menge Feigen, Pfirsiche, Rüten, Granatäpfel, süßer und anderer Citronen, und grosser Pomeranzen in einem beneidenswerthen Ueberflusse ersetzt. Von dergleichen Fruchtbäumen sind nicht nur Gärten sondern auch ganze Wälder voll, welche theils durch die Hände der Europäer angepflanzt worden, und theils aus den von dem Winde hingewehten Saamen entstanden sind. Diese edlen Äpfel werden von vielen roh geessen, von den meisten aber gekocht, oder mit Zucker eingesotten, und zu allerlei Sulzen und Confituren verwendet. In dem nahen Königreiche Chili, wo die Luft der Gebirge wegen sehr rauh ist, gedeihen fast alle europäischen Früchte nebst vielen andern einheimischen sehr wohl, weßwegen sie auch gebörret, und in andere Provinzen mit grossem Gewinne versühret werden. Gleichwie es aber Paraquay an vielen europäischen Früchten gebricht, so hat dieses Land hingegen auch viele eigenthümliche, welche man in Europa auch dem Namen nach nicht kennt. Ich werde hier diese Bäume und Stauden anführen, ohne Unterschied und wie sie mir einfallen, doch ohne mich ins Umständliche einzulassen.

Der Baum Mistol.

Aus dem braunrothen, harten und schweren Holz des überaus hohen Baumes Mistol lassen sich die trefflichsten Mörserslößel und Lanzenslöcke schnitzen. Seine Frucht aber, (die Abiponer nennen sie Naalà) ist roth, in der Größe einer Kastanie, und gleicht der Brustbeere (Ziziphus) welche auf spanisch Azofaifa, in der Apotheke



theckersprache aber Jujuba heisst, und einst aus Afrika in Spanien und Italien gebracht worden ist. Sie hat eine zarte Haut, einen ziemlich grossen und harten Kern, und ein eßbares Fleisch. Man macht auch einen süßen Trank daraus, und sogar ein Brod, welches Indianern eben so köstlich als mir unschmackhaft vorkam. Die Brustbeere oder die Jujuba verordnen die Aerzte in Europa in Brustbeschwerden, dem Husten, der Heiserkeit und im Seitenstechen. Ob dem Mistol in Paraguay die nämliche Kraft eigen ist, weiß ich nicht.

Der Baum Chañar.

Das Holz des Baumes Chañar, oder Apehik, wie ihn die Abiponer nennen, ist sehr hart und gelblich; dessen Frucht aber der vorigen etwas ähnlich, wiewohl minder roth und süß. Auf abiponisch heisst sie Apehè. Man isst und trinkt selbe: einige dörren sie und behalten sie zu Hause auf.

Der Baum Yacanè.

Die Frucht des Baumes Yacanè ist safrangelb, an Grösse einer mittleren Citrone, und am Geschmacke einer faulen Birne gleich.

Die Früchte Quabyraquazù und Quabiyù.

Die Quabyraquazù sind den Pflaumen, und die Quabiyù den Kirschen ähnlich, und werden theils zur Speise und theils zum Trank gebraucht. Die Quabyra wachsen sehr häufig und werden von den Indianern sehr geschätzt. Wir hat immer davor geackelt; weil sie nach Wangen riechen. Beide Baumarten, welche diese Früchte



te erzeugen, haben ein Holz, welches sich besonders schön drähen läßt.

Der Quabyra miti.

Die Quabyra miti oder die kleinere ist von der vorigen ganz unterschieden, und meines Erachtens sowohl an Heilsamkeit als Unnehmlichkeit allen Früchten von Paraguay vorzuziehen. Sie besteht in einem kleinen einer Nispel an Gestalt und Größe ähnlichen Apfel. Ihre Haut ist etwas zähe und anfänglich grün, wird aber dunkelponceauroth, sobald die Quabyra miti reif ist. Das mit zarten Saamenkörnern untermengte Fleisch schmecket im Munde vortrefflich wiewohl etwas süßsauerlicht, und duftet einen balsamischen Geruch von sich, der auch in der abgeschälten Haut und in dem Laube verbreitet ist. Man zerreibet dieses zu Pulver, und bestreuet damit den paraquayischen Thee, um selbst einen angenehmen Geruch zu geben, und seinen Werth zu erhöhen. Sonderbar ist es, daß man von dieser von Natur hitzigen Frucht ohne Nachtheil oder Gefahr essen darf, so viel man will. Die Quabyra miti wächst an Stauden, welche wie die österreichischen Wachholder aussehen; denn auch diese wachsen in andern Orten zu Bäumen auf. Die Quabyramiristaude hat einen dünnen Stamm, aber viele dicke und knottichte Wurzeln, welche sich weit und breit unter der Erde ausbreiten. Sie kömmt bloß in einem sandichten Boden, auf dem sonst kein gutes Gras wächst, fort. In den Feldern von Taruma, wo wir den Flecken S. Joachim hind baueten, in den Gegenden des Städtchens Curuquati und gegen die Stadt S. Paul an den Gränzen Brasiliens sieht man sie durchgängig; aber eben da wird man auch minder fette Weiden wahrnehmen, weil entweder der Sand das Futtergras verbrennet, oder weil die ge-



dachten Stauden die besten Säfte der Erde an sich ziehen. In dem übrigen Paraguan, das ich durchgereiset bin, und wo ich einen fruchtbareren Boden bemerkt habe, ist mir nicht eine Spur einer Quabyra miñi zu Gesicht gekommen. Ich muß hier noch eines andern Nutzens erwähnen, den diese Pflanze schaffet. Auf ihren Nesten machen die Ameisen ein Wachs, welches noch weißer als der Schnee ist, und wie der edelste Balsam alles um sich her mit dem lieblichsten Wohlgeruch erfüllt. Dieses Wachs bestehet aus ungemein kleinen und weißen Körnern, welche auf der Stauden auseinander gestreuet sind. Die Weiber sammeln selbe mit vieler Mühe, schmelzen sie hernach zusammen, und machen Kerzen daraus, deren man sich in den Kirchen bedienet, und welche im Brennen einen sehr angenehmen Geruch ausbünsten. Es ist zu bedauern, daß dieses vortreffliche Wachs gar keine Härte hat, indem die daraus gegossenen Kerzen leicht zerrinnen, und nicht lang brennen. Um ihre Dauer zu verlängern, gab ich dem Ameisenwachs oft einen Zusatz von dem Wachs der Bienen. Ich bedauerte und verwunderte mich oft, daß man von diesem vortrefflichen Wachs, welches gewiß jedermann außerordentlich finden würde, noch keines nach Europa gebracht hat. Dem vornehmsten Adel würde es vermuthlich sehr willkommen, und vielleicht auch den Kranken sehr gedeihlich seyn?

La Granadilla; oder die Passionsblume.

Mit Recht lassen wir auf die Quabyra miñi die heilsame Frucht folgen, welche die Spanier La Granadilla, die Quaranier Mburucuyà, und die Abiponer Netegniklepà nennen. Sie wächst ohne Unterschied der Jahreszeit im Felde sehr häufig und zwar an einer Staude, welche sich wie der Epheu an die Zäune und Gesträucher



Gefiräuche anhängt. Es giebt ihrer verschiedene Gattungen, die sich aber durch nichts als die Gestalt ihrer Theile und Farbenmischung von einander unterscheiden. Alle stellen einen goldgelben und rothbesprenkten Apfel von mittlerer Größe vor. Vom Geschmacke sind sie süß-säuerlich, von innen aber voll schwarzer runder Samenförner und sehr wohlriechend. Man mag sie roh essen oder im Zucker wie Citronen eingemacht im kalten Wasser trinken, so werden sie allemal dem Körper des Menschen sehr zu statten kommen; indem ihr Nektarsaft den Magen stärket und die von der Sonnenhitze matten Glieder ganz besonders erfrischt. Betrachtet man diese Blume etwas aufmerksamer, so wird man die Geißel, die Krone, das Kreuz, die Nadel, die Säule, Würfel, die Galle und die übrigen Marterwerkzeugen, die in der Leidensgeschichte unseres Heilandes vorkommen, auf denselben nicht unkenntlich abgedruckt sehen. Ich finde daher alle diejenigen lächerlich; welche dieses für eine phantastische Erdichtung einer frommen Schwärmerey, und für eine erzwungene Auslegung der Werke der Natur ausgehen. Man hat hierüber noch alte lateinische Verse eines unbekannten Schriftstellers. Auf deutsch lauten sie also: „In Amerika blüht eine niedliche Blume, voll herrlichen Wohlgeruchs, welche die kostbaren Denkmale des ermordeten Gottmenschen an sich trägt“ *) Sie heißt daher durchgängig die Passionsblume, und war es werth, daß man sie einst unter P. Paulus dem V. aus Amerika nach Rom brachte. Diese Blume ist von unserm Eusebius Nierenberg in seiner Naturgeschichte im 14. Buche 10. H. umständlich beschrieben, und von vie-

S 2

len

*) Pulcer in America Moscho redolentior est
 flos,
 Qui fert occisi nobile stemma Dol.



len verschiedentlich mit der Feder gezeichnet worden: allein um davon jemanden eine richtige Vorstellung beizubringen, muß sie ordentlich mit Farben abgemahlet werden.

Quembè.

Je unbekannter die Frucht Quembè selbst vielen von denen ist, die in Paraguay grau geworden sind, desto merkwürdiger ist sie. Sie wächst eigentlich blos in den nördlichen Wäldern dieses Landes. Ihre Länge beträgt mehr als eine Spanne, ihre Dicke in der Mitte eine Mannsfaust an dem Enden aber weniger, so daß sie beinahe cylindersförmig und wie eine entfiederte Taube aussieht. Es giebt einige, die über zwei Pfunde wiegen. Ihre zarte Haut ist gelblich und mit einer Menge kleiner Warzen, die in der Mitte einen schwarzen Punkt haben, besetzt. Ihr Fleisch ist saftig, überaus süß, aber voll unsichtbarer Dorne, welche man nur im Saamen fühlt. Man muß also dasselbe nicht lang kauen, sondern geschwind hinunterschlingen: denn wenn man es lange unter den Zähnen herumwälzt, so wird die Zunge durch die verborgenen Dorne aufgeschärft, und eine Zeitlang im Reden gehindert. Der in der Mitte wie bei dem türkischen Korne sich befindliche Stengel hat etwas Holzichtes an sich; und wird daher weggeworfen. Es ist unglaublich, wie angenehm und gesund diese Frucht ist, und wie sehr sie einen durch langes Gehen ermüdeten Menschen, der ganz vom Schweisse trieft, erquicket. Ich habe ihre wohlthätige Kraft auf meinen vielen Reisen erfahren, die ich in die Wälder, Wilde aufzusuchen, unternommen habe. Die schwere Quembè wächst an einem zähen Strauche, welcher wie ein Strick aussieht, und wie Epheu sich um die hohen Bäume schlinget. Sie hängt auch daran wie an einem Stricke.

Wie



Wie fest dieser Strauch ist, (auf quaranisch heißt er Quembepe) mag man daraus abnehmen, indem die stärksten Indianer, wenn sie Honig sammeln, und deswegen mit der Art in die Bäume Oeffnungen machen, sich auf den um die Aeste und den Stamm derselben geschlungenen Quembepe setzen, und lange ohne die geringste Gefahr darauf bleiben. Aus demselben machen sich die Spanier und Portugiesen zuweilen Schiffsaue, welche weniger noch als die aus Hanf zerreißen.

Tatayy, ein Maulbeerbaum.

Auf dem Tatayy, einem der höchsten und größten Bäume, wachsen Maulbeere, welche an Geschmack und Gestalt von den unsrigen in nichts unterschieden, aber gelblich und größer sind. Die Quaranier heißen selbe Tatayyba. Das Holz dieses Baumes ist sehr hart, geschmeidig und safrangelb. Die Indianer drähen sehr schöne Flöten, Pfeifen, Büchsen und andere Dinge daraus, wie die Europäer aus dem Buchsbaum. Die Holzspäne davon werden mit Alaun gesotten, und die Schaaf- und Baumwolle gelb zu färben mit dem besten Erfolge gebraucht.

Die Mammones.

Die Mammones, eine Frucht, welche ungeseker so groß als eine Kürbisse, und manchmal auch noch größer ist, kommen an dem Stamme des Baumes selbst und zwar zur Zeit ihrer Reife gelbgrün zum Vorschein. Da sie an kurzen Stengeln hängen, so sehen sie wie Brüste aus, von welchen sie auch ihren Namen haben. Ihr Fleisch gleicht den Melonen an Farbe und Geschmack, und wird bald roh geessen, und bald, welches auch besser ist, mit dem Fleisch gekochet. Der Baum, an dem sie



wachsen, ist mittelmäßig groß, und dick; und an seiner aschengrauen Rinde einem Nußbaum, an seinen breiten und eckichten Blättern aber einem Feigenbaum ähnlich. Sein schwaches Holz strotzt von einem milchartigen und unschmackhaften Saft. Dies ist der zweyte Grund, weshalb seine Früchte von den Brästen ihren Namen haben. Diese Bäume tragen das ganze Jahr hindurch Blüthen und Früchte; aber eben diese Fruchtbarkeit macht, daß sie über vier Jahre nicht aushalten. Von ihrer Anpflanzung an brauchen sie nur ein Jahr um aufzuwachsen und Früchte zu tragen. Es giebt zweyerlei Gattungen derselben, wovon man die einen die Männchen und die andern die Weibchen nennt. Sie sind wohl in einigen Stücken von einander unterschieden; aber falsch ist, daß die einen ohne die andern unfruchtbar bleiben. Diesen Geschlechtsunterschied hat man mehreren Pflanzen und Bäumen beigelegt. So häufig die Mammones in Brasilien und andern Ländern von Amerika angetroffen werden, so selten sieht man sie in Paraguay, und außer den Gärten fast niemals.

Die Alabas.

Ein Strauch oder, besser zu sagen, eine niedrige und dornichte Distelstaude, welche am besten auf einem sandichten Boden fortkömmt, bringt die Alabas oder Pithayas, wie die Californier diese ihre einzige Lieblingsnahrung nennen, hervor. Es sind Äpfel in der Größe eines Hühnerays mit einer dicken, zähen und mit dünnen spitzigen Dornen stark besetzten Haut, unter welcher oft ein rothes und oft ein schneeweißes und saftiges Fleisch verborgen liegt. Dieses Fleisch, das durchaus mit überaus kleinen Saamenkörnern, kleiner noch als die Pulverkörner, untermenget ist, schmecket ganz vortreflich, und erfrischt den Leib, wenn man vor Hitze fast ver-
schmachet



schmachtet. Hätte man die Alabas in Europa, so würden sie ohne Zweifel auf dem Nachttische der Vornehmen eine vorzügliche Stelle behaupten. In einigen Strichen von Paraguay findet man sie häufig, in andern feltner. Auf der Reise löschten sie mir oft den Durst.

Der Aguay.

Der Aguay ist ein dicker Baum, und erzeugt Früchte wie Pflaumen. Da diese einen scharfen Saft enthalten, so ist man sie im Wasser gekocht öfter und mit weniger Gefahr. Diesem Baum ist noch ein anderer dem Namen nach verwandt, aber an sich und in seiner Gestalt von dem vorigen ganz unterschieden.

Der Anguay, oder Ybirapayé.

Der Anguay ist ein außerordentlich hoher und dicker Baum von einem sehr harten, röthlichten, wohlriechenden und zur Verarbeitung ganz vortrefflichen Holz. Statt der Früchte trägt er harte, Mandeln ähnliche Saamenkörner, welchen man auch unter den Arzneyen einen Platz eingeräumt hat. Da diese veilchenblauen und dreyeckichten Kerne prächtig glänzen, so hängen sich die wilden Indianer selbe um den Hals als einen Halschmuck. Das Harz, welches aus diesem Baume triest, duftet einen starken Wohlgeruch von sich, und ist ungemein heilsam. Der weltberühmte Balsam von Brasilien und Peru wird aus demselben mit Beimischung des Eupayóles und anderer Ingredienzien zusammengesetzt. Eben dasselbe wird auch in den Kirchen statt des Weihrauchs gebraucht, als welchen gedachtes Harz um viel übertrifft. Gleiche Dienste leistet auch die Rinde des Anguay, weil selbe viel Harz enthält. Dieser Baum führt darum diesen Namen, weil die Quaranier ihre meisten Mörser



daraus schnitzen. In der Sprache dieses Volkes heißt derselbe auch Ybirapaye der Herrenmeisterbaum; denn Paye heißt ein Herrenmeister, Zauberer, Arzt, Wahrsager, kurz ein Betrüger. Mit dem Harze des gedachten Baumes pflegen sich die Wilden, die von dieser Quackalberey Profession machen, so oft sie von ihren Landesleuten einen Besuch erwarten, ihre Hütte zu beräuchern, um diesen Nebel in die Augen zu streuen, als wenn etwas Göttliches in ihrem Aufenthalt duftete.

Der Ybaporoyty.

Der Ybaporoyty ist ein kleines Aepfelfchen auf die Art der Kirschen, etwas säuerlich aber köstlich. Aus diesem Baume wird ein Balsam gemacht.

Der Tarumay.

Die Frucht des Baumes Tarumay sieht zwar den Oliven etwas ähnlich; aber ihren Geschmack hat jene bei weitem nicht. Weil diese Bäume um S. Joachim herum sehr häufig wachsen, so heißt die Gegend um erwähnten Flecken bei den Spaniern und Indianern Taruma. Nach ihren Früchten sehnt sich niemand.

Der Quayába.

Der Baum Quayába erzeugt ovale und mit Körnern ganz angepflanzte Birne, deren Außenseite zur Zeit der Reife gelb wird. Ihr Fleisch ist roth. Im Zucker eingesotten sind sie schmackhafter und auch gesünder. Kocht man selbe, ehe sie ganz reif sind, so stärken sie den Magen, und stillen den Durchlauf. Dieser Baum gedeiht auch auf einem milder fetten Boden.

Der



Der Vinál.

Der große Baum Vinál ist mit Blättern, welche wie Olivenblätter aussehen, aber größer sind, überkleidet. Er bringt wie die schwarze Algarroba Schoten hervor, welchen aber die Schoten des Johannesbrods an Länge nicht gleichkommen. Aus dieser Frucht bereitet man einen Trank. Der Vinál ist auch mit spannenlangen, sehr spizigen und starken Dornen bewachsen. Wer damit gestochen wird, ist übel daran, nicht allein des Schmerzens wegen, den sie verursachen, sondern auch wegen der damit verbundenen Gefahr. - So giftig sind ihre Stacheln. Dieser Baum nützet aber auf einer andern Seite dem Menschen wieder, indem man aus seinen Blättern, nachdem man sie vorher gehörig zerrieben hat, einen Saft auspreßt, welcher auf die Augen gestrichen in Augenschmerzen eine große Linderung verschaffen soll, besonders, wenn böse Feuchtigkeiten daran Schuld sind.

Der Ybirayepiro.

Aus dem Ybirayepiro wissen einige einen trefflichen Balsam zu machen, dessen Gebrauch mir aber nicht bekannt ist.

Der Caaycy.

Der Caaycy, welcher nach einigen eine Art des Mastixbaumes seyn soll, schmelzet ein durchsichtiges und wohlriechendes Harz von sich.

Der Aquaribay.

Aus der Staude Aquaribay, welchen man ebenfalls zu den Mastixbäumen rechnet, wird auch ein Balsam



bereitet, welchen man zur Reinigung und Heilung der Wunden sehr dienlich findet. Nimmt man selben in den Mund, so stillt er den Blutsturz und Husten.

Der Molle.

Von dem bekannten Baum Molle erhalten die Kunstarbeiter ein festes aber der Fäulung sehr unterworfenenes Holz. Seine immergrünenden Lorbeerblätter werden zerrieben, und dann zum Abgärben der Bocksfelle, und selbst zu Arzneyen verbraucht. Sein Stamm giebt eine Menge lieblichriechenden Gummi von sich, denn man statt des Weihrauchs anzündet. Seine Früchte sind schwarz, und bekommen zur Zeit der Reife eine lichtbraune Rinde. Die Abiponer heißen selbe Aparañi. Weils sie süßer noch als das Johannisbrod sind, so kocht man sie mit Wasser, und macht daraus einen süßen und scharfen Syropp, welcher mit Wasser vermengt, ein angenehmes und geistiges Getränk giebt. Die daraus entstehende Trunkenheit macht nicht nur die Augen der Berauschten von einem gewissen wilden Feuer funkeln, sondern vergehet auch vor einem Paar Tage nicht. Ubrigens wissen die Aerzte aus den Aesten und dem Harze dieses Baumes allerlei Nutzen zu ziehen, zum offenbaren Vorthail ihrer Kranken, wie ich aus eigener Erfahrung weiß.

Der Bacóba und Bananá.

Die in den Augen der Amerikaner so kostbaren Früchte Bacoba und Bananá gehören zum Geschlecht der Feigen. Sie sind eysförmig und roth. Die Stauden, an denen sie wachsen, haben weder Saamen noch Aeste, aber lange, breite und prächtig grüne Blätter, aus deren Mitte Keim und Frucht hervorschießen. Der
Stamm



Stamm der Staude ist dünn und schwach. Nachdem sie ein einziges mal getragen haben, gehen sie zu Grunde, werden aber durch die Sprossen ersetzt, die aus ihrer Wurzel herauswachsen. Die Früchte der Bananas sind etwas länger, viereckicht, von außen safrangelb, von innen weich, nicht sehr saftig, aber frisch; und daher, wenn sie nicht sehr reif sind, dem Magen nachtheilig. Die Bacoba ist also gesünder als die Banana. Dennoch leisten beide Früchte, wenn man sie gehörig zurichtet, in verschiedenen Krankheiten gute Dienste. Der darausgepreßte Saft berauschet, wenn man ihn im Uebermaasse zu sich nimmt. Ihre Stauden gedeihen in dem unfruchtbarsten Boden, und tragen zu allen Zeiten des Jahres Früchte. Einige nennen die Bacobas Platanus; allein zwischen dem paraquayischen und römischen Platanus findet ein ungeheurer Unterschied statt.

Die Ananäs oder Piña del Paraguay.

Die Ananäs, diese Delikatesse der Vornehmen in Europa, und Zierde ihrer Gärten, heißen die spanischen Eingebornen Piñas del Paraguay, weil sie mit den Birbelaßen einige Aehnlichkeit haben. Im nördlichen Theile von Paraguay wachsen sie sehr häufig, und werden von den Quaraniern Nana (Disteln) genannt. Da man sie bei uns nicht nur in den Gärten grosser Herren sieht, sondern auch oft auf dem Markte sell hat, so finde ich ihre Beschreibung ganz überflüssig. Dennoch will ich als einen Zusatz folgendes beifügen. In der Gegend Taruma, wo ich mich 8 Jahre aufgehalten habe, wächst diese Frucht sehr häufig, dennoch habe ich sie nur zweimal gekostet, weil ich darauf immer in meinem Magen eine Erkältung fühlte. Einige behaupten mit Monard, daß die Ananas kühlen, und andere mit dem Christophorus Moesta, daß sie hitzen. Wer soll hierüber den
Aus.



Ausspruch thun? Nach meinen Beobachtungen sind die Ananas in Paraquay größer, in Europa aber süßer. Ihr Saft ist wie der Erdbeersaft zwar dem Gaumen angenehm, aber, wenn sie nicht sehr zeitig sind, scharf und feurig. Aus diesem Grunde wird die Frucht der Länge nach in Stücke zerschnitten und im starken Weine gebai-
 zet. Ihr Saft, besonders der, welchen man durch das Feuer herausbringt, weckt die schlafenden Seelenkräfte auf, schärft den Appetit, hebt die Harnverstopfungen und die daraus entstandenen Schmerzen, und bringt den Alten ihre natürliche Wärme wieder. Einige machen sich auch die Ananas in Zucker ein, um sie aufzubehalten. Jede Pflanze giebt jährlich nur eine Frucht; worauf sie erschöpft nach und nach wieder vergeht. An ihrer Stelle wird eine kleine Pflanze, welche auf der Krone der zeitigen Ananas hervorkeimt, abgepflückt, und in die Erde eingesezt, damit sie das Jahr darauf ihre Frucht bringe. Dieses geschieht auch auf dem Felde, ohne daß jemand dabei eine Hand anlegt; indem der neue Keim von der Pflanze herabfällt und Wurzel schlägt.

Die Mandiocà.

Die Wurzel Mandiocà ist von Natur allen Thieren tödtlich, nach der gehörigen Zubereitung aber eine gesunde Nahrung einer Menge wilder Völkerschaften, und das vorzüglichste Lebensmittel der Brasilianer, als welchen es an europäischem Getreide gebricht. Da von dieser Wurzel in den Geschichten von Amerika öfters Erwähnung geschieht, so verlohnt es sich allerdings der Mühe ihre Entstehung, Gestalt, Zurichtung, Verwendung und Nützlichkeit etwas genauer auseinander zu setzen. Die Mandiocà ist eine Wurzel des kleinen Baumchens Mandiò, welches ungefehr so hoch als ein mittelwäfiger Mann wächst. Der Stamm des Mandiò ist
 (schnur-



schnurgerade, ungefehr einen Zoll dick, wie die Moos-
rohre knotticht, an der Rinde einer Haselnußstaude und
an seinem schwammichten und von Milch strokerden Mark
einem Hollunderstrauch ähnlich. Oben auf dem Wipfel
pranget derselbe mit grossen und kleinen Aesten, schönen,
langen aber schmalen Blättern, welche ein liebliches Grün,
wie das der Pöonienrosen, schmücket. Seine Blüthen sind
bleichgels. Statt der Früchte hat er grosse, oft drey
Fuß lange, aber spröde Wurzeln, welchen oft ein Manns-
arm an Dicke nicht gleichkömmt. Seine Rinde ist
wie die der Haselnußstaude, dunkel von Farbe. Sein
Mark hingegen ist schneeweiß und voll eines milchartigen,
zähen, fleberichten und vergifteten Saftes. So wie
man in dem Zimmtbaume bloß die Rinde brauchen kann,
so hat an dem Bäumchen Mandiö für die Menschen
nichts als die Wurzel einen Werth. Die Amerikaner
kennen bereits einiae und zwanzig Arten derselben, wel-
che an Gestalt und Eigenschaften von einander unterschies-
den sind. Der Mandiö erzeugt einen Saamen, welcher
dem Saamen des Piñon del Paraguay (*Ricinus*
Americanus) nicht unähnlich, aber in Rücksicht auf die
Fortpflanzung des Baumes ganz unnütz ist. Denn zu
dieser Absicht wird der Stamm eines erwachsenen Bäum-
chens in ungefehr zwey Spannen lange Zweige zerschnitten,
deren man immer drey und drey in kleine Erdhausen
einsetzet, also zwar, daß sie eine Spanne weit aus der
Erde hervorragen. Sie keimen, grünen und wachsen in
kurzer Zeit auf. Begossen dürfen sie nie werden, in-
dem Wasser und Schatten dieser Pflanze ganz zuwider
sind, und selbe bloß auf einem sandichten und freyem Felde
fortkömmt. Ihre Anpflanzung muß in einer völlig
trockenen Erde und in den Sommermonaten geschehen.
Nach sechs Monaten wird man ihre Wurzeln schon er-
bar finden, wiewohl sie um ganz auszuwachsen, und zu
ihrer völligen Reife zu gelangen, ein ganzes Jahr brau-
chen



chen. Gräbt man sie auch nach dieser Zeit nicht aus, so erhalten sie sich dennoch lange unter der Erde ohne schadhast zu werden; gräbt man sie aber aus, so nimmt bei denselben innerhalb dreyer Tagen die Fäulung überhand. Deswegen muß man die ausgegrabenen Wurzeln ohne Verzug fleißig reinigen, abschälen, in Stücke zerhacken und zween Tagelang an der Sonne dörren. Dadurch werden sie weiß wie eine Kreide und so hart, daß man sie sogar zum schreiben brauchen kann. Man stößt sie hernach in einem hölzernen Mörser, macht Mehl daraus, und aus dem Mehl Brod von allerlei Formen, welches zwar gesund ist, aber nur demjenigen schmackhaft vor kommen kann, der kein unsriges Getreidebrod gekostet hat. Dieses amerikanische Brod besteht in runden, weißen und dünnen Zelten, welche den Rinden, die man von dem Korkholz abschälet, an Härte gleichen, und von den Quaraniern Mbeyù genennet werden. Unsern Lebzeltten sehen sie sehr ähnlich, haben aber gar keinen Geschmack. Sonst drückt man auch aus der Wurzel Mandioca den Saft aus, welcher nach zween Stunden in dem Gefäße einen weißen Saß auf dem Boden zurückläßt. Diesen Saß trocknet man und macht Mehl daraus; aus dem Mehl Kuchen, Kügelchen, und ich weiß nicht noch was alles. Eben diesen Saft zieht man auch zuweilen durch das Feuer aus der Mandioca, und macht sich einen Brey daraus, welchen die Quaranier Mingau nennen, und nicht nur ihren Hunger zu stillen, sondern auch ihre Wäsche zu stärken, und sogar auch das Papier zusammenzupappen brauchen. Es giebt noch eine andere Gattung Mandiò, deren Wurzel einige Tage in das Wasser gelegt, manchmal aber unter der Asche gebakken, und ohne Nachtheil gegessen wird. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich aller der verschiedenen Methoden erwähnen wollte, nach welchen man aus der Mandioca bald Speise und Trank, bald eine Arznei ziehen, und



und mit Butter, Reis und Zucker gekocht in eine Art von Zuckerwerk verwandeln kann. Glückliche Amerikaner, die ihr euren Magen durch so verschiedene Kunstgriffe täuschen und befriedigen können! So sehr es mich auch zuweilen auf meinen Reisen hungerte, so konnte ich es dennoch nie über mich bringen, daß ich die Mandioca, wie sie auch immer zugerichtet seyn mochte, als ein Mittel meinen Hunger zu stillen hätte ansehen können. Ich habe sie oft gekostet, aber allemal wieder weggeworfen. Genug, wenn sie nur den Amerikanern schmeckt! Ich beneide sie darum so wenig, als mir ihr Geschmack seltsam vorkommt. Doch muß ich auch eingestehen, daß diese Wurzel, wenn man sie ganz läßt und gehörig reiniget, mit dem Rindfleisch gesotten nicht völlig zu verwerfen ist. So zugerichtet fand ich sie allein schmackhaft, wiewohl ich nie gezweifelt habe, daß sie auch anders zugerichtet frisches Blut und gute Säfte erzeuge. Um unter den vielen Erfahrungen nur eine anzuführen, so pflegen die amerikanischen Mütter, wenn sie ihre Kinder säugen, und ihre Brüste zu trocken sind, etliche male gekochte Mandioca zu essen, und ihre Brüste strogen wieder von Milch. Die Portugiesen versehen sich zu vierteljährigen und noch längeren Reisen, die sie durch ungeheure Wüsteneien zu Fuß machen, bloß mit Mandiokamehl, Farinha do pao. Auch die portugiesischen Matrosen nähren sich, wenn sie oft viele Monate in den brasilianischen Häfen aufgehalten werden, und in ihr Vaterland zurücksegeln, meistens mit dieser Wurzel, so wie die meisten Einwohner; denn da der viele Monate anhaltende Regen das Getreid nicht aufkommen läßt, so essen bloß die Vornehmen Getreidebrod, wozu sie sich das Mehl von Lissabon mit grossen Kosten über das Meer bringen lassen. Auch die nördlichen Amerikaner schätzen und pflegen fleißig die Mandioca. Die Mexikaner nennen sie Yca, so wie das daraus gebackene Brod



Cazave. Diese Wurzel soll nach der Meinung der Indianer in Brasilien und Paraguay einer alten Ueberlieferung zufolge der h. Apostel Thomas, von welchem wir an einem andern Orte mehr reden werden, entdeckt haben. Sie halten auch selbe für eine besondere Wohlthat der Vorsicht, weil sie oft ohne dieselbe erhungern müßten. Wenn die Heuschrecken, Ameisen oder andere gefräßige Insekten, oder auch eine langwährende Trockenheit das türkische Korn (May'z) die Hülsenfrüchte, Melonen und Baumfrüchte nicht zu ihrer völligen Reife kommen lassen, so bleibt dennoch unter der Erde die Mandioca übrig, und ersetzt im Nothfalle alles andere. Diese Wurzel wächst und erhält sich auch dann im besten Zustande, wenn ihr Baum Aeste und Blätter durch was immer für einen Zufall verloren hat. Die Trockenheit, wobei alle andere Pflanzen so viel leiden, ist der Mandioca sehr gedeihlich.

Sonderbar ist es, und einer kurzen Untersuchung allerdings werth, warum das Vieh die rohen Wurzeln ohne allen Nachtheil essen kann, der daraus gedruckte Saft aber Menschen und Vieh tödtet, da doch derselbe gekocht beiden sehr gesund ist: Denn wenn verschiedene Arten des Giftes durch die Hitze noch angreifender und zerstörender werden, warum benimmt das Feuer diesem Saft seine Schädlichkeit, ? Cardenas ein Arznengelehrter glaubt, daß der Saft der Mandioca aus zweyen verschiedenen Ingredienzien bestehe, einem feinen giftigen Dampf und einem dicken, flebrichten und den Thieren sehr heilsamen Wesen. Das Feuer zerstöre den ersten, und lasse das zweyte übrig. Dieß ist seine Meinung. Wer einer andern beipflichten will, den werde ich daran nicht hindern. Gewiß aber werden eine Menge Dinge, welche entweder wegen ihrer natürlichen übergroßen Kälte oder Hitze

dem

dem menschlichen Körper nicht wohl bekommen, durch das Feuer mittelst chymischer Operationen also verändert und verbessert, daß dasjenige, was vorhin Gift war, durch eine vorschriftmäßige Zubereitung zur heilsamsten Arznei wird. Von dem Schierling und hundert andern Kräutern ist dieses bekannt. Ubrigens will ich den europäischen Aufbaumlingen gerathen haben, ja nicht bei allen Eswaaren von Mandioca oder andern amerikanischen Früchten blindlings zuzugreifen, sondern sich von den Eingebornen leiten zu lassen, als welche ihre Pflanzen am besten kennen, und das Eßbare vom Gift und das Schädliche von dem Unschädlichen allein zu unterscheiden wissen. Das schönste Aepfelchen, welches jedermanns Augen auf sich zieht, wird, wenn man es isst, Schmerzen oder sonst ein Uebel verursachen. Die Namensähnlichkeit erinnert mich von dem Mandiö zur Mandiyü hinüberzugehen.

Die Mandiyü, oder die Baumwollenstaude.

Wie der Mandiö den Amerikanern ihre vorzüglichste Nahrung giebt, so giebt hingegen die Mandiyü (auf latein Gossypium, auf spanisch Algodon) denselben ihre meiste Kleidung. Die Europäer sehen und befühlen die Baumwolle täglich, und dennoch wissen viele von ihnen nicht, woher sie kommt. Ich wills ihnen sagen. Sie wächst an einer Staude, welche nicht viel größer als eine unsrige Haselaußstaude, an Holz und Rinde aber einem Hollunderstrauch ähnlich ist. Sie hat nicht wenig zartes Laub mit vielen Einschnitten. Zwischen dreien Blättchen, dergleichen unsere frischen Haselnüsse um sich haben, wachsen Blüthen, welche größer als die Rosen sind, und aus fünf breiten, gelben und rothgestreiften Blättern bestehen. Aus der innern Höhlung keimen safrangelbe Fäserchen hervor. Zuletzt werden aus



den Blüten grüne, ey - oder vielmehr kegelförmige Früchte, welche den Rosenknospen ähnlich, und ausgewachsen noch größer als grosse Pflaumen sind. Zur Zeit der Reife verwandelt sich ihre grüne Farbe in eine schwarze: wobei sie sich selbst in drey Theile spalten, aus welchen sie die weißeste Baumwolle hervortreiben. Diese Baumwolle ist mit schwarzen, an Größe und Gestalt den Pistazen ähnlichen Körnern ganz voll, unter deren Haut ein weißgelblichtes, süßes, fettes, und wider den Husten und schweren Arhem sehr dienliches Mark verborgen liegt. Das aus dem Baumwollensaamen ausgepreßte Del soll die Steinschmerzen, und die Flecken an der Haut vertreiben. Die gebrannte Baumwolle stillt das Blut. Da diese nach und nach reif wird, und alsdann auf einmal aus ihrem Behältnisse hervorbricht, so sammelt man sie auch nicht auf einmal ein, sondern man muß alle Tage jemanden selbe zu sammeln auf das Feld hinschicken. In den Flecken der Quaranier ist dieß das Geschäft der Mädchen, welche das Feld langsam ausgehen, und die Frucht gelinde abbrechen um den Ständen nicht wehe zu thun. Die täglich gesammelte Baumwolle wird in dem Hofe des Hauses auf Ochsenhäuten auseinandergebreitet, und zum Trocknen an die Sonne gelegt. Wenn man alles dieses genau beobachtet, so kann selbe, wenn man immer will, gesponnen, oder in einem ledernen Sacke viele Jahre aufbehalten werden. Die Indianer machen Zeuge, Kammertuch, Musclin u. d. g. daraus. Um aber den Saamen aus der Baumwolle heraus zu lösen bedienen sich ihre Weiber einer hölzernen Maschine, welche aus zween zween Zolle dicken Walzen besteht. An diese stecken sie die Baumwolle und drehen sie hernach herum; worauf aller Saame auf die Erde fällt, indem selber, weil der Raum zwischen den zween Cylindern für ihn zu enge ist, herausgedrückt wird. Die Deutschen nennen die Maudiyu nicht ohne Ursache Baum.



Baumwolle; weil selbe auch zuweilen an Bäumen hervorkömmt, wiewohl man sie ordentlicher Weise von den Stauden sammelt. In der Stadt S. Jakob sah ich einen solchen ziemlich bejahrten mittelmäßig hohen und dicken Baum, dessen Baumwolle zum Docht der silbernen Lampe verwendet wurde, welche in unserer Kirche wie gewöhnlich vor dem Allerheiligsten Tag und Nacht brannte. An einigen Orten in Paraguay sieht man auch gelbe Baumwolle wiewohl etwas seltner. Alle übrige Baumwolle ist schneeweiß und wächst an Stauden, welche aus dem in gewissen Beeten auf dem Felde gesäeten Saamen entstehen, und lange Zeit Früchte tragen. Wird eine dürr oder alt, so wird nur der Saame gelegt, worauf eine frische Staude hervordrückt, welche gleich das erste Jahr fruchtbar ist. Die Baumwollenstauden haben am liebsten ein freyes, hohes und steinichtes Feld, wo der Wind überall frey durchziehen kann. Morastige, mit Wäldern umgebene, oder sumpfige Derter und anhaltender Regen reiben diese Gewächse auf. Aus dem vielen Regen und der überflüssigen Feuchtigkeit wachsen unzählige Würmer, welche die Aeste, Blätter, Rinde und Früchte erbärmlich zernagen, wiewohl nicht ungestraft; indem sehr große Vögel (ihr Name ist mir entfallen) haufenweise auf die Stauden zusliegen und die Würmer verschlingen, ohne daß der Landmann daraus Nutzen jöge, weil der Acker bereits verwüßt ist. Das zum Baumwollenbau bestimmte Feld fodert eine besondere Sorgfalt. Man muß dasselbe oft umackern, und von Unkraut und andern Gräsern sorgfältig reinigen. Die Furchen oder Gruben, in deren jede man drey oder vier frische Baumwollenkörner hineinsteckt, müssen in einer geraden Linie gemacht werden, und so weit von einander abstehen, daß durch zwey gleiche Furchen ein Paar Ochsen mit ihrem Pfluge durchackern können. Alle Jahre muß der Acker von Neuem geackert werden. Gegen den Frühling be-



schneidet man die im Winter entblätternen Zweige der Stauden wie die Reben, worauf sie bald frisches Laub bekommen. Ich habe von dem Baumwollenbau etwas umständlicher gesprochen, damit man auch einmal in Oesterreich auf die Einführung desselben Bedacht nehmen möchte, wie ich längst gewünscht habe, um nicht immer so viele Baumwolle aus Candien, Malta, und andern Inseln in Amerika und dem Archipelagus mit so vielen Kosten kommen lassen zu dürfen. Ich läugne nicht, daß die Baumwolle nur unter einem milderen Himmelsstriche gedeihet, und darum kommt sie auch in Amerika nicht überall fort. Um Buenos Ayres und in den übrigen mehr gegen Süden gelegenen Erdstrichen wird man nicht einen einzigen Baumwollenstrauch entdecken. Vielleicht wäre derselbe dort nicht so selten, wenn man auch in diesen Gegenden Baumwolle anpflanzte. Diese Meinung gründe ich auf eine gewisse Erfahrung. Der Flecken Yapeyü, welcher auch den Namen von den h drey Königen führt, und von 7000 christlichen Quaraniern bewohnet wird, ist an dem westlichen Ufer des Uruguay gelegen, ungefähr 200 Meilen Nordostwärts von Buenos Ayres. Alle Jahre mußte derselbe Toback, paraquayischen Thee und Baumwolle, Bedürfnisse, deren die Indianer nicht entbehren können, von andern quaranischen Flecken, welche näher gegen Mitternacht zu liegen, erhandeln, weil man immer in dem Wahne stand, die rauhere Luft dieses Himmelsstriches wäre dem Anbau erwähnter Pflanzen hinderlich. Schaafe und Ochsen, an welchen der Flecken Ueberfluß hat, wurden zu tausenden um Baumwolle, Toback und paraquayischen Thee hingeggeben. Der W. Franz Serdahély ein Ungar, einer meiner Mitgefährten in Oesterreich und auf dem Meere, und Pfarrer zu Yapeyü bauete diese drey Pflanzen an, und und pflegte sie mit dem Erfolge, daß nachmals die Erndte wider alle Erwartung ergiebig ausfiel zum offenbaren







wolle mit grossen Kosten anderswoher kommen lassen, als selbe in ihrem Vaterlande anpflanzen wollen, welches ihnen dieses Erzeugniß im Ueberflusse verschafte. Eben dieses gilt auch von dem Reißbau, den man gleichfalls in Oesterreich einführen sollte.

Der Reiß.

In den ersten Jahren meines Aufenthalts in Paraguan war daselbst der Reiß so selten und theuer, daß wir dieses Gericht, weil man es aus fremden Ländern bringen lassen mußte, gar nicht oft auf unserer Tafel zu Gesicht bekamen. Der Reiß wurde nirgends gesäet; und es fiel auch keinem Spanier ein, den, der an den entferntesten Ufern des Paraguan gegen Mitternacht zu von selbst wächst, zu sammeln und herzubringen, weil sie sich vor den in den dortigen Gegenden herumschwärmenden Payaguas fürchteten. Von den Portugiesen unterrichtet verlegten wir uns endlich in den guaranischen Flecken auch auf den Reißbau und erndteten so viel ein, daß wir unsere Erndte nicht aufhehren konnten. Da das Abschalen der Reißkörner etwas mühsam ist, so werden die Indianer dieser Arbeit leicht überdrüssig, und wollen lieber türkisches Korn, welches man ohne Beschwerniß im Mörtel zerstoßen kann, als Reiß essen. Auf diese reichliche Erndte hatten wir diese Frucht in einem solchen Ueberflusse, als sie vorhin theuer und selten war. Auch muß sich niemand einbilden, als wenn das Aussäen und Pflügen derselben so viele Kenntniße voraussetzte; denn er wird wie das europäische Getreid gesäet und eingeerndet, bloß mit dem Unterschiede, daß der Saame zu Anfange des Frühlings in einem feuchten Felde unter die Erde kommen muß. Daß der Reiß nur an morastigen und sumpfigen Orten wächst, ist falsch, indem derjenige, den wir in Waldgegenden oder vielmehr, wo vorhin



ein Wald gestanden hatte, säeten, weit ergiebiger ausfiel als der, den wir in morastigen Gegenden anbauten. Der Ort, auf dem einst Bäume standen, behält lange Zeit eine gewisse Wärme. Verbrennet man die gefällten Stämme gleich auf der Stelle, so wird die Fruchtbarkeit des Bodens durch die Asche derselben unglaublich erhöht. Auf dergleichen Feldern pflegen die Quaranier Toback, Mayz und andere Früchte, die Baumwolle ausgenommen, mit dem besten Erfolge anzusäen. Bloß meine warme Vaterlandsliebe vermochte mich dieses alles genauer und weitläufiger zu beschreiben. Lange schon war es einer meiner heißesten Wünsche diesen Baumwollen- und Reißbau in unseren Ländern in Ausnahme gebracht zu sehen, weil der Reiß die vorzüglichste und die gesündeste Nahrung einer Menge morgenländischer Völker ist, und dem Körper eine besondere Stärke mittheilet, den Wiedergenesenden aber in kurzer Zeit ihre Kräfte wiederherstellt. Ich weiß dieses aus einer vielmaligen Erfahrung. Auf vielen vielen Wochen langen Reisen war der Reiß meine einzige und beste Nahrung. Wer Lust hat, mag dessen Anbau versuchen, und es wird ihn seine Mühe schwerlich gereuen. Ich rathe ihm aber an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten den Versuch zu machen, bis die Erndte seiner Erwartung entspricht. Wie viele ausländische Blumen und Früchte, wie viele Pflanzen aus Asien, Afrika und Amerika hat man nicht in Europa gebracht, und an unseren Boden glücklich gewöhnt? Aber in so ich ein Labyrinth von Bäumen, Stauden und Pflanzen bin ich g rathen? Wie schwer wird es mir den Ausgang aus selben zu finden? Noch will ich mich, aber nur ein wenig, darinn aufhalten, und nachdem ich die Frucht und zur Arznei dienlichen Bäume abgehandelt habe, auch die zur Verarbeitung brauchbaren oder sonst merkwürdigen überhaupt durchgehen.

Der



Der Tayy', Urundey', Quebracho, Lapacho, Virarò, Espinillo.

Außer den schon angeführten Bäumen *lignum sanctum*, Quaycàn, Mistol, Tatayy', Anguay', Algarroba, Molle &c. zeichnen sich die Bäume Tayy' oder Tajibo, Urundey', und die theils rothen, und theils weißlichten Quebracho durch ihre Härte und Größe aus. Beide Bäume heißen bei den Spaniern von darum Quebracho oder Quebrahacho, weil selbe, wenn nicht erfahrene Hölzhauer oder Zimmerleute darüber kommen, die Aeste an den ersten Streich in Stücke zersprengen, in dem sie an Härte dem Eisen fast gleichkommen; denn Hacha bedeutet eine Art, und Quebrar zerbrechen. Der rothe Quebracho oder Quebracho Colorado ist bläsgelb, so lang er mit seiner Rinde bedeckt ist. Wird er aber gespalten und ausgearbeitet, so wird er sogleich von seinem vielen Harz, welches in der warmen Luft schmilzt und nach der Außenseite des Holzes zufließt, roth, und glänzet wie porphyrischer Marmor. Die Quaranier verbrennen die Holzspäne des Baumes Tayy', und fangen den davon aufsteigenden Rauch mit einer reinen Schale, oder einem Teller auf, rühren warmes Wasser darunter, und machen, indem sie etwas Gummi oder Zucker dazu mischen, eine ziemlich gute Dinte daraus. Der Lapacho ist besonders schwer und hart, und thut daher bei Mühlen, in welchen man Zuckerrohre, Oliven und andere Dinge auspreßt, wie auch an den Rädern der Fuhrwägen treffliche Dienste. Der Virarò hat ein weißes, nicht sehr hartes aber dauerhaftes Holz. Der Espinillo, auf abiponisch Apagnik oder Apafék hat zwar auch ein festes Holz, welches aber, weil es so ungeschmeidig ist, auf dem Heerde bessere Dienste thut als in der Werkstätte.



Der Baum Neterge.

Der Baum Neterge heißt, auf spanisch Palo de dardo. Aus seinem Holz macht man die besten Lanzen und Lanzenstöcke. Sein Stamm ist besonders hoch und dick. Seine Blätter, welche fast wie länglicht runde große Dorne aussehen, hängen abwärts gegen den Boden. Statt der Früchte bringt er, wie die Algarroba, Schoten hervor, welche ungefehr eine Spanne lang sind, und nach Balsam riechen. Der Kern dieses Baumes giebt dem Eisen an Härte beinahe nichts nach. Er ist weichenblau, wird aber schwarz, wenn er eine Zeitlang unter den Händen abgenüßet wird. Wie die Wilden ihre Lanzenstöcke daraus schnitzen, werde ich anderswo sagen.

Der Baum Ybarô.

Den Ybarô, einen Baum von einer ansehnlichen Größe, nennen die Spanier Palo de Rosarios, weil schwarze glänzende Kügelchen fast in der Größe einer Haselnuß daran wachsen, welche man in der Mitte durchbohret, um daraus Rosenkränze zusammenzusetzen. Auf einigen Feldern giebt es gleichfalls eine Menge Stauden, welche auch solche schwarze, wiewohl um viel kleinere Kügelchen erzeugen, die wir in Europa die Frutill nennen.

Der Baum Cevil.

Die Rinde des Baumes Cevil braucht man das Leder abzugerbien. Die Schoten oder Hülsen, die aus demselben hervorsprossen, zündeten einst die wilden Indianer an, schlossen ihre Hütte enge zu, und sogen ihren Rauch, den sie mit Blaskbälgen fleißig hervorlockten, mit Mund, Nase, und dem ganzen Leib in sich, so daß sie darüber berauscht, wahnwüthig, und zuweilen auch wüthend wurden. Allein
die



dieser abscheuliche Gebrauch hat längst aufgehört. Heut zu Tage begnügen sie sich mit dem Rauche allein nicht, sondern sie suchen sich mit allerlei Getränke zu berauschen und zu betäuben. Hievon anderswo ein mehreres.

Der Baum Seibo.

Der Seibo, auf abiponisch Nainik, ein mittelständiger Baum treibt veilchenblaue Büthen, und krumm sich windende Aeste; und besteht aus einem schwammigen Holz, welches wie Kork so weich ist, und gleich im Anfang wie ein Apfel sich schneiden läßt, wiewohl selbes, wenn es dürr wird, selbst der Art widersteht. Jeder Zweig dieses Baumes, den man in die Erde steckt, schlägt sogleich Wurzeln und wächst schnell auf. Man sagt, daß der Lieger, so oft ihm eine Entzündung an seinen Klauen Schmerzen verursacht, selbe zu lindern die Rinde dieses Baumes auftrage.

Palo de leche.

Der Baum, welchen die Spanier Palo de leche (den Milchbaum) nennen, heißt bey den Abiponern Nischiegik, weil sein Holz weißer noch als die Milch und so geschmeidig ist, daß man es mit einem gemeinen Messer schneiden, und bearbeiten kann.

Der Baum Yçapy.

Der Baum Yçapy ist groß und sehr hoch. Seine Blätter sind wie die Blätter der Citronenbäume, aber kleiner und blaßgrüner. Sonderbar ist es, daß von allen seinen Blättern, solange es warm ist, Tag und Nacht Wasser in Menge herabtrießt, welches den ganzen Raum des um den Baum herumgelegenen Erdreichs so naß und

nothig macht, daß wir dadurch auf unsern Reisen durch die Wälder nicht wenig auszustehen hatten. Das Holz dieses Baumes ist sehr leicht, zähe, und auch in der Nähe dauerhaft. Man braucht es daher zu Steigbügeln; denn das gemeine Volk bedienet sich nur hölzerner. Johann Berkenß von Leipzig erzählt in seinen Nachrichten von der Reise, welche einst die Holländer unter dem Peter Wilhelm Verkußen nach Ostindien unternommen haben, daß es in der Insel Ferro, einer von der Kanarischen, einen grossen Baum gebe, von dem immerwährend Wasser träufelt. Die Einwohner setzen unter den Baum grosse Kannen, um das herabtriefende Wasser für sich und ihr Vieh aufzufangen, indem man daselbst an süßem Wasser einen unglaublichen Mangel leidet. Wenn dem also ist, so halte ich diesen Baum für den nämlichen, welchen die Quaranier in Paraquay den Yçapy heißen. Diesem Wasser soll auch eine medizinische Kraft eigen seyn; worina sie aber besteht, weiß ich nicht.

Der Ameisenbaum.

Der Ameisenbaum, Arbol de hormigas, hat ein schwaches und schwammiges Holz. Dieser Baum ist überall durch und durch von Ameisen ausgehöhlet und bewohnt. Der ihn kennt, wird sich auch nicht von Weitem hinzunähen: Denn sobald man den Baum anrührt, so ist es eben, als wenn man den Ameisen die Losung gegeben hätte. Sie kommen in unübersehbarer Menge aus ihren Höhlen hervor, und bedecken den Baum, und den, der dabei steht. Man muß sich daher gleich auf der Stelle davon machen, wenn man nicht von den Ameisen erbärmlich zugerichtet seyn will.

Der

Der Baum Umbù.

Der Baum Umbù heist auf abiponisch Akalmaik. Dieser Baum ist in Ansehung seiner Aeste und seines Stammes so dick, daß desselben unterster Theil von der Sonne nie beschienen wird. Fünfzig Mann können in seinem Schatten gemächlich ausruhen, und sind auch durch seine Aeste wider den Regen hinlänglich bedeckt. Die europäischen Linden sind mit einer bezahrten Umbù verglichen bloß Stauden.

Die Weide.

An einigen Inseln der Parana, und dem Ufer einiger Flüsse sieht man fast nichts als Weiden, an anderen Orten hingegen auch auf viele Meilen Weges keine einzige. Auf spanisch heißen sie Sauze, auf abiponisch aber Apafanik. Die Blätter und das Holz derselben werden theils zu Medicinen, und theils zu einem andern Gebrauch verwendet. Wir haben beide oft mit vieler Mühe aber vergebens gesucht. Von dem Ursprung und Untergang der Weidenwälder, und ihrer Inseln selbst, habe ich anderswo das Nöthige gemeldet.

Der Ambay.

Der Ambay, aus dem Geschlechte der wilden Feigenbäumen, wächst in wenig Monaten zu einer ziemlichen Höhe auf. Sein Stamm ist dünn, und wie eine Hollunderstaude ausgehöhlet, und mit einer dem Feigenbaum eigenen Rinde bedeckt. Sein Holz sieht wegen dessen weißlicher Farbe den Birken ähnlich, ist aber so weich, daß man es mit dem Messer zerschneiden kann. Der Ambay hat nur an dem obersten Wipfel große und gefaltete Blätter, und etliche wenige Aeste, so daß der größere Theil des Stam-



Stammes wie bei den Palmbäumen nackt dasteht. Die Indianer pflanzen diese Bäume gern um ihre Hütte herum, weil sie selbe auf allerlei Weise zu nützen wissen. Ihre Wurzeln trocknen sie; und reiben hernach darauf Stäbchen von hartem Holz, so schnell sie können, herum, um durch diese Reibung beider Hölzer gegeneinander Feuer herauszulocken, welches sie alsdann mit Hans, Stroh, oder einem dürren Blatt auffangen und unterhalten. Statt der Ambaywurzel nehmen auch andere das Holz Caraquatà oder Urucuy. Stahl und Feuersteine aber brauchen sie nicht. Außerdem ergötzt der Ambay nicht nur das Aug durch sein anmuthiges grün, sondern er sieht auch seiner Heilkraft wegen, die seine Rinde, Blätter, und Säfte im Saamen, Blut, und Bauchfluß äußern, bei den Indianern sehr in Ansehen.

Der Rußbaum.

Der paraquianische Rußbaum ist an Gestalt und Frucht von dem unsrigen in nichts unterschieden, und wächst in den Wäldern von Tufuman sehr häufig, in anderen Gegenden aber desto seltner. Mit seinem Holz schießt man die Flinten an, und macht auch Handhaben und andere Werkzeuge für die Schreiner daraus. Der Ruße giebt es verschiedene Arten. Einige sind groß und von einer weichen Rinde; andere hingegen sind niedrig, und haben eine Rinde gleich einem Stein.

Der Urucuy.

Der Urucuy, eine baumartige Staude, sieht an der Schwärze der Rinde und der Weiße des Holzes einem Haselnußstrauch gleich. Seine Blätter sind groß, und haben die Gestalt eines Herzens. Seine aus fünf Blättern bestehende Blüthen gleichen an Größe einer gemeinen Rose, ha.

haben aber keinen Geruch. Statt der Früchte treibt der Urucuy' anfangs grüne nachmals aber rothe Hülsen, in deren jeder umgekehrt 10 auf beiden Seiten flachgedrückte, und gleich den Apfelskörnern inwendig weiße Körner wie Erbsen liegen. Ihre Außenseite glänzet von einem prächtigen Roth. Sie bestreuen damit die Hand, sobald man sie anrührt. Die reifen Hülsen springen von selbst auseinander; die Körner aber sind, frisch oder dürr, so gut als Wenig. Die Wilden zerreiben selbe, gießen Wasser dazu, und bemahlen sich hernach damit bald ihren Leib, um sich zu schmücken, und bald ihre Pfeile, Kannen &c. Diese Farbe ist sehr dauerhaft, wenn man die Urucuy-Körner im warmen Wasser anmacht, und hernach Urin oder Alaun dazu nimmt. Eben diese Körner werden auch ins siedende Wasser geworfen. Aus der Farbe, die sich an dem Boden ansetzt, macht man Zeltchen, welche nicht nur von Mahlern und Färbern, sondern auch von dem europäischen Frauenzimmer zur Schminke gebraucht werden. In der Apotheke nehmen sie so gut, als in der Küche ihren Platz ein, indem man sie daselbst verschiedentlich vermischt und zubereitet. Die Indianer reiben sich, wie ich kurz vorher gesagt habe, aus dem Holz des Urucuy Feuer heraus. Aus den Rinden desselben werden Schiffstau und Stricke gemacht, welchen die aus Hanf an Stärke nicht gleichkommen. Eine von Wäldern, Steinkluppen, Plüßen und Teichen ganz durchschnittenene Gegend wird wegen der Menge der darinn wachsenden Urucuy' Urucuti genannt. Ich habe selbe auf meinen vielen Reisen, bald zu Pferde und bald zu Fuße durchwandert, als ich mich noch in den nahen Flecken S. Joachim aufhielt. Da ich jetzt von den Ursprung der scharlachrothen Farbe geredet habe, so will ich auch der Pflanzen erwähnen, welche uns die blaue, rothe, gelbe und schwarze Farbe liefern.



Der Anil oder Indigo.

Die blaue Masse, welche die Spanier Anil oder Anir, die übrigen Europäer aber Indigo nennen, wird aus einer Pflanze gemacht, deren Wurzel dünn, lang und in mehrere Zweige getheilt ist. Aus diesen wachsen andere hervor, die sich theils auf der Erde hinwinden, und theils in die Höhe steigen. Auf einer Seite sind sie roth; und mit Sprossen, und runden Blättern, die dem Nagel eines kleinen Fingers gleichen, einerseits dunkelgrün, auf der andern Seite aber lichtsilberfarb aussehen, besetzt. Die rothen Blüthen dieser Pflanze sind etwas blaßgelb, und den Erbsenblüthen, oder wie andere sich ausdrücken, einem offenen Helm ähnlich. Auf diese folgen mit olivenfarbigen Rübensaamen ganz angepflanzte Schoten, welche an einem Stengel hängen. Die Blätter der Pflanze werden zur Zeit ihrer völligen Reife in Büschel gebunden, in einem steinernen Mörser zerstoßen, alsdann in einen Kessel mit lauem, oder wie es anderen besser dünkt, mit kaltem Wasser geworfen, um selbe abliegen zu lassen; und mittlerweile öfters herumgerührt. Hernach gießt man sie auf einen mit einem etwas hohen Rande eingefakten Tisch, worauf hin und wieder Grübchen ausgehöhlet sind. Da nun das lautere Wasser versiegt, so bleibt die dicke Materie der Farbe in diesen Grübchen sitzen, verdickt, und vereinigt sich, und wird hart. Die daraus genommenen festen Stücke, werden nach einigen Tagen getrocknet; denn je trockner sie sind, desto mehr nähert sich ihr Blau dem venetianischen. Dieß ist die Methode den Indigo zu bereiten; wie wohl andere anders dabei zu Werke gehen, auch sich anderer Werkzeugen dazu bedienen. Die in Paraguay damit Zeuge und Tücher blau färben wollen, nehmen den Urin von Knaben und keinen Alaun dazu. Die Pflanze Anil wird an einigen Orten gesät, in Paraguay wächst sie durchgängig auf den Feldern von selbst. — Allein die

Ein

Einwohner vernachlässigen sie sehr, so wie vieles andere, woraus sie Gewinn ziehen könnten; denn ihre Industrie entspricht überhaupt der Freygebigkeit der Natur nicht. In einer Meyeeren der Stadt S. Jakob trug eine solche Indigosfabrike ihrem Eigenthümer ungemein viel ein, wie man aus den heut zu Tag noch übrigen Rechnungen ersehen kann. Steine, Mörsel und noch einige andere Ueberbleibsel der eingegangenen Fabrike sieht man noch izt. Unstreitig würde diese Pflanze auch in einigen milderen Himmelsstrichen von Europa fortkommen. Man müßte aber den Saamen in ein weiches, und wohlbearbeitetes Erdreich legen. Die jungen Pflanzen müßten auch wie der Salat und Kohl versetzt werden, so daß sie in der gehörigen Entfernung voneinander stünden. Das Unkraut, welches jene ersticken könnte, würde der Gärtner sorgfältig auszureuten genöthiget seyn. Wie diese Pflanze auf lateinisch heißt, ist schwer zu bestimmen. Die Araber nennen die blaue Farbe, und das bekannte Kraut *Isatis*, oder *Gladius Nil* oder *Nir*. Die Spanier haben der Pflanze *Inigo* den nämlichen Namen gegeben, indem sie dem Worte *Nil* die Sylbe *an* als ein Geschlechtswort vorsetzten, so umgekehrt wie man statt *Chymie* *Alchymie*, und statt *Coran* (das Gesetzbuch der mohammedanischen Religion!) *Alcoran* zu sagen pfleget. Dieses *Al* hält man für den Artikel. Man sehe hierüber das alte spanische Wörterbuch des Anton Nebrija nach. In andern Wörterbüchern werden *Isatis* und *Gladium* als gleichbedeutende angenommen. Jenes ist griechischen, dieses aber lateinischen Ursprungs, wiewohl es andere mit mehr Grund für ein altdrittisches Wort ausgeben. Cäsar sagt im V. B. 14. Kap. *Omnes vero se Britanni vitro inficiunt, quod Coeruleum efficit colorem; atque hoc horridiore sunt in pugna aspectu. Alle Britten streichen sich mit Glasfarbe an, welche blau färbet, und selben im Treffen ein schreckbares Ansehen giebt.* An,



dere behaupten aus allen Kräften, daß man nicht vitrum sondern glastum lesen müsse. Die, welche Cäsars Nachrichten erläutert, oder vielmehr verwirret haben, saßen sich über die ächte Lesart eben so heftig, als unnuß, weil alles darauf ankömmt, daß vitrum ein lateinisches, und glastum ein brittisches Wort ist; beide aber das Kraut bedeuten, welches die blaue Farbe macht. Denn Plinius schreibt im 22. Buch 1. Kap. „Eine dem Wegerich „ähnliche Pflanze heißt in Gallien Glastum. Die Weiber „der Britten und ihre Schwiegertöchter bestreichen sich da- „mit am ganzen Leib, wohnen so gewissen Religionsübun- „gen bei, und gehen nackt herum, also zwar daß sie wie „die Mohnen aussehen“ schwärzlich nämlich, wie die Pflanze Glastum färbet: denn ihr Blau ist nicht Berliner- oder Himmelblau, sondern dunkel. Daß aber Glastum und Vitrum gleichbedeutende Wörter sind, läßt sich, um anderer Zeugnisse zu übergehen, aus dem Humfred Rhond einem Britten aus Wales offenbar erhärten. Dieser sagt: „Nicht diese, sondern die Britten pflegten sich, wie Cäsar und andere melden, ihren Leib mit Glastum blau zu färben, um ihren Feinden desto fürchterlicher vorzukommen. Wir nennen daher bis auf diesen Tag die blaue Farbe Glas, welches von dem hohen Alter dieses Wortes zeugt. Wir pflegen auch das dem Wegerich ähnliche und unsern Kaufleuten wohl bekannte Kraut damit zu bezeichnen.“ So schreibt der Britte von seinem Engelland. Wir Deutsche nennen auch noch jetzt Vitrum Glas. Wer hierüber noch besser unterrichtet seyn will, der lese die Kommentarien des berühmten Franz Oudendorgs eines Holländers über das kurz vorher angeführte 14. Kapitel des V. Buches des Cäsars. Die zu unseren Zeiten die Naturgeschichte bearbeitet haben unterscheiden die Isatidem tinctoriam (auf deutsch Waid) welche in Frankreich, Thüringen, und auch an andern Orten



Orten wächst, von der amerikanischen Farbe Indigo. Diefß ist aber blos ein Wortstreit, welchen andere ausmachen mögen.

Die Cochinilla.

Die Cochinilla oder, wie andere schreiben, Cochinella ist eine bekannte Farbe, welche die Abiponer Cachi, die Spanier aber la grana nennen, weil sie mit den Kermesbeeren einige Aehnlichkeit hat, welche man von dem Scharlachbaum, einer Art Eichen, abpflückt. Dieses Bäumchen wächst in Spanien sehr häufig, besonders um den Quadalquivir herum, wo vormals die Turditaner wohnten, desgleichen in Portugal und in einigen Strichen von Frankreich. In den Blättern derselben wachsen karmoisinrothe Beere, welche aber im Grunde nur Würmerheste seyn sollen; indem kleine Mücken durch die Blätter bohren und ihre Eyer darinn niederlegen. Daraus sollen nun die Kermesbeere entstehen, welche die Mahler und Färber zur karmoisinrothen Farbe brauchen, dergleichen man auch von der Purpurschnecke erhält. Die paraguayische Cochinilla kommt von geflügelten Insekten her, welche sich auf gewisse Distelftauden, die bei den Spaniern Tunas, bei andern aber indianische Feigen heißen, setzen, und sich von ihrem Saft nähren. Es giebt mehrere Gattungen von diesen Disteln, welche an Gestalt und Früchten von einander unterschieden sind. Einige heißen bei den Abiponern Lakà, andere Roàyami, Kakée und Nanaprahéte: alle aber tragen eßbare Früchte. Die Distel, worauf man die Cochinilla findet, nennen die Spanier überhaupt Tuna, die Brasilianer Jamacarù, und die Botaniker Opuntia. Ihr Stamm ruhet auf einer sehr kurzen Wurzel, ist dick, grün, von einem schiefen Wuchse, weißen und spröden Holze, bald drey- und bald viereckicht, und überall mit Dornen umgeben. Statt



der Blätter und Zweige treibt sie andere ziemlich lange , überaus saftige , und einander durchaus ähnliche Stämme rechts und links. Auf ihre gelben Blüthen folgen rothe Früchte , welche größer als gemeine Feigen , süßsäuerlich und daher sehr angenehm zu essen sind. Ihr Fleisch ist voll kleiner schwarzer Saamenkörner wie die Weinbeere. Abgeschälet schmecken sie vortreflich , besonders wenn man Durst hat , oder von der Hitze entkräftet ist. Auf diesen Stauden sammeln die Weiber in den meisten Feldern Cochenille , welche aus sehr kleinen , weißen , flüssigen und schleimichten Körnerchen besteht. Man streicht mehrere Stückchen davon zusammen , macht runde Scheiben daraus und setzt selbe hernach an die Luft , wo sie roth und hart werden. Hierauf sind sie zum Mahlen und Färben schon brauchbar. Bisweilen findet man in dieser weißen Masse überaus zarte und fast unsichtbare Würmchen , welche aber , sobald man sie auch nur leicht berührt , unter den Fingern zerfließen , so daß von den Thierchen gar keine Spur mehr übrig bleibt. Einige glauben , daß die Cochenille ein indianisches Insekt sey , und geröstet oder mit den Händen zerrieben eine rothe Farbe gebe. Wenn diese Schriftsteller von der amerikanischen überhaupt geredet haben , so kann ich ihnen unmöglich nicht widersprechen : weil ich meinen Augen mehr als fremden Worten traue. Ich habe diese weiße und flüssige Masse , so wie sie die Weiber von den Disteln gesammelt haben , unzähligemale gesehen , mit meinen Händen betastet , und zum Blumenmahlen , und den Efig roth zu färben gebraucht , ohne daß ich auch nur das gerinaste Insektenmäßige daran bemerkt hätte. Finden die Europäer dergleichen Fegwerk unter der Cochenille , so mögen sie überzeugt seyn , daß damit ein Betrug von Seite der auswärtigen Kaufleute vorgegangen seyn müsse , welche durch allerlei Zusätze ihre Waare und ihren Gewinn zu vermehren suchen. Daß sie den Tamarinden unsere

Pfl au.



Pflaumen beimischen, hat mir ein Apotheker aufrichtig geklagt. Vor wenig Jahren habe ich in einer öffentlichen Gewürzbude Cochenille gekauft, welche so verdorben und ich weiß nicht, durch welchen Unrath so verfälschet war, daß ich selbe, weil sie keine Farbe gab, wegwerfen mußte. Der berühmte Arzneygelehrte Wonts meldet, daß die fremden Kaufleute drey, oder viererlei Gattungen von dieser Farbe nach Europa bringen, deren eine von der andern ganz unterschieden ist. Wie man anderswo in der Zubereitung der Cochenille zu Werke gehe, weiß ich nicht. Von der paraquayischen, von der ich hier allein spreche, vermuthet ich, daß sie der Auswurf der Insekten ist, welche auf den Tunas sich aufhalten, oder noch besser ihr Saame, ungesehr so wie die Seide aus den Seidenwürmern zu kommen pflegt. So wie sich diese von Maulbeerblättern nähren, so leben jene von den Disteln der Tunas. Da nun selbe purpurrothe Früchte tragen, so geben auch die Insekten, welche aus diesen Disteln ihre Nahrung ziehen, einen ansaugs weißen, nachmals aber, wenn er trocken wird, purpursfarbigen Saft von sich, auf eben die Art, wie die Ameisen, welche sich von den wohlriechenden Quabyramirisauden nähren, ein eben so lieblich riechendes Wachs machen, wie ich oben gesagt habe. Dieser von den Tunas gesammelte Saft der Insekten, welcher in der Luft getrocknet sich in eine purpurrothe Masse zusammensetzt, er mag seyn, was er will, heist in Paraquay Cochinilla, und wird ohne eine andere Zubereitung zum Mahlen oder Färben verwendet. Ich habe davon bei den vielen tausend Blumenstöcken, die ich selbst gemacht habe, um die Kirchen damit auszuschnücken, eine unendliche Menge verstrichen, ohne darinn das Geringste von einem Insekte wahrzunehmen. Findet jemand eine Mücke, oder ein Würmchen in dieser Masse, so muß selbes als diese noch flüßig war, entweder wie bei den Speisen von ungesehr hineingekoma-

sparen die für seinen Flecken nöthige Cochenille auf dem Felde zusammenzusuchen. Nachdem diese Disteln eine ziemliche Höhe erreicht hatten, ließ er durch die Indianer die geflügelten, Wanzen ähnlichen Insekten in Körben bringen und unter denselben vertheilen. Der Erfolg übertraff alle Erwartung; denn er sammelte so viele und so vortrefliche Cochenille, daß alle Pfarrer in der Nähe selbe für ihre Flecken um was immer für einen Preis in die Wette aufkauften, weil selbe die Feld- und Waldcochenille sowohl an Glanz als Lieblichkeit der Farbe um viel übertraff, besonders wenn man sie mit Citronensaft besprengte. In den folgenden Jahren umzäunete der P. Marchisetti alle Zugänge zu seinem Flecken mit diesen Disteln, damit die berittenen Wilden, von welchen die Einwohner so viel ausgestanden hatten, und noch mehr befürchten mußten, diese nicht so leicht überfallen könnten. Dieser lebensdicke Zaun, dergleichen die Spanier um ihre Gärten und Meyereyen fast überall anlegen, war nicht nur eine Art von Bormauer wider die Feinde, sondern auch eine immerwährende Pflanzstätte der Cochenille, welche den Paraguayern nicht nur zur prächtigsten Farbe sondern auch zur Arzney nämlich als eine Herzkraft, zum Schweißtreiben und als ein Gegengift dienet, also war, daß man selbe ohne Gefahr mit Eßig, oder anderen Liqueurs, es sey nun sie um zu färben, oder zu versetzen, vermengen darf. Ich verstehe dies aber blos von der paraguayischen; denn von den andern, die ich nicht kenne, und denen ich schon darum nicht traue, möchte ich nicht gern etwas auf meine Zunge nehmen. Als einen Zusatz will ich noch folgendes anmerken. Der Abbe Vidaure meldet, daß die Chilenser die auf den Blättern der Opuntia sitzenden Insekten mit Nadeln durchstechen um sie zu fangen. Allein zugegeben, daß dieses in Chili statt findet, so bin ich dennoch durch meine vieljährige Erfahrung überzeugt,



zeugt, daß so was von Paraquay nicht behauptet werden kann.

Die Virga aurea.

Die Virga aurea, auf deutsch Nachtheil, auf abiponisch Nakahék, hat einen schnurgeraden Stamm, prächtige gelbe Blüthen und Zweige von oben bis unten. Sie ist 4 bis 5 Schuhe hoch und wächst in vielen paraquay-schen Feldern im Ueberflusse. Ihre Blüthen geben mit Alaun vermischt eine glänzende safrangelbe Farbe. Mengt man blau darunter, so erhält man das schönste Grün. Die Holzspäne des Baumes Tatayy geben, wie ich schon anderswo gesagt habe, auch ein Gelb, welches aber nicht sehr frisch ist. Eben diese Virga aurea steht auch bei den Aerzten sehr in Ansehen und wird von ihnen in allerlei verwendet. Ich erinnere mich, daß einst zu Santa Fé eine vornehme Frau, welche viele Jahre das Bett hüten mußte, und deren Krankheit der Wissenschaft aller Aerzte und der Heilkraft ihrer Urinyen trozte, von einem deutschen Ankömmling durch den Gebrauch dieser Pflanze schnell und glücklich wieder hergestellt worden ist. Es giebt mehrere Gattungen dieser Virga aurea. In Paraquay kannte ich nur eine einzige.

Die Wurzel Yzipò.

Die Quaranier pflegen aus den sumpfigten Feldern gewisse schwärzliche Wurzeln auszugraben, welche sie Yzipò nennen, und womit sie ihre Gewebe von Schaaf- und Baumwolle dunkelroth färben. Ob dieses der sogenannte Grapp ist (*Radix rubia tinctorum*) getraue ich mir nicht zu behaupten, weil ich von dem letzteren noch

noch nichts gesehen habe, so häufig derselbe auch in Deutschland angebauet wird.

Die Rinde Caatiguà.

Die Rinde des Baumes Caatiguà (auf abiponisch Achite) färbt in Wasser eingetaucht blafroth, besonders aber das Leder, wenn es abgegerbet wird.

Farbmaterialien zur schwarzen Farbe.

Die Zeuge schwarz zu färben braucht man bald eine Art Johannisbrod, welches an einem der ägyptischen Acacia ähnlichen Baume wächst, wie ich anderswo gesagt habe, bald paraquayischen Thee, und zuweilen auch eine kohlschwarze fette Thonerde. Die Baumwolle nimmt zwar auch die schwarze Farbe an, aber sie ist von keiner Dauer. Da nun unsere Kleider in Paraguay meistens baumwollen waren, und die schwarze Farbe ausgieng, so blieben jene ohne alle Farbe. Die spanischen Frauen zu S. Jakob und die Chiquiten besitzen allein das Geheimniß die Baumwolle dauerhaft schwarz zu färben.

Eine namenlose Staude zur grünen Farbe.

Als ich einst am Ufer des Nàrahagem spazieren gieng, entdeckte ich eine unbekannte Staude, an deren Blättern ein so glänzend Grün schimmerte, daß mich die Versuchung anwandelte sie in den Mund zu nehmen. Ich fand sie so süß als Zucker, und hielt dafür, daß man damit statt des letzteren den paraquayischen Thee versüßen könnte. Ich wünschte mir in Geheim über meine Entdeckung Glück, und reichte diese Blätter auch meinem Gefährten, einem Spanier, zu kosten. Allein dieser traute der unbekannten Pflanze nichts Gutes zu, wie



er auch recht hatte; und wollte sie nicht einmal anrühren. Wir fragten hierüber die alten Indianerinnen im Flecken. Ihre Antwort war, daß die besagten Blätter zwar grün färbten, aber auch etwas Giftartiges in sich enthielten. Ich machte mir hierauf Vorwürfe über meine Unbedachtsamkeit, daß ich eine Pflanze, die ich nicht kannte, so leichtsinnig in den Mund genommen hatte.

Färbehölzer.

Anderer Färbehölzer von verschiedener Farbe, welche man aus Brasilien, Quayana und anderen amerikanischen Provinzen nach Europa bringt, findet man auch in Paraguay, auf der Seite gegen Brasilien zu. Eben dieses gilt auch von den Wurzeln der Bäume, ihren Aesten, Rinden, Harzen, Gummi und Kernen.

Die Cardones,

Von den Tunas oder indianischen Feigen müssen wir die Cardones, welche die Botaniker Cereos peruvianos, und die Abiponer Alagarik heißen, nicht trennen. Ihr Stamm ist dick und lang, ihr Holz ist schwammicht und spröde. Statt der Blätter und Aeste haben sie überaus lange, dicke, saftige, mit Dornen umwachsene, aufwärts stehende Stengel, und weiße Blüthen. Ihre Früchte sind größer als ein Ganssey, oval und dunkelroth, und werden von den Indianern ohne Gefahr gegessen. In den Einöden von Paraguay habe ich ganze Wälder von diesen Distelstauden angetroffen. Der Honig, welchen man darauf findet, wird sehr gerühmt. Den daraus gepreßten Saft verwenden Europäer und Amerikaner zu Arzneien. Es giebt verschiedene Gattungen derselben von allerlei unsörmlichen Gestalten. Einige



nige winden sich in die Höhe. Die merkwürdigste darunter ist ohne Zweifel die grosse peruanische Dornhecke, *Cereus peruvianus*, welche bei 20 Fuß hoch und einen dick ist. Ihr Stamm bildet allerlei Ecke und gleichsam Kanäle. Er hat auch Stacheln und Warzen, eine grüne Rinde, fleischichtes Mark, und unter demselben etwas Holz, und einen weißen und saftigen Kern. Diese Dornhecke blühet selten. Wer sich hierinn näher unterrichten will, der besuche die Gärten grosser Herren. Dort sind sie.

Verschiedene Gattungen der Caraquatà.

Die Bäume Caraquatà, welche die Abiponer Kallitè, die Mexikaner aber Magney oder Metl nennen, sieht man allenthalben in großer Menge. Sie gewähren verschiedenen Nutzen. Weil sie einiges mit der Aloe gemein haben, so halten sie viele für eine Gattung dieser letzteren, und darum heisst sie auch auf spanisch Azibar oder Zábila laut des Wörterbuchs des Aut. Nebrija. In Paraguay sieht man mehrere Arten derselben. Ich werde die bekannteren ein wenig durchgehen. Caraquatà quazú oder die große stützt sich auf einer dicken aber kurzen Wurzel. Sie bestehet aus etlich und zwanzig überaus fetten, auf beiden Seiten wie eine Säge ausgezackten, und sehr spitzigen zween Schuhe langen Blättern. In der Mitte erhebt sich ihr Stengel wie der Stamm eines Baumes auf fünf Schuhe und noch höher. Dessen Gipfel umgiebt ein Kranz von safrangelben Blüten. Aus den Adern der Blätter spinnen die Indianerinnen Fäden wie aus Hanf oder Flachs, und machen sich Stricke, Kleider, und Hangmatten daraus, welche sie auf zween Bäume aufhängen um darauf zu schlaffen. Diese Fäden werden nie recht weiß, und alle Kunstvorthelle sind diessfalls vergebens, auch behalten sie keine Farbe lange



lange. In der Provinz Quayana sollen nach dem Zeugnisse glaubwürdiger Schriftsteller aus eben diesen Caraquatasaden (die Spanier heißen selbe Hilo de pita oder Chaguar) so schöne Strümpfe gestricket werden, daß man sie wegen ihrer Dauerhaftigkeit und Weiche in Frankreich zuweilen den seidenen vorzieht. Man sieht auch in den Wäldern keine andere, von der vorigen fast in nichts unterschiedene Gattung der Caraquatà, welche sich aber nicht spinnen läßt. Darum heißen die Abiponer selbe den Bruder der Caraquatà Kalitè nañalhevoa. In den zwischen den Flüssen Acaray und Monday Nordostwärts gelegenen Wäldern Mbadverà spinnen sich die Waldindianerinnen nicht aus der Caraquatà sondern aus der Rinde des Baumes Pino, welche sie zuvor sorgfältig reinigen, einen Faden, und verarbeiten selben zu Kleidungsstücken, welche so weiß sind, als unsere schönste Leinwand, wie ich öfters mit Erstaunen gesehen habe: indem das Gespinnst aus der Pinorinde sich, wenn es an die Sonne gesetzt, und öfters besprühet wird, nicht nur vortreflich bleicht, sondern auch alle Farben annimmt und unauslöschbar beibehält. Zu wünschen wäre es, daß der Baum Pino nicht bloß in den Wäldern, auf den Gebirgen, sondern auch in andern Strichen von Paraguay angetroffen würde. Es giebt noch eine andere Art der Caraquatà, welche wie eine Ananas oder Artischocke aussieht, scharlachrothe Früchte hervorbringt, und häufigen in einem geraden aber dünnen Stengel verschlossenen Saamen erzeugt. Um diese Pflanzen wachsen ungeheure große, wie eine Säge ausgezackte und abwärts gesenkte Blätter herum, in derer Mitte die Reisenden oft eine ziemliche Portion des reinsten Wassers antreffen. Sie löschen sich damit in den grossen Wüsten, wo man zuweilen keinen Tropfen Wasser findet, den Durst. Noch eine andere Caraquatà hat Blätter, welche genau einem Schwert gleichen, und auf beiden Seiten mit einer fürchterlichen



terlichen Reihe Dörner besetzt sind. Ihre Frucht ist aus = und innwendig blaßgelb, voll schwarzen Saamens, und eines säuerlichten aber kostbaren Saftes. Allein es ist nicht so leicht selbe aus den vielen Dörnern, womit sie von den Blättern der Caraquatà bewahret wird, unbeschädigt herauszubringen. Wenn man diese Frucht mit Zucker versetzt, so wird nicht nur ein trefflicher Trank daraus, sondern auch eine in verschiedenen Zuständen heilsame Arznei, wofür sich aber dennoch die schwangern Frauen sehr in Acht zu nehmen haben, weil selbe dadurch Gefahr laufen um ihre Leibesfrucht zu kommen. Aus diesen und andern Gattungen der Caraquatà ziehen die Amerikaner unglaublichen Nutzen. Pflanzet man sie um die Gärten und Wirthschaftsgebäude, so wird daraus ein lebendiger Zaun, welcher nicht nur wider alle mögliche Witterung besteht, sondern auch seiner Dörner wegen Vieh und Menschen ganz unübersteiglich ist. Ihre Blätter lassen sich wie Flachs spinnen, und werden auch in der Eile aufgeschlagene Hütten zu decken gebraucht. Ihre Dörner versehen die Dienste der Nähnadeln. Aus ihrem Laube preßt man auch einen fetten Saft heraus, dessen sich die Wäscherinnen statt der Seife bedienen. Gesotten ist dasselbe genußbar. Die Indianer essen verschiedene Früchte der Caraquatà. Schabet man ihre Blätter mit einem Messer, so triefet eine Menge süßen Saftes heraus, welcher im Feuer zu einem Zucker verdickt wird. Es liegt daher in der neuen in Frankreich mit so vielem Prunke angekündigten Erfindung des H. Bouchery aus den Melissen Zucker zu kochen, gar nichts Unbegreifliches. Aus eben diesem Saft der Caraquatà wird, wenn man selben mit Pomeranzen = und Melonenkernen ansetzt, und Wasser darunter mischt, eine Art Wein; in der Sonne aber Esia. Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich alle die Zufälle, und Wunden, beschreiben wollte, worinn der aus der Caraquatà triefende



sende Saft seine heilsamen Kräfte beweiset. Außerdem wächst auch gemeinlich an der Caraquata das Engelsfuß oder Eichfarn (*Polypodium*), welches nach dem Urtheile der Arzneykündigen dem europäischen weit vorzuziehen ist. Des vielen und grossen Nutzens ungeachtet, den dieses Gewächs den Europäern abwirft, muß ich dennoch aufrichtig gestehen, daß selbes durch so viele Jahre nicht im geringsten zuträglich, auf meinen Reisen aber sowohl zu Fuß als zu Pferd vielfach hinderlich gewesen ist. Wie die Kettenhunde die Ankommenden mit aufgesperrten Rachen anzubellen pflegen, eben so breiten diese undurchdringliche Dornhecken, womit oft der Weg ganz besetzt ist, ihre gestachelten Blätter aus um die Vorübergehenden zu verwunden. Vor einigen Jahren hatten Se. Excellenz der Graf Erdödy zu Preßburg, der Hauptstadt in Ungarn, die Gnade für mich, mir seinen Garten, worinn man einen Schatz von ausländischen Pflanzen antrifft, persönlich zu zeigen. Ich erstaunte über die Tunas, Carduos, Cardones, und andere amerikanische Gewächse, deren ich darinnen gewahr wurde, und erklärte hiebei ihren Nutzen, ihren Namen und Eigenschaften. Am Ende bezeugte ich dem Grafen meine Verwunderung, daß man diese Stauden mit so grossen Kosten aus Amerika bringt, und mit so vieler Mühe unterhält, nachdem wir in Paraguay alle unsere Mühe und Arbeit an die Ausrottung derselben vergeblich verschwendet hatten.

Verschiedene Schilfrohre.

Nicht nur an dem sumpfigten Orten sondern auch in Wäldern von einem etwas feuchteren Boden wachsen die Schilfrohre in außerordentlicher Menge und Mannfaltigkeit. Einige sind dicht, andere hohl. Ihre Dichte ist gleichfalls verschieden, indem einige an ihrem Umfange dem



dem Oberschenkel eines Mannes nichts nachgeben, andere hingegen kaum einen Zoll im Durchschnitte haben. Einige, welche so dünn wie eine Schreibfeder, aber wohl zehn Klafter lang sind, schlingen sich um die nächsten Bäume, und werden von den Quaranianern Taquarembò genannt. Ein Schilfrohr überhaupt heißt auf quaranisch Taquà, auf abiponisch Akatlefaye, auf spanisch aber Caña. Man findet allenthalben Schilfrohre von so ungemainer Größe, daß man sie sogar in Ermangelung des Holzes zum Häuser-, Schiff- und Wagenbau brauchet, indem selbe, wenn man sie zu rechter Zeit fället, jenes an Härte und Dauer übertreffen. Aus den größeren Schilfrohren werden auch Weinflaschen auf die Reisen gemacht, weil hiezu die gläsernen wegen ihrer Zerbrechlichkeit weniger taugen. Da in den verschiedenen Strichen von Paraguay auch verschiedene Rohre wachsen, so wissen die Indianer aus den Pfeilrohren, die sie von umgekehrten finden, die Namen und das Vaterland der Wilden, welche die Pfeile verloren haben, sehr genau zu entziffern. Nicht selten haben wir ganze Wälder von Schilfrohr zu Fuß durchgewandert, und auch die Nacht darinn zugebracht, wiewohl allzeit in Mangeln und schlaflos; denn da das Rohricht bloß an morastigen Orten wächst, so halten sich darinn nichts als Insekten, Schlangen, Schnacken, ic. auf, welche besonders bei einer Windstille nie unterlassen mit ihrem Gesumse und ihren Stacheln den Ohren und der Haut des Reisenden beschwerlich zu fallen. Erhebt sich aber ein etwas stärkerer Wind, so wähet dieser die Brände des Feuers, um das man herumfischt, auseinander, und in das dürre Schilfrohr hinein, welches sogleich Feuer fängt. Da man nichts bei der Hand hat, dasselbe zu löschen, und auch auf eine andere Art sich nicht retten kann, so ist man nicht selten in der äußersten Gefahr verbrannt zu werden, wie denn auch wirklich viele dadurch umgekommen sind. Von den Schilf-

Schilfrohren, welche wir Deutsche die spanischen, die Spanier aber die indianischen nennen, und als Stöcke brauchen, wächst in Paraquay keines, wiewohl dieselben im nördlichen Amerika weder selten noch theuer sind. Ein spanisches Rohr darf in Paraquay niemand als die Befehlshaber der Truppen tragen.

Das Zuckerrohr.

In den wärmeren Gegenden gegen Mitternacht gedeiht das Zuckerrohr recht vortreflich, wenn es anders die Pflanze an ihrem Fleiße nicht ermangeln lassen. Im Augustmonat das ist zu Ende des Winters setzt man in einem wohl durchgeackerten Felde einen oder zweien Schuhe lange Stücke von einem Zuckerrohr in gleichweit von einander abstehenden Furchen schief ein. Auf der Stelle, wo diese Stücke versaulen, wächst der Keim neuer Zuckerrohre hervor, welche acht Fuß hoch, und nach zehn Monaten reif werden, worauf man sie abschneidet. Je länger man sie auf dem Felde läßt, desto dicker und süßer wird ihr Saft, welchen nachmals die Amerikaner auf verschiedene Weise und mit allerlei Werkzeugen auspressen. In Paraquay nimmt man zuerst von den Zuckerrohren das Laub weg, und schneidet selbe hernach in anderthalb Schuhe lange Stücke; diese steckt man mit der Hand zwischen zwei grosse Walzen, welche aus dem stärksten Holz gemacht sind, und mittelst eines grossen hölzernen Rades von zweien Ochsen herungetrieben werden. Die ist beschriebene Maschine heißen die Paraquayer Trapiche. Der durch die enge an einander sich schließenden Walzen ausgepreßte Saft fließt in ein unten angebrachtes hölzernes Gefäß, wornach solcher in einem kupfernen Kessel gesotten wird, mehr oder weniger, je nachdem man denselben zu einem Gebrauche bestimmt.

Soll



Soll dieser Zuckersaft wie der Honig zur Speise und zum Trank dienen, so wird selber weniger verdickt, in Schläuche eingemacht, und so lange aufbehalten als man will. Wenn wir die Schläuche mit der Zeit ausäckeret hatten, so fanden wir immer auf dem Boden mehrere weiße, wie Crystall durchsichtige Steine, welche sich aus dem gestockten Zuckerhonig zusammengesetzt hatten, und gemeinlich der feine oder natürliche Candizucker genennet werden; denn der gelbe, der in den Gewürzbuden verkauft wird, und mit Faden durchzogen ist, scheint ein künstlicher zu seyn. Ist aber der Zuckersaft zum Zuckersieden bestimmt, so muß selber länger gekocht, und mehr verdickt werden. Die verdickte Masse wird nun in irdene Töpfe, die auf dem Boden hie und da durchlöcheret seyn müssen, geschüttet, und an die Sonne gesetzt. Je länger sie an der Sonne bleibt, desto reineren, weißeren, und besseren Zucker giebt sie, indem die Hesen derselben in ein unter dem Topf angebrachtes Gefäß hinabtriefen. Aus diesem Rest wird entweder ein schlechter Zucker gemacht, oder ein Rosoglio oder Liqueur ausgebrannt. Zu eben diesem Zwecke brauchten andere die durch die Walze bereits zerquetschten Zuckerrohre, oder die sogenannten Bagasso, weil noch etwas Saft darinn ist. Wir gaben selbe in unsern Flecken den Pferden und Maulthierern zu fressen, welche dieses Lieblingsfutter aller Thiere mit der äußersten Begierde verzehrten, auch sich dabei nicht wenig herumbeißen. Außers dem darf ich auch nicht unangemerkt lassen, daß man die Töpfe, in welchen man den Zuckersaft an die Sonne setzt, mit nassem Thon vorasältig zudecket. Aller Zucker, der in Paraguan oder den benachbarten Brasilien gesotten wird, sieht wie Getreidemehl aus. Der Portugiese bedient sich gar keines andern. Dieses Zuckermehl wird von Lissabon aus auf Schiffen in ganz Europa verschühret und Mittelft verschiedener Zubereitungen mit Stierblut, und andern Zusätzen gleichsam zu einem Stein verhärtet.



Die Portugiesen tragen vor diesem durch allerlei ihnen verdächtige Künste zubereiteten Zucker einen grossen Abscheu, wie ich selbst gesehen habe, und ziehen demselben allemal den natürlichen, und unzubereiteten vor. Allein, ihre Besorgnisse sind, wie jedermann die Erfahrung überzeugt, ganz grundlos. Da in Paraguay der Fleiß der Einwohner der Fruchtbarkeit des Bodens nie zusaget, so haben sie selbst an dem Zucker, den sie erzielen, kaum genug, zu geschweigen, daß sie einen nach Europa auszuführen dächten. Brasilien hingegen zieht aus Europa von seinen Zuckerplantagen außerordentliche Summen, wie denn überhaupt der Zucker ein Hauptgegenstand des Handels der Portugiesen, und die vornehmste Quelle ihrer Reichthümer ist. Die Zuckerrohre heißen auf quaranisch Taquarey auf spanisch Caña dulce, auf abiponisch endlich Akatlé-Faye noëtè. Sie sind von den Schilfrohren fast in nichts unterschieden, außer daß sie mehr Knotten und kleinere Absätze haben. Zu oberst prangen selbe mit prächtig grünen und grossen Blättern. Dieses Rohr ist 4 Zoll dick und 7 bis 8 Schuh lang. Ein grosser Theil gegen den Wipfel muß davon weggeworfen werden, weil solcher zu viel Laub und zu wenig Saft hat. Am besten gedeihet es wie die übrigen Rohre in einem fetten Grund und nassem Boden. An Anhöhen kommt man damit selten weit, man mag es noch so fleißig begießen. Einem frisch angepflanzten Zuckerrohr muß man im Sommer mehr Erde zuscharren, damit es nicht ausdorret; im Winter aber weniger, damit dasselbe nicht zu stark treibt, und weniger Laub, aber destomehr Saft bekommt. Das Unkraut, welches den Grund aussaugt, muß sorgfältig ausgerentet werden. Mäßige Reife verdicken den Saft der Zuckerrohre, und sind daher denselben sehr zuträglich; zu scharfe aber schädlich, weil sie die Pflanze erschöpfen. In Ansehung der Ameisen, welche den ausgewachsenen Rohren

jama



jämmerlich zusehen, kann man nicht zu viele Sorgfalt anwenden. Das Uebrige, was man bei der Pflege der Plantagen, dem Ausdrücken und Zubereiten des Zuckersaftes zu beobachten hat, will ich Kürze halber übergehen. Ich habe das Meiste davon nur überhaupt angemerkt, um den Europäern, welche den Zucker trefflich zu nützen wissen, auch von dessen Ursprunge einige Begriffe zu geben, und es ihnen begreiflich zu machen, warum diese in Amerika so mühsam erzeugte Süßigkeit in Europa oft um einen so übertriebenen Preis abgesetzt wird.

Der Bienenhonig.

Von dem Honig, das man aus den Zuckerrohren preßt, wollen wir zu dem Honig übergehen, das die Bienen machen. Von den Bienenkörben, welche in Europa den Bienenwärtern so viele Sorgfalt kosten, sieht man in ganz Paraquay keinen einzigen; weil die verschiedenen Gattungen der Bienen ihren vielen und köstlichen Honig theils in hohlen Bäumen, theils in den Erdklüften, und theils auch im freyen Felde von sich geben; besonders wo der Himmelsstrich milde, oder eine blumichte Ebene in der Nähe ist. Nach der Verschiedenheit der Derter, Jahreszeiten, und Bienen ist auch der Honig sowohl dem Namen als auch dem Geschmack nach unterschieden. Den unter der Erde verborgenen heißen die Abiponer Nahérek. An einigen Orten ist er säuerlich, an anderen aber ganz süß. Aus einer einzigen solchen Erdböhle wird oft eine ungeheure Portion herausgenommen, für welche manchmal mehrere Kannen nicht zureichen. Der im angedehnten Frühling in den Stauden oder auf dem hohen Grase gesammelte Honig heißt bei den spanischen Einwohnern Lechiguáná, bei den Abiponern Naátek oder Naháurek. Die Bestandtheile der Kuchen sind wie Löschpapier, diese aber von einem so grossen Umfange, daß



man selbe kaum mit beiden Armen umfassen kann. Einige Wespen in Europa legen ihre Nester fast auf die nämliche Art an. Auf die Vortrefflichkeit des Honigs Lechiguana mag man daraus schließen, weil derselbe aus den ersten Frühlingsblumen erzeugt wird, und wenn man ihn einige Monate ungeschen und unangetastet läßt, wie Zucker so hart, und noch süßer als dieser wird. Wachs findet man daran keines. Die einen solchen Nester von den Stauden abnehmen wollen, verhüllen weislich ihren Kopf in ein wollenes Tuch, um sich vor den Stacheln der Bienen, welche ihr Haus und ihre Arbeit auf das hitzigste vertheidigen, sicher zu stellen. Unbehutsame müssen diesen Göttertrank oft theuer genug bezahlen. Ob man gleich sowohl unter der Erde als auch auf dem Felde mancherlei Gattungen des Honigs antrifft; so sind dennoch die Wälder die eigentliche Honigsfabrik, als wo die Bienen in den hohen und hohlen Stämmen der Bäume ihren Vorrath an Wachs und Honig niederlegen. Die Abiponer heißen diesen überhaupt Néelgek oder Auloeyak die Quaranier aber Ybiracy, wiewohl diese letzteren jede Gattung der Bienen und des Honigs mit einem besonderen Namen bezeichnen, wie man aus ihren Wörterbüchern erschen kann. Die Verschiedenheit des Honigs rührt von der Verschiedenheit nicht bloß der Bienen, sondern auch der Säfte her, die sie saugen. Er erhält so gar von dem Orte, worinn er niedergelegt wird, verschiedene Eigenschaften und Namen. Die Spanier von S. Jakob halten denjenigen für den besten, welchen man in den oben erwähnten Cardones findet. Die Quaranier aber und alle Kenner geben mit Recht dem Eyrobaña als dem reinsten und süßesten den Vorzug. In einem Glase wird denselben niemand vom hellsten Brunnenvasser auf das bloße Ansehen unterscheiden. Aber dann ist gewiß mit diesem Honig keiner zu vergleichen, wenn er in dem



so vortrefflich riechenden Baume Ybirapaye, den ich oben gerühmt habe, gefunden wird, weil er in diesem Falle den herrlichen Wohlgeruch des besagten Baumes annimmt. Meine Erzählung würde eben so unnütz, als weitläufig werden, wenn ich alle Benennungen und Arten der Bienen, und ihres Honigs anführen wollte, nachdem dieses bereits von anderen ausführlich geleistet worden ist. Ohne Zweifel irren diejenigen, welche mit Isidor Pelusiota (Lib. 1. p. 132.) Den wilden Honig für äußerst bitter, geschmackwidrig, und dem Gaumen ganz unerträglich ausgehen. War der zwischen Jerusalem und Jericho nämlich nach dem Menochius (Lib. 2. cap. 1.) von Anatot bis Thecne und Engaddi, dem Aufenthalt des h. Johannes, der vom wilden Honig lebte, ein solcher, so muß dieses entweder den Bienen, oder dem Saft, den sie saugen, zugeschrieben werden, ohne daß man an anderen Orten dem wilden Honig diesen Vorwurf der Bitterkeit machen könnte. Denn wenn gleich aller amerikanische Honig süß ist, so ist dennoch diese Süßigkeit zuweilen mit etwas Bitterem untermischt, wenn die Bienen an der Raute, dem Bermuth, Rosmarin oder dem Beifuß saugen. In den Monaten Junius, Julius und August, welche in Paraguay die Wintermonate ausmachen, glauben die Abiponer, daß ihnen der Honig nicht zuträglich ist, und enthalten sich daher desselben sehr gewissenhaft. Die Spanier von S. Jakob gehen schaarenweise miteinander in die entlegensten Wälder auf die Honig- und Wachsammlung aus. Das Wachs bleichen sie unverdrossen an der Sonne, und verkaufen es nachher mit sehr mittelmäßigem Gewinn an die Einwohner in Chili und Peru. Den Abiponern kostet es gar keine Mühe die in den Wäldern verborgenen Honigkuchen aufzuspueren, und abzunehmen. Wenn es schön Wetter ist, und die Sonne hell scheint, reiten sie auf das Feld hinaus. Da sie unlaublich scharf sehen, so beobachten sie die herumschwärmenden



menden Bienen, lassen am Eingange des Waldes ihre Pferde zurück, und folgen jenen zu Fuße nach, bis sie den Baum entdecken, wo die Bienen ihre Niederlage haben. Diesen Baum klettern sie so behende hinauf wie die Affen, erweitern die Oeffnung, wo die fleißigen Thierchen aus- und eingehen, mit der Art, nehmen den Honig und das Wachs, und tragen jenes in einem ledernen Behältnisse nach Haus, wo sich ihre Freunde, Kinder und Gattinnen leckend und schlürfsend an diesem Göttermahl mit herzlicher Freude laben. Ist unter den Männern ein gemeinschaftliches Saufaelage angesagt, so wird der Honig mit kaltem Wasser vermischt und mit dem nächsten besten Holz umgerühret. Nach einigen Stunden fängt er von sich selbst ohne einen andern Zusatz zu gähren an, schäumt, wird weinartig, und berauscht die Indianer gleich dem stärksten Wein, wenn sie gleich noch so sparsam davon trinken. Einen Indianer um sein bißchen Verstand zu bringen sind zween oder drey Becher dieses beraushenden Getränkes überflüssig, wie ich aus Erfahrung weiß. Das Wachs, welches die Abiponer Loapal, die Quaranier aber Yraiti nennen, ist bei den Indianern von keinem Gebrauch; weil das Feuer, welches auf dem Boden ihrer Hütte Tag und Nacht fortbrennet, bei Tag die Stelle der Küche, und bei der Nacht die der Kerze vertritt. Haben sie aber eben eines zu Hause, so geben sie es den Spaniern für Spielwerk und Tändeleien hin. Daß der vielfältige Genuß des Honigs zu dem blühenden Gesundheitszustande und der langwierigen Lebensdauer der Abiponer nicht wenig beitrage, werde ich anderswo auseinandersehen.

Das Salz.

Auf den Honig wollen wir das Salz folgen lassen. Die Wilden sehnen sich wie das Vieh unglaublich darnach, wiewohl sie selten eines habhaft werden; denn obgleich



Paraguay an einigen Orten natürliches, und künstliches Salz im Ueberflusse hat, so leiden dennoch mehrere ungeheure Striche dieses Landes daran Mangel, es sey denn daß man dieses Bedürfnis anderswoher mit grossen Kosten dahin bringt. So giebt es in den Flecken der Quaranten, so weit sie auch auseinander liegen, weder Kalk noch Salz. Beides muß aus den entferntesten spanischen Kolonien theils zu Wasser, und theils auf der Achse hingeführt, und um einen unerträglich hohen Preis gekauft werden. Manchmal aber bekommt man auch für Geld freies. In dem Gebiete von Korduba und auch in anderen Gegenden geben zwar die Seen, wenn sie bei einer langwierigen Trockenheit versiegen, eine Art Sodsalz. Aber eben damals hält es auch am schwersten zu einem solchen See zu kommen, weil in den Feldern, durch welche die Reise geschehen muß, nicht ein Tropfen Wasser weder für die Fuhrleute, noch für die Zugochsen, durch welche das Salz auf Wagen in die Stadt geschafft werden muß, zu finden ist. In nassen Jahren, in welchen die Seen nicht ablaufen, schießt auch kein Salz an. Da nun solche Jahre sehr oft kommen, so ist das Salz daselbst unglaublich selten und theuer. An einigen Orten in dem Gebiet der Städte Assumption und S. Jakob zieht man aus dem im Felde gesammelten Salpeter, und theils auch aus dem saueren Wasser, welches man in kleinen Töpfen kochet, etwas Küchensalz heraus. In dem Pflanzort Conception brachte man uns einst ein Salz, welches in dem Flecken S. Lucia ausgesotten worden, aber so bitter war, daß wir lieber unser Fleisch ungesalzen essen, als unseren Gaumen mit dieser bitteren Säure quälen wollten. Unter den Salzen hält man dasjenige, welches in dem indianischen Flecken Lambare und in Cochinoco an der Gränze von Peru gemacht wird, für das beste, weil es das härteste, weißeste, und zu Arzneien das dienlichste ist. Die Einwohner von Buenos Ayres lassen sich zuweilen

auf der Südsee, und zuweilen auch über Land auf Lastwägen das Salz aus den Seen kommen, worinn man einen Ueberfluß von dem weißesten Salz findet. Da aber diese Seen viele Tagereisen weit gegen die magallanische Meerenge zugelegen sind, so kann man nie ohne große Kosten, und nur sehr selten ohne Gefahr dahin gelangen. Die ist eine ganze Schaar Spanier, welche, in der Absicht Salz zu holen, in die mittägigen Gegenden hinabzogen, von den südländischen Wilden niedergemacht, und der ganze Vorrath von Wägen und Lastthieren eine Beute dieser Unmenschen geworden, so daß manchmal ihren blutgierigen Händen kaum ein einziger entronnen ist, der die Nachricht von dem Schicksale seiner Geährten in die Stadt abbracht hätte. Wenn man diese Schwierigkeiten erwägt, so läßt sich die Seltenheit und der oft gänzliche Mangel des Salzes in Paraguay leicht begreifen. Zu Moppa, einem zum Gebiet von S. Jakob gehörigen Flecken, hat einst ein vornehmer Spanier, von dem ich bei meiner Ankunft aus Chaco stattlich bewirthet worden bin, in allen Häusern des Ortes für so viel Salz, als man für zwei reich-geputzte Eyer braucht, jeden von dem Eigenthümer selbst zu bestimmenden Preis anbieten lassen, aber das selbe nicht erhalten. In dieser Zeit wurde überall ein Pfund Wachs für ein Pfund Salz ausgewogen. Die Quarianier verzehren ihr Fleisch und was sie sonst von Eswaaren haben, meistens ganz ungesalzen, indem ein Hausvater von seinem Pfarrer für die ganze Woche nicht mehr als einen einzigen Löffel voll Salz, und das noch aus bloßer Gutmuth seines Seelenhirten am Sonntage erhielt. So eine kleine Portion kam dennoch dem Flecken außerordentlich hoch zu stehen, weil einige bei 1000, und andere bei 7 bis 800 Familien zählten. Da eine Arroba Salz (ein spanisches Gewicht von 25 Pfunden) um 4 Thaler das ist 8 Gulden unsers Geldes gekauft wurde, so kostete das Pfund ungefehr 20 Kreuzer unserer Währung, wiewohl man

man statt des Geldes, weil daselbst keines gang und gäbe ist, Tobackblätter, Ochsenhäute und Kotton hingab. Die Wilden, welche in den abgelegenen Enden wohnen, essen ihre meisten Speisen ungesalzen, weil sie weder Salz noch Salzgruben haben: und das schien mir auch die Ursache zu seyn, warum ihrer so viele mit der Krätze geplaget sind. Die Fleißigeren besonders unter den Abiponern pflegen die Standen, welche die Spanier la Vidriera, die Quaranier Yuqui, die Abiponer Achibitaik oder Ataitaik das ist Salz nennen, und manchmal auch andere zu verbrennen, und sich ihrer Asche statt des Salzes zu Speisen und Arzneyen zu bedienen. Die, welchen der Honig ihr täglicher Unterhalt und Trank ist, würden ihre Zähne bald verlieren, wenn sie denselben nicht mit einem Mittel, das ihnen ihre Väter zurückgelassen haben, zu Hilfe kämen. Sie geben nämlich den alten Indianerinnen Tobackblätter zu kauen. Nachdem diese Mütterchen selbe mit den Zähnen wohl zermalmet haben, speyen sie den Toback mit dem Speichelschaum auf ihre hohle Hand, bestreuen die Masse mit Salz, und rühren und knetten selbe mit dem Finger so lange ab, bis sie schwarz, harzig, und dem Theriak ähnlich wird. Diese aus Toback, Salz, und dem Speichel der alten Weiber zusammengesetzte Masse heißen die Indianer Noeta ihre Medizin, tragen selbe in einem dünnen Horn an ihren Kleidern hängend von Tugend auf bei sich, zwacken von Zeit zu Zeit ein Stückchen mit dem Nagel davon ab, und nehmen es in den Mund. Sie reichen auch selbe ihren Freunden, wie wir den Toback, dar. Diese Arznei, welche dem Europäer, der das bei zusieht, Ekel und Grauen bis zum Erbrechen verursacht, leistet den Wilden, die sich derselben durch ihr ganzes Leben bedienen, unglaubliche Dienste; denn die Meisten von ihnen werden nie kranke, was Zahnschmerzen sind, und bringen ihr ganzes Gebiß unverfehrt in das Grab. Fast täglich überliefern uns die Abiponer in unsern Woh-



nungen um den zu ihrer Medizin nöthigen Toback nebst Salz zu fordern. Vormalß als sie noch keinen Toback gepflanzt hatten, brauchten sie statt desselben eine Wurzel, welche die Spanier Coro, und die Abiponer Noeta nennen. Sie kömmt an der Gestalt ihrer Blätter, Schärfe und der speicheltreibenden Kraft jenem am nächsten. Von der Tobackkultur und den verschiedenen Arten derselben habe ich anderswo gehandelt. Die Quaranier nennen den Toback Pety, die Abiponer aber Npoeték, welches weiter nichts als das durch die abiponische Aussprache verderbte quaranische Wort ist. Auch die Lateiner nennen heut zu Tage den Toback Petum, ein Wort, welches unstreitig von dem quaranischen Pety abgeleitet ist. Andere bezeichnen diese Pflanze mit dem Wort herba Nicotiana, weil Johann Nicot ein Portugiese selbe vor ungefehr 180 Jahren aus Brasilien zuerst nach Europa gebracht haben soll. Die Benennung Toback endlich scheint mir derselben von der Insel Tabago geblieben zu seyn, weil man sie einst von dorthier gebracht hat.

Aber wann würde ich mit meinen Beschreibungen fertig werden, wenn ich von allen Stauden und Pflanzen auch nur den Namen anführen wollte? Von Rosmaria, Rauten, Beifuß, Virga aurea, Münzen und Wermuth habe ich in einigen quaranischen Flecken ganze Wälder angetroffen. Wir kannten auch dreyerlei Gattungen Salbey von verschiedener Gestalt, aber einerlei Kraft. Vom Königsalbey, wie ihn die Spanier nennen, sieht man den wenigsten, weil selben fast niemand anpflanzt. Auch wachsen daselbst fast überall der Borretsch, der Wegerich, die Pappel, der Wohlgemuth, die Gartenkresse, die Dillenzunge, der Erdrauch, der Eisenreich, das Wurzelkraut, das Süßholz und Pfeffer von dreyerlei Arten, nämlich der gemeine Pfeffer, auf quaranisch Gy, der Cumbary welcher sehr scharf aber klein von Körnern ist, und der Aji,

Aji, oder der sogenannte türkische, welcher auch bei uns in Europa wächst. Der Pfeffer heißt auf abiponisch überhaupt Keetaye; aber fast niemand ißt davon gern, weil er herbe und bitter ist. Der Ingwer kommt an seiner Pflanze im Ueberfluß hervor. Europäische Brennesseln hab ich auf einer so grossen Strecke Landes nicht eine einzige gesehen. Endlich hat auch die Natur Paraguay mit einer Menge medicinischer Kräuter als Contrayerva &c. reichlich versehen.

Von den Früchten, welche den Indianern vorzüglich zur Nahrung dienen, wollen wir dieses Wenige anmerken.

Der vorzüglichste Proviant der Amerikaner ist das türkische Korn, welches die Spanier Mayz, die Quaranier Abati, die Abiponer Nemelk und einige Europäer Fusfuruz nennen. Es giebt türkisches Korn von verschiedenen Farben und Gattungen. Unter denen, welche die Quaranier anbauen, kenne ich am besten das Abati hatâ, dessen Körner außerordentlich hart sind; das Abati moroti, das überaus weiche und weisse Körner hat; das Abati mîri, welches in einem Monat reif wird, aber lauter kleine und zwergartige Aehren hervorbringt; endlich auch den Abati Bisngallo, welcher unter allen der berühmteste, und in seinen Körnern eckicht und spizig ist. Wenn man denselben in einem hölzernen Mörser zerstößt, so giebt er ein sehr schmackhaftes und gesundes Mehl. Man mag noch so hungrig und durstig seyn; man ißt es nach einem Augenblick nicht mehr, wenn man dieses Mehl mit Honig oder Zucker vermischt, und mit Wasser trinkt. Das Mehl aus dem Mayz Bisngallo ist daher auch die beste Nahrung der Soldaten von S. Jakob, wenn sie den flüchtigen Wilden nachsehen. Sie machen damit grosse und beschwerliche Streifzüge in wenig Tagen, ohne daß
sie



sie ein Feuer aufzumachen nöthig haben. Auf meinen mit so vielem Ungemach verknüpften Reisen hatte ich oft bei der größten Sonnenhitze keine andere Labniss als dieses Mehl. Die Indianerinnen bereiten sich aus den Maykörnern, die sie theils ganz lassen, und theils in einem Mörser zerstoßen, allerlei Schmaaren; sie backen auch auf der Glut ein dünnes Brod daraus, welches aber den Europäern außer einer Hungersnoth nicht wohl behagen will. Das Brod überhaupt heißt auf quaranisch Mbuyapè oder auch Chippà, oder tortilla, auf abiponisch aber Etantà. Die spanischen Frauen backen sich aus dem Maymehl, nachdem sie es vorher durch ein Sieb mit aller Sorgfalt gereinigt haben, ein weißes, und wenn es neugebacken ist, sehr köstliches Brod. Ich wenigstens zog es allem Getreidebrode vor. Wenn man die Maykörner in einem Mörser zerstoßt, und Wasser dazu gießt, so gerathen sie nach einigen Stunden in eine Gährung, und geben für den gemeinen Spanier, noch öfters aber für die Indianer ein Getränk, welches sie Chicha oder Aloja nennen. Man darf nur die Art der Zubereitung dieses Getränkes kennen um sich dasselbe völlig zu verleiden. So oft die Wilden untereinander gemeinschaftlich zu schmelzen beschlossen haben, so oft lassen sie alte und stinkende Indianerinnen kommen, welche die ihnen vorgegebenen Maykörner mit den Zähnen zermahlen, und dann mit ihrem Speichel in ein Gefäß ausspeyen. Diesen Speichel halten die Indianer für die beste Säure zum Gähren und für das beste Gewürz. Die jungen Weiber sind von der Ehre die Maykörner zerbeißen zu dürfen ausgeschlossen, weil man ihnen unreine Säfte zumuthet. Wem soll nun vor dem aus Wasser, und dieser unappetitlichen Masse zusammengegossenen Trank nicht eckeln und grauen? Die Abiponer, welche Honig und Johannesbrod im Ueberflus haben, essen wohl auch türkisches Korn, aber sie machen
 feigen



keinen Tranß daraus. Ubrigens hat der May; vor dem übrigen Getreide viel voraus, kömmt auch in einem schlechten Boden fort, und ersetzt die Aussaat oft mit tausendfältiger Frucht. Dessen Aehren schmecken, wenn sie zart und in ihrer Milch sind, geröstet oder mit Fleisch gekocht Amerikanern und Europäern. Das türkische Korn stärket, wie immer zubereitet, den Körper, vermehret das Blut, und trägt zur Verlängerung des Lebens nicht wenig bei, wie die Indianer täglich erfahren. Auch wissen wir von keinem Futter, wovon Hühner und anders Vieh sobald fett würden.

Die Batatas.

In dem Speisegemach der Indianer nehmen auch gewisse Wurzeln, welche die Spanier Batatas oder Camotes de Malaga, die Quaranier Yeti und die Deutschen Erdäpfel nennen, einen vorzüglichen Platz ein. Eine so allgemein bekannte Frucht weitläufig zu beschreiben hieße der Donau Wasser zutragen. Unstreitig aber werden die deutschen Erdäpfel von den paraquayischen sowohl in Ansehung der Größe, als ihrer Güte übertroffen. Diese Wurzeln, ich möchte sie lieber Rüben nennen, sind in Paraquay theils weiß, theils roth, und zuweilen auch gelb. Die rothen sind nach meiner Meinung die schlechtesten, die gelben hingegen, welche die Quoranier Yeti paracà nennen, die besten.

Die Mandubi.

Eine Frucht, um welche Amerika zu beneiden ist, und die Europa zu wünschen wäre, ist die Mandubi, wie sie die Quaranier, oder Mani, wie sie die Spanier nennen. An ihrer Größe, Gestalt, die der Rinde angenommen, und dem ölichten Wesen gleicht sie einer Mandel.



del. Sie wächst unter der Erde aus einer schönen ungehehr zween Fuß hohen Pflanze. Ihr Stengel ist vierseitig, mit Haaren bewachsen, grün und ein wenig röthlicht. Jeder ihrer schlanken Aeste hat vier theils hellgrüne, theils weißlichte Blätter, und ist mit einer Art von Wolle überzogen. Wo die Aeste anfangen, wachsen safrangelbe und an dem Rande rothe Blüthen an einem kleinen Stengel mit dreien Blättern umkränzet heraus. Die Wurzeln dieser Pflanze sind kurz, eng und krumm. Länglichte und blaßgelbe Schoten mit einer dünnen Rinde hängen daran. In jeder derselben sind ein oder zween Kerne (denn es giebt auch mehrere Gattungen der Mandubi) eingeschlossen. Diese Kerne haben eine schöne purpurrothe Haut, und ein überaus weißes und ölhtes Fleisch. Ein wenig geröstet, oder gebraten, sind sie den Europäern sehr willkommen. Das daraus gepresste Del ist eben so gut oder vielmehr noch besser als das Olivensöl, und wird zum Salat wie auch zu andern Speisen statt der Rindsfette oder des Butters gebraucht. Ich habe einen Italiäner von Bergamo gekannt, welcher seinen Schnupstaback, nachdem er selben vorher gehörig zureitet hatte, mit diesem Dele beaß, und dadurch dem spanischen Toback gleichmachte. Diese vortreffliche Frucht habe ich vielmal unserem Europa gewünscht, weil sie so vielfältigen Nutzen abwirft.

Verschiedene Hülsenfrüchte.

Außer den Linsen, Bohnen, Phisolen und andern Hülsenfrüchten, welche man aus Engelland, Italien, Deutschland und Afrika in Paraquay gebracht hat, (die Abisponer heißen sie Nauvirgilà, die Quaranier aber Cumandà) giebt es auch daselbst Melonen, Kürbisse und Gurken, welche auf verschiedene Weise zubereitet werden, und nicht nur den Magen anfüllen, sondern auch dem Gaumen



Bäumen schmeicheln, in unendlicher Mannfaltigkeit. Die Spanier nennen sie Zapallos, von welcher die süßesten einst aus Angola, einer afrikanischen Provinz, gebracht worden sind, andere aber bei den Quarantern Quarahia, Carapepe heißen. Die Curuqua eine Art Kürbisse sind sehr groß, hängen an einem Stengel, und winden sich um die Säule und nächsten Bäume. Geocht ist dieser Kürbis eine angenehme Nahrung und eine sehr berühmte Arznei für die, welche mit dem dreytägigen Fieber behaftet sind. Zu Hause kann man sie mehrere Monate aufbewahren, wo ihre Kerne das Gemach mit einem unvergleichlichen Geruch erfüllen. Die Zuckermelonen wachsen überall. Sie sind übermäßig süß, werden aber bitter, wenn man sie nicht sogleich herabnimmt, als sie zeitig sind; auch setzt sich hernach eine Art abscheulich stinkender Wanzen darinn an. Die Wassermelonen, welche die Spanier Sandias, die Abiponer aber Kaamalakà die Speise der Spanier nennen, sieht man allenthalben sehr häufig und groß. Zu S. Jakob de Storea, kommen sie, weil dort ein sandichter Boden ist, ungemein süß und von einer ebentheuerlichen Größe, die allen Glauben übersteigt, zum Vorschein, wiewohl man sie auch anderer Orten nicht klein findet. Ihr Fleisch ist bald rosenroth, bald safrangelb, allemal aber so kalt als Eis, und erquicket die durstige Kehle und matten Glieder über alle Erwartung, ohne daß der Magen hiebei Gefahr ließe, besonders wenn man Wasser darauf trinkt; denn mit dem Wein, welches sehr sonderbar ist, vertrauen sich diese Melonen nicht. In einem Orte, wo die Luft freien Durchzug hat, können sie, aufgehangen, den größten Theil des Jahres unversehrt erhalten werden. Nasse Jahre schaden den noch nicht ausgewachsenen Melonen am meisten, weil sie so viel Wasser verschlingen, daß selbe, ehe sie noch reif werden, zerplätzen, oder wenn sie es werden, versaulen.

Der



Der Salat, der Rettich, der Senf &c.

Der Salat sowohl der Endivien, welcher auf latein Intybus Sativus, und auf spanisch Elcarola heißt, als auch der Krause oder der wie der Kohl aus Häuptern besteht, gedeihet in den Wintermonaten, wenn man ihn gehörig pfleget, im Ueberflusse, in Sommermonaten aber nur sehr selten, es sey denn an den Ufern der Bäche; denn in den Gärten wächst er sogleich aus und treibt Saamen wegen der zu großen Sonnenhitze. Europäische Rüben wachsen das erste Jahr, das sie gesäet werden; das zweite Jahr aber arten sie gemeinlich in den schwärzesten und schärfesten Rettig aus; denn der Boden von Paraguay kommt dem Rettig besonders wohl zu statten. Bloss von dem Saamen, welchen der Wind von umgekehr aussirenet, wachsen in den Getreidefeldern als eine Art Unkraut ungeheure Stücker, welche dem Getreide grossen Schaden thun. Den Senf, diese so gesunde Fleischwürze (auf spanisch Mbolstaza) sieht man fast in allen Gärten. Den europäischen Meerrettig (Kreen, Nasturtium) dessen Wurzeln die Deutschen mit dem Rindfleisch essen, kennt man in ganz Paraguay nicht, wiewohl der Garten, oder Brunnenkress, auf spanisch Naslnerço, in allen wässerichten Orten von selbst wächst. Europäischen Saffran, auf spanisch Azafrañ, hat man in ganz Paraguay ebenfalls keinen. Der amerikanische hat bloß den Namen und die Gestalt mit dem unsrigen gemein, und wird nur zum Gelbfärben, nicht aber zu den Speisen gebraucht. Spargel wächst auf dem Felde, aber bitter, und so dünn wie ein Faden; allein er würde ohne Zweifel ohne Vergleich größer, wenn man ihn in Gärten pflanzte. Der Zwiebel und Knoblauch, dieser Schmuck der Küche, und Zierde der Tafeln, ohne welchen in Europa viele Völker nicht leben können, werden von den Spaniern mit unglaublich

Unglaublichen Fleiß und Aufwande gepflanzt, indem sie selbe auch roh zum Frühstück mit vielem Appetit zu sich nehmen. In den Wäldern und Feldern giebt es auch allerlei Schwämme, wiewohl niemand selbe anzurühren oder zu verkosten das Herz hat. Die Verenjena, auf lateinisch Melongena, die Tomates, auf deutsch Paradeisäpfel, und andere dergleichen Delikatessen, welche man in Spanien besser als in Deutschland kennt, sind in den Gärten und auf dem Tische überall zu sehen. Weil die Indianer bloß nach dem Süßen haschen, so streuben sie sich wider den Kettig, Senf, Garieukress Salat, wenn selber mit Essig zugerichtet ist, und überhaupt wider alles, was sauer, scharf oder herbe ist, aus allen Kräften. Die Abiponer, welche, als sie noch in der Irre herumzogen, weder auf eine Aussaat dachten noch einer Erndte nöthig hatten, assen wie die Vögel und das Gewild, alles, was ihnen bei ihren Raubereyen in den Wurf kam, oder was ihnen auf der Jagd von den Erzeugnissen der Wälder, Felder, Seen, und Flüsse in die Augen fiel. fanden sie auf der Oberfläche der Erde nichts, was ihren Magen befriedigte, so suchten sie unter derselben und im Wasser gewisse Wurzeln, deren sie eine Ne'yeka, andere Hakamik, und die übrigen Leëkate nennen. In den meisten Wäldern trifft man auch eine Art überaus kleiner Bohnen an, welche bei ihnen den Namen Nauvirgilä führen. Gekocht stillen sie zwar den Hunger; aber schmackhaft sind sie nicht.

Das Getreid.

Der Boden in Paraguay ist besonders um Buenos Ayres, Montevideo und S. Jakob in Zufuman herum außerordentlich fruchtbar an Getreid. Sonderbar, aber dennoch gewiß ist es; daß die meisten eingeborenen Spanier das Getreidbrod kaum einmal in ihrem Leben

Kosten, weil sie die Mühe beim Abbauen und Mahlen des
 Getreides scheuen. In ganz Paraguay sieht man nicht
 eine einzige Wassermühle. Die Mühlsteine müssen durch
 Pferde oder Maulthiere getrieben werden. Dennoch giebt
 es an einigen Orten auch Windmühlen. Von diesen
 sah ich in Buenos Ayres nur zwei. Das paraquayische
 Getreid ist von dem europäischen verschieden; denn es
 hat einen kürzeren Halm, längere Aehren, und größere
 Körner. Die guaranischen Schnitter schneiden bloß mit
 einem gemeinen Messer die Aehren allein ab und lassen
 die Halme stehen um selbe nachmals zu verbrennen,
 weil ihre Asche die Felder besser als jeder Dung düngt.
 In den Flecken der Quaranier wird nicht mehr Getreid
 ausgesäet, als man in einem Jahre zu verzehren gedent-
 et. Wenn die Erndte glücklich ausfällt, wird alles in
 Säcken oder in den Scheuern vom vorigen Jahre noch
 übrige Getreid den Indianern umsonst ausgetheilet, wel-
 che dasselbe vermög ihrer natürlichen Trägheit lieber ge-
 kocht essen, als mahlen und backen wollen. Alle Tage
 wurde zweenen Priestern, welche die Aufsicht über den
 Flecken hatten, ein neugebackenes Semmelbrod beim Mit-
 tagmahle aufgesetzt. Einem alten Gebrauch zufolge wur-
 de auch eine Semmel sammt einer Portion Rindfleisch,
 welches in unserer Kuchel war gesotten worden, zu Mit-
 tag den Kranken in das Haus geschickt. In den voll-
 reichen Flecken, welche oft 4 bis 6 und 7000 Einwoh-
 ner zählen, war die Anzahl der an die Kranken täglich
 abgelieferten Semmeln sehr beträchtlich. Auch den übrig-
 theilichen Personen des Fleckens wurden an gewissen Tagen
 des Jahres, da man sie festlich bewirthete, solche Mund-
 semmeln vorgelegt. Außerdem gaben wir nicht bloß den
 Obrigkeiten und Kranken, sondern auch gemeinen In-
 dianern, wenn es die Umständefügten, von diesem
 Brod; daß also das Getreid unstreitig größtentheils von
 denjenigen aufgezehret worden ist, welche es gebauet und



geerndet haben; welches mir auch nichts mehr als billig deucht. Das Getreid wird hier zu Lande nicht mit dem Flegel ausgedroschen, sondern von den Pferden ausgetreten, indem man ihrer bei 100 oder 200 in dem Hof, wo die Aehren liegen, und der umzäunet ist, herumtreibt. Dadurch ersparet man viele Zeit und Mühe. Den Haaber kennen die Paraquayer auch dem Namen nach nicht: wird doch auch in Spanien, wie ich von Spaniern selbst gehöret habe, keiner gebauet. Was dort vor dieser Getreidart wächst, wächst als Unkraut; denn daselbst werden die Pferde nicht mit Haaber sondern mit Gerste gefüttert.

Der Wein.

Außer den tukumanschen Städten Corduba, Rioja, und Catamarca giebt es fast gar keine Weinlese. Allein der in diesen Orten ausgepreßte Wein erklecket nicht einmal für die Priester zum Meglesen, so daß man den abgäugigen von den dießseits des Gebietes gelegenen Gebirges in Chili gelegenen Städten Mendoza, S. Ludwig und S. Johann mit unsäglicher Mühe und außerordentlichen Kosten herbringen muß. Die Spanier in Paraquay scheuen weder den Wein noch den Weinbau. Der Boden und der Himmelsstrich ist daselbst den Reben besonders günstig, und der Wein, der daselbst wächst, feurig und gesund, aber, wenn man die Größe des Landes in Erwägung zieht, sehr wenig, welches aber nicht der Trägheit der Einwohner, sondern den unendlichen Ameisenschwärmen zugeschrieben werden muß, die da die Hoffnung des Wüinters vereiteln und die Reben zernagen. Die Trauben, welche der Gefräßigkeit der Ameisen entgehen, werden von den Wespen und Holztauben, die sich bei der Nacht schaaarenweise darauf niederlassen, geplündert. Aber ich erinnere mich hiervon schon anderswo das Nöthige gesagt zu haben.

Versteinerungen.

Zu dem, was ich bereits von den in Paraquay befindlichen Seen und Flüssen gesagt habe, finde ich weiter



nichts merkwürdiges mehr hinzuzusetzen. Ich habe schon an einem andern Orte die Erwähnung gemacht, daß in dem Flusse Parana die größten Blöcke Holz versteinert werden, welche in Europa und besonders in Frankreich, dem Vaterland der berühmtesten Künstler, ohne Zweifel theuer abgesetzt und die Kabinete der Fürstenpersonen und ihre Juwellschränke zieren würden. Ich habe auch in dem Walde Urucuty'y Ochsenhörner in marmorbesprengte und gleich dem Kiesel, wenn man mit dem Stahl daran schlug, funkensprühende Steine verwandelt gesehen, und selbe nach S. Joachim gebracht um sie meinen Amtsgesährten gleichfalls sehen zu lassen. In den Strichen von Paraquay, welche ich durchgereiset bin, ist mir nirgends ein Gesundbrunnen oder sonst ein Mineralwasser zu Gesicht gekommen. Dennoch hat der P. Joseph Sanchez Labrador, dessen ich schon einmal mit Ruhme gedacht habe, auf seinen Reisen durch die Flecken der Chiquiten an zweenen Orten warme Bäder entdeckt, welche ich fast mit seinen eigenen Worten beschreiben werde. Die Quelle des einen Bades ist unweit des Fleckens S. Jakobs mitten im Walde. Sie ist groß und ungefehr 3 Schuh tief. Da das Wasser von unten heraussprudelt, so giebt es einen Klang von sich, als wenn es in einem kupfernen Kessel am Feuer köoe. Taucht man den Fuß hinein, so wird man eine heftige Hitze fühlen, welche man aber bald darauf erträglicher findet. Auf dem Wasser schwimmen kleine Fische herum, welche aber niemand beschwerlich fallen. Bloß der Schwefelgeruch desselben ist ein wenig unangenehm. Das Ufer der Quelle ist mit Kalksteinen eingest. Je weiter das Wasser von seiner Quelle wegstießt, desto mehr verliert es von seiner ursprünglichen Wärme, und bildet endlich einen Bach, welcher bei dem Flecken von dem Herzen Jesu vorbeiläuft, und sich drey Meilen von dannen in den großen Palmwäldern verliert. Viele, die
lang



lang und schwer krank waren, haben in diesem Bade ihre Gesundheit wieder erlangt. Im Angesichte des Fleckens S. Johann entspringt an dem Rande eines Felsens eine andere kleine Quelle mit siedendem Wasser. Sie formiret in dem nahen Thale einen Teich, aus dem nachher ein Bach heraussießt. In der Urquelle ist dieses Wasser zwar heiß, wird aber nach einiger Entfernung von derselben immer kälter, und von den Chiquiten getrunken. Im Trinken ist es weit unannehmlicher als gesund: indem die Meisten demselben die mindere Fruchtbarkeit der Indianerinnen in diesem Flecken zuschreiben. Eben dieses klagen auch die Einwohner von S. Jakob. Ich schließe aber daraus bloß, daß dieses Wasser für den Kranken, der sich damit wäscht, heilsamer ist, als für den Gesunden, der es trinkt. Was ich bisher von den Chiquiten gemeldet habe, und noch einige Nachrichten bin ich den Beobachtungen und Erzählungen des P. Joseph Sanchez eines der emsigsten Naturforscher schuldig, als mit welchem ich nicht nur in Paraguay durch viele Zeit täglich umgegangen bin, sondern auch verschiedene Reisen zu mehreren Monaten gemacht habe. Ich wünschte nur, daß ich die vortrefflichen Zeichnungen bei der Hand hätte, die er von den wilden Thieren, Vögeln, Fischen und Pflanzen in Paraguay mit der Feder ausgearbeitet hat. Sie wären es werth von einem wienerischen Stichel in Kupfer gegraben zu werden. Von den Metallen, oder besser zu sagen, von dem Metallmangel in diesem Lande habe ich anderswo geredet. Das Ubrige, was noch Paraguay angeht, habe ich gelegentlich meiner Geschichte kurz eingeschaltet. Uiber die Thiere, Bäume und Pflanzen bin ich nur leicht weggegangen, wie einer, der seine Reise beschleuniget. Ich wollts nur das Nothigste und überhaupt, aber mit der strengsten Aufrichtigkeit anmerken. Wer sich hierinn genauer unterrichten will, darf nur die Kräuterbücher und Botaniker nach-



schlagen, welche diesen Stoff eigends in grossen Bänden abgehandelt haben. Findet man bei mir etwas, worinn ich von diesen Schriftstellern abgegangen bin, so darf man darum weder mich noch sie eines Irrthums oder einer Unwissenheit beschuldigen, indem zwischen denselben hunderterlei Streitigkeiten über den Namen, die Gestalt und Eigenschaften besonders der amerikanischen Produkte obwalten, und der eine das läugnet, was der andere behauptet. Oft denken beide über etwas gleich, und gehen nur in Worten von einander ab, weil einer den andern mißverstehet, und jener vom Zwiebel und dieser vom Knoblauch redet. Die Menge der Sprachen und der Mangel an ihrer Kenntniß war sehr oft die einzige Quelle der Zänkereyen, so daß es schwer hält zu bestimmen, wem aus beiden man beistimmen soll. Ich meines Theils habe mir gleich Anfangs, als ich an die Beschreibung der paraquayischen Produkte Hand anlegen wollte, zum Grundsatz gemacht, meinen Augen mehr als fremden Nachrichten zu trauen, denjenigen aber am wenigsten, welche Amerika entweder gar nicht oder doch nur wie Reisende mit einem flüchtigen und unsicheren Auge gesehen haben. Indessen will ich niemand bereden, auf meine Worte zu schwören. Ich bin in meinen Behauptungen nichts weniger als hartnäckig; denn ich weiß zu gut, wie oft auch das schulgerechteste Pferd strauchelt; und wie sehr sich oft die berühmtesten Schriftsteller betrügen und fehlretten. Aber genug hiervon. Ich eile zu meinen Abiponern als dem Hauptgegenstande meiner Geschichte, damit ich mir nicht den Vorwurf zuziehe, als hätte ich mich zu lange im Eingange derselben aufgehalten.

Ende des ersten Theils.

D r u c k f e h l e r.

In der Vorrede statt vollständig lies vollständig
 — — Anmerkung statt Peti lies Peti

Seite	Zeile	anstatt	lies:
4	33	Stasse	Strasse
8	30	Manilla	Manila
9	8	Luyaba	Cujaba
9	28	Städtchens	Fleckens
10	22	Spagniern	Spaniern
11	14	30 Minut.	20 Minut.
12	3	soll es heißen: deren die erste an dem westlichen, die zweyte aber an dem östlichen Ufer der Parana erbauet ist.	
13	6	Aukanigas	Yaaukanigas
14	9	Siffbau	Schiffbau
16	19	Alabarazie	Albarrazin
16	31	für einen	für einen jeden
17	22	1762	1732
17	8	unterliegen	erliegen
18	20	wahrhaft	wahrhaft
18	21	unverschämen	unverschämten
18	27	Städte	Flecken
22	10	25	28
22	22	gegen	wider
26	16	Aquamirano	Altamirano
28	6	konnten	konnte
28	29	Della	De la
29	33	ein tüchtiger	wenn ein tüchtiger
31	31	Neenquirù	Neenguirù
33	21	nicht	—
34	6	vor Unser lagen	uns aufhielten
34	16	Gazettas	Gazetas

Seite	Zeile	anstatt	lies :
34	30	Andronaequi	Andonaegui
35	23	Upruaq	Ursprung
36	9	Nanderubicha	Nanderubicha
38	30	Rugheit	Ringheit
46	22	abgeordr	abgeord.
46	23	Fed.	Feder
53	2	Argandona	Argandoña
57	17	Banado	Bañado
58	29	derselben	denselben
59	15	Inate	Inate
65	16	Bögen	Reisetruhen
65	30	überall wie	wie überall
66	11	Los chichas	Las chichas
70	7	20000	10000
73	23	1767	1697
74	22	Escanadon	Escandon
75	4	sie es waren	sie waren es
78	4	Plomes	Planes
78	5	Corlada	Cortada
78	9	1757	1767
85	20	Tupa	Tupa
94	16	Kräfte	Kräfte
115	13	Sommerhitze	Sonnenhitze
148	18	Uerzte	Erzte
156	6	Achibifaja	Achibifak
177	12	Sachen	Sache
177	15	Im Geheime	in Geheim
177	24	Schmähungen	Schmähungen
177	29	zwar ohne seine Schuld	vielmals wiewohl ohne seine Schuld
178	34	dieselben	dieselbe
179	24	gelegten	angelegten
180	11	Schutzwehre	Vormauer
181	10	wovon	deren
184	6	Viola d'amour	Viole d'amour
184	8	Sacacku	Sacachu

Seite	Zeile	anstatt	lies :
185	23	von dem Grimme	vor dem Grimme
186	11	bekommen	bekamen
187	20	und Brand	den Brandwein
188	1	haben	habe
189	27	stallsten	steilsten
189	3	28	25
189	31	sich	sie
189	35	aufgesteuert	aufgesteckt
192	7	eingenommen	mitgenommen
192	7	Krucken	Krücke
192	13	8 Tagreise	5 Tagreisen
195	12	Bauchtragen	Bauchtragen
203	24	brasilianische Weis- ber	mit brasilianischen Weis- bern verheurathet
234	18	Ranconier	Rançonier
242	15	In weniger	Je weniger!
277	35	Ein Fischer	Ein Fleischer
278	1	Quaranier	Paraguayen
286	32	Aguillas	Aguilillas
296	12	Cubayba	Cupayba
331	6	ελαφοκαμυλον	ελαφοκαμηλον
342	15	Tayaça	Tayaçu
418	9	Cordors	Condors
430	3	Ereyabe	Ereybae
431	21	graue Farbe	grüne Farbe
453	11	Villelas	Vilelas
469	7	Lustseuche	Lustseuche
477	7	Glänzed	glänzend
480	21	soll es heißen: bei 200 Meilen weit nach Buenos Ayres gebracht worden, wo sie sehr hoch zu stehen kommen, in- dem diese Stadt auf allen Seiten von Wäldern entblößt ist.	
480	29	Bretterischneiden	Bretterschneiden
480	30	Allen	Allein

Seite	Zeile	anstatt	Lies:
481	14	wegen der und Dicke Geradheit	wegen der Dicke und Geradheit
489	12	Schiedel	Schindel
500	29	dieses	dieses
501	2	Nachtische	Nachtische
509	35	Ycà	Yucà
519	4	Quaycàn	Quayacàn
519	5	Algarroba	Algarrobo.
520	20	Cevil	Çevil
524	23	niedrig	klein
527	20	Inigo	Indigo
556	22	zufereitet	zubereitet
556	23	Spanischen	spanischen
558	18	Mbostaza	Mostaza
553	23	echtit	echtig ist.

St hen Flecken

In

Seuras hen.	Verstor- bene Er- machene	Verstor- bene Kinder	Kommu- nionen.	Seelen.
----------------	---------------------------------	----------------------------	-------------------	---------

Getro. Sie geriet von ungerech
in dessen, was ich von der stars
kenne solche Art pflegten wir unsere
jaß wir verschiedenen indianischen
Räterhof zu erstatten. Ueber die
großern; denn neben dem, daß die
Wnner, welche sehr oft theils zu
Kidurch das Ungemach des Krieges
undicksale der quaranischen Kolonien
gäische Menge Einwohner zählten,
wuld durch den Hunger, woran oft
die und nicht selten die Viehseuche
Sorhin minder bevölkerte Flecken,
welitten, an Volksmenge beträcht-
lichten alle Flecken der Quaranier
zuo alten noch zween neue S. Joas-
chimen waren. Die Tabelle desto
ve



317

11

12

31

CHARR

32

de Charroux

Rio

33

R

34

R

35

P
L

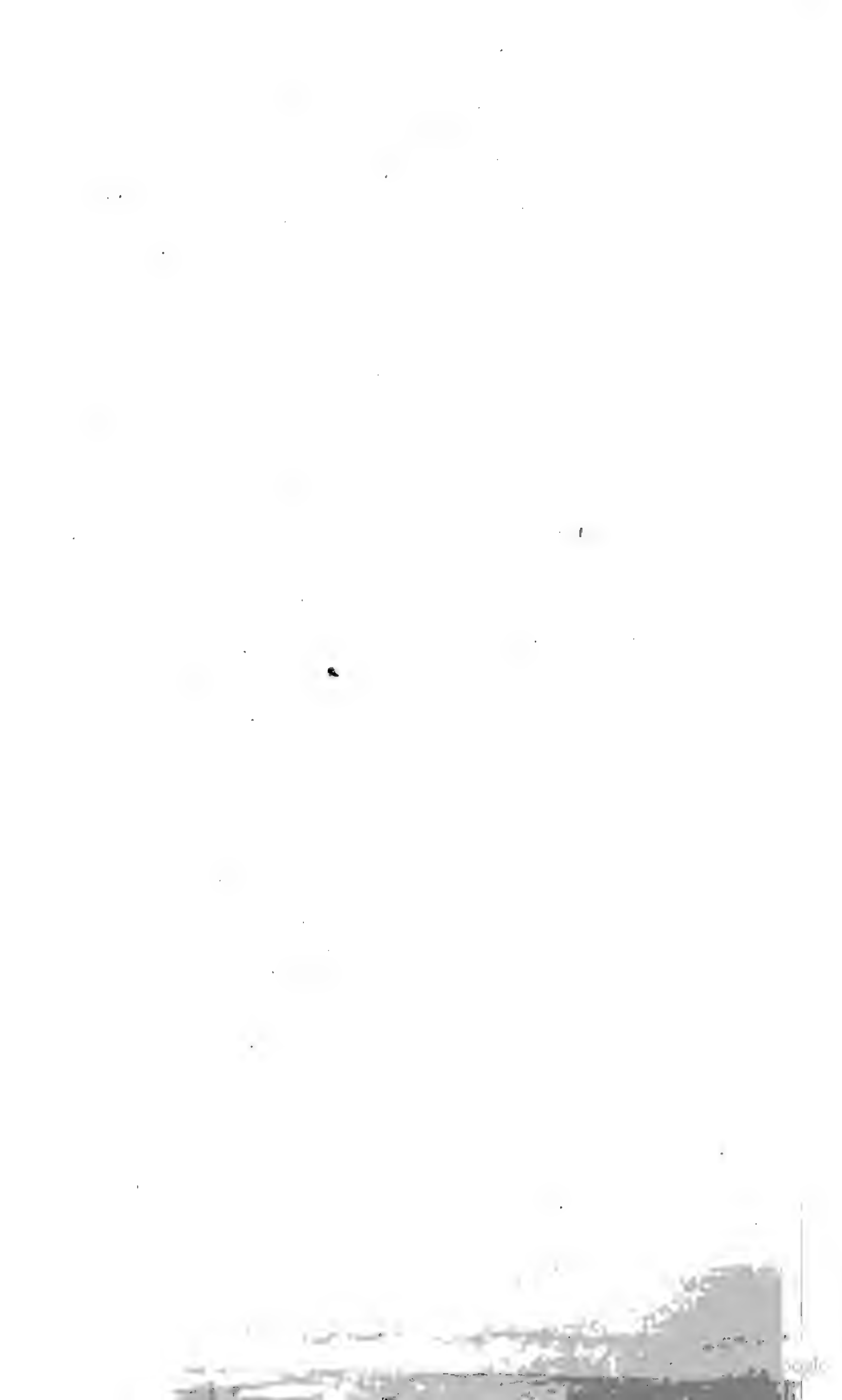
36

Scab

37

318





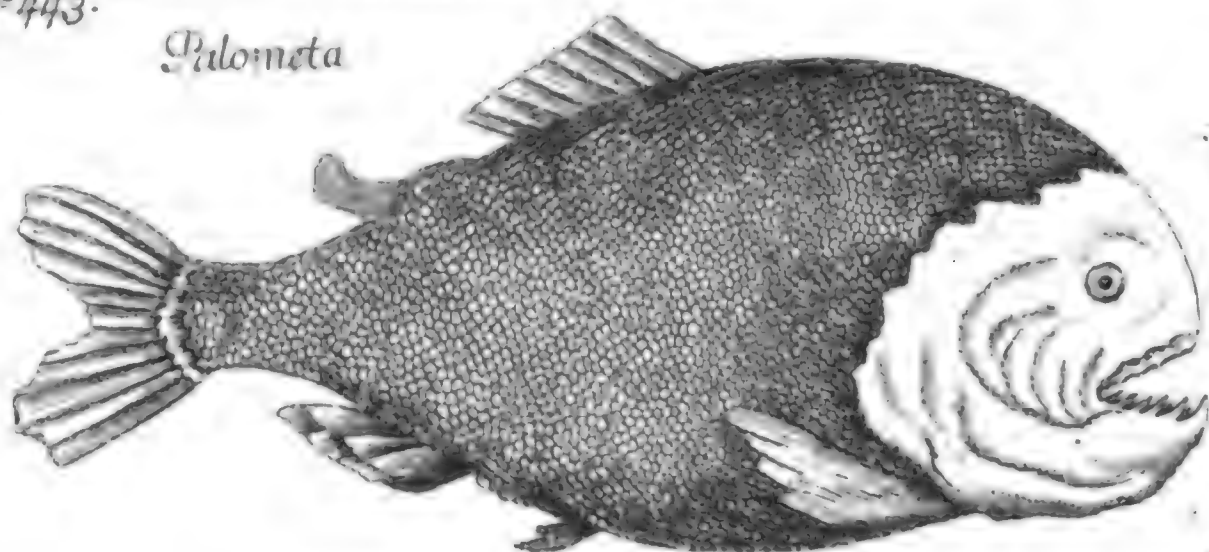
Page



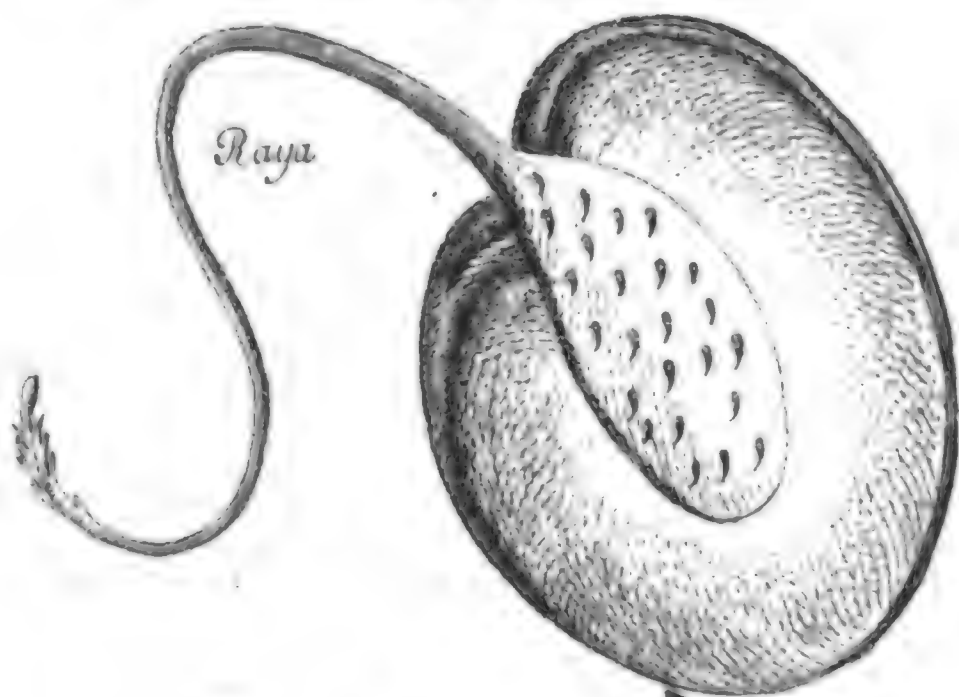


Plat. 443.

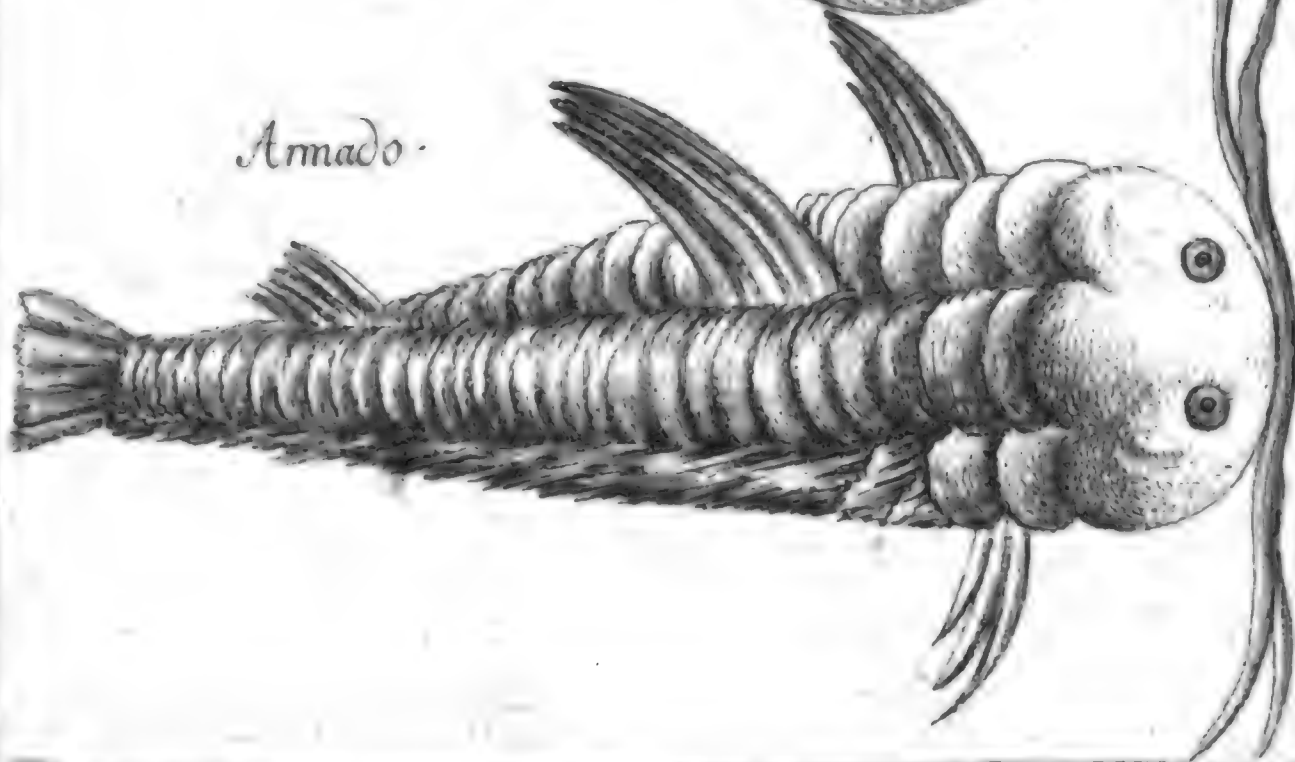
Pulometa



Raya



Armado.



COLONIA A
A Rosario &
A Barbaris Ma
& Oaekakalot
Circiter Sexce
anno 1765 die

